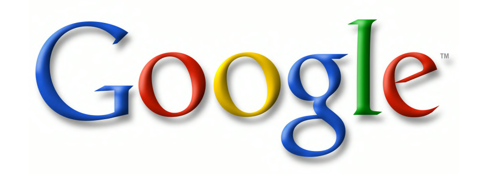
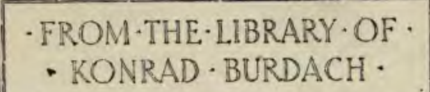


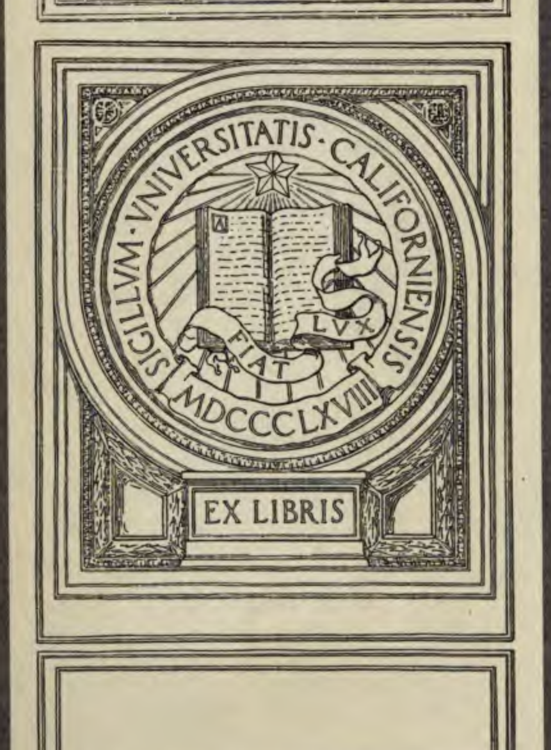
# HUGO GANZ




# VOR DER KATASTROPHE

## EIN BLICK INS ZARENREICH


·FROM·THE·LIBRARY·OF·
· KONRAD · BURDACH ·


SIGILLVM·VNIVERSITATIS·CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

# Vor der Katastrophe

# Vor der Katastrophe

## Ein Blick in's Zarenreich

Skizzen und Interviews aus den russischen Hauptstädten

von

**Hugo Ganz**

4.—6. Tausend



Frankfurt a. Main · Literarische Anstalt
Rütten & Loening
1904

---

**Umschlagszeichnung von *Jakob Nussbaum.***

**Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig.**

MEINER LIEBEN FRAU

DER TREUEN HELFERIN

ZUGEEIGNET.



# Vorwort

Die nachstehenden Skizzen und Interviews sind die Früchte eines Aufenthaltes in den russischen Hauptstädten, der in die kritischen Monate Januar, Februar und März dieses Jahres fiel. Niemand weiß besser als der Verfasser, daß es unmöglich ist, in so kurzer Zeit fremdartige Verhältnisse, wie es die russischen für uns sind, wirklich kennen zu lernen. Trotzdem schien es ihm zweckmäßig, seine Wahrnehmungen mitzuteilen, und zwar aus folgenden Gründen. Über russische Vorgänge werden wir im Auslande selten oder nie von vorurteilslosen und unabhängigen Männern unterrichtet. Die ansässigen Korrespondenten auswärtiger Journale haben Rücksichten auf die Sicherheit ihrer Existenz zu nehmen, die unterirdischen Mitarbeiter der revolutionären Journale aber verfolgen mit ihrer Berichterstattung ganz bestimmte revolutionäre Zwecke. Uns, die wir nicht russische Politik machen, sondern uns nur über die russischen Zustände informieren wollen, ist weder mit offiziöser noch mit revolutionärer Tendenzmacherei gedient. Wie aber können wir uns annähernd wahrheitsgemäße Aufklärungen verschaffen? Die moderne Journalistik hat die Form



der Enquete gezeitigt, die am ehesten geeignet ist, im raschen, journalistischen Dienst die subjektive Unzulänglichkeit des Berichterstatters zu korrigieren. Der Forschende bedarf nur geeigneter Verbindungen und vollster Aufrichtigkeit, um verwendbares Material für die Bildung eines Urteils zu beschaffen. An guten Verbindungen hat es dem Autor nicht gefehlt, seiner journalistischen Loyalität braucht er sich nach einem halben Menschenalter politischen Dienstes auf recht exponiertem Posten nicht erst zu berühmen. So darf er mit der gebührenden Bescheidenheit die Resultate seiner Studien immerhin einem weiteren Kreise vorlegen, um so mehr, als er sich in den meisten Fällen darauf beschränkte, die Äußerungen seiner zumeist sehr hochstehenden Gewährsmänner wiederzugeben, die über den Verdacht einer absichtlichen Irreführung erhaben sind. Wenn sich die Katastrophe des russischen Staates nun noch näher zeigt, als die meisten der rücksichtslosen Beurteiler hofften oder befürchteten, so tragen die ganz unerwarteten Erfolge der japanischen Waffen daran die Schuld. Wer heute dieselbe Studienreise wiederholen würde, dürfte weit entschiedenere Urteile zu hören bekommen (insbesondere, seitdem es den Revolutionären gelungen ist, den so überaus scharf bewachten Minister Plehwe aus dem Wege zu räumen). Aber auch so wird der ungeschminkte Bericht den ausländischen Zeitungslesern noch genug des Überraschenden bieten.

Wegen eines aus der Entstehungsart des Buches

resultierenden Mißstandes hat der Autor noch um Entschuldigung zu bitten. Es dürften dem Leser manche Wiederholungen bei der Lektüre aufstoßen. Sie rühren daher, daß die einzelnen Artikel für verschiedene Zeitungen bestimmt waren, und daß gewisse Endergebnisse der Studienreise in ihnen allen enthalten sein sollten. Eine nachträgliche Retouche zur Ausmerzung dieser Wiederholungen wäre aber ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. So muß sich auch der Leser gefallen lassen, was der Autor selbst in Rußland des öfteren beklagte: die Monotonie der politischen Darlegungen.

Einen anderen Mißstand aber verursachen die jammervollen politischen Verhältnisse selbst. Der Autor durfte nicht einen einzigen seiner Gewährsmänner nennen, ja er mußte sich direkt bemühen, sie unkenntlich zu machen. Der Leser wird diesen Mißstand vielleicht am ehesten entschuldigen. Er trägt nur dazu bei, das System im größten Reiche Europas zu charakterisieren. Die russischen Reaktionäre haben für die Knebelung ihrer öffentlichen Meinung und die unumschränkte Herrschaft ihrer Polizei nur eine Erklärung: das russische Volk sei noch zu unselbständig, um die Vormundschaft entbehren zu können, und einmal irregeführt, so bestialisch, daß es humaner sei, die „Aufklärer" auszurotten, als sie gewähren zu lassen. Der unbefangene Leser wird nach der Lektüre meiner Mitteilungen in der Lage sein, diese russische Humanität zu würdigen. Eine regierende Kamorra sichert ihr Regime mit allen Mitteln, auch den verworfensten

— das ist die russische Staatsraison. Zur Grausamkeit fügen die regierenden Übermenschen noch den blutigen Hohn. Das Wort Humanität nimmt man in den Mund nur für die ausländischen Einfaltspinsel, die man leider nicht entbehren kann, weil sonst die Mittel ausgingen zur Fortfristung des Systems.

Seis a/Schlern, im August 1904.

Der Verfasser.



# Inhalt.







## Das Land der Rätsel.

Es war ganz kurz vor meiner Abreise, als mir zufällig ein bekannter Wiener Schriftsteller*) begegnete.

„Sie fahren nach Rußland?“ redete er mich an. „Ich beneide Sie fast. Das ist für uns ein Land der Rätsel. Große Künstler und Schriftsteller und eine zweifelsohne hochgebildete Oberschicht der Nation, dabei politische Zustände von gradezu grotesker Zurückgebliebenheit, wie reimt sich das zusammen? Wie ist es möglich, dicht neben verhältnismäßig freien Verfassungsstaaten ein Regime zu konservieren, das keine persönliche Freiheit und kein Briefgeheimnis kennt, in dem es nur einen Herrn gibt, die absolute Polizei?“

„Sie stellen genau die Fragen, die mich dorthin führen,“ erwiderte ich. „Wir kennen Rußland nicht. Wir staunen seine großen Schriftsteller an, aber wir begreifen nicht, wie ihre Größe möglich ist bei einem Zustand des öffentlichen Lebens, das eher an ein Zuchthaus erinnern mag, als an ein

*) Arthur Schnitzler.

zivilisiertes Staatswesen. Und die Frage, die sich uns immer wieder aufdrängt, ist die: entspricht unsere Vorstellung von diesen Zuständen auch der Wirklichkeit, oder unterliegen wir einer Täuschung wie jemand, der etwa das öffentliche Leben Deutschlands ausschließlich nach den Reden Bebels und anderer Radikaler beurteilen würde? Wir kennen doch nur die oppositionelle oder revolutionäre Literatur Rußlands, und an und für sich erscheint es doch kaum glaublich, daß ein System sich behaupten könnte, wenn es den Schilderungen entspräche, die sich nicht genug tun können in der Brandmarkung seiner ganz unmenschlichen Verruchtheit."

„Sie reisen also ohne alle Vorurteile?"

„Ich glaube sagen zu dürfen, vollkommen frei. Wir sind ja längst kuriert von der Doktrin, die für alle Zeiten und Länder eine und dieselbe Regierungsform als allein seligmachend vorschreibt. Vor allen Dingen weiß ich mich ganz frei von der kindischen moralischen Wertung der verschiedenen politischen Auffassungen; man kann konservativ und ein Gentleman und radikal und ein Lump sein, und umgekehrt. Wenn ich zu der Auffassung gelangen sollte, daß der russische Absolutismus in gutem Glauben von ehrlichen, russischen Patrioten verteidigt wird und verteidigt werden kann, so wird nichts mich hindern, das frei zu bekennen. Ein redlicher Beobachter darf auf gar keine Doktrin eingeschworen sein."

„Dann bin ich doppelt begierig auf die Resultate Ihrer Studien."

Wir trennten uns.

Ich habe dieses charakteristische Gespräch hier angeführt, weil es besser als alles andere dartut, was der intelligente Europäer heute über Rußland erfahren möchte, und was mich im tiefen Winter, in dem kritischen Zeitpunkte vor dem Ausbruch eines großen Krieges nach dem nordischen Reiche geführt hat. An dem baldigen Ausbruche dieses Krieges hat in Europa damals (Anfang Januar) kein Politiker gezweifelt, der von offiziösen Beeinflussungen frei war. In Rußland selbst hatte man kaum eine Ahnung davon. Für mich aber war grade jener Zeitpunkt wertvoll, weil er eine Gelegenheit bieten mußte, die russische Gesellschaft noch eine Weile im Zustande der Ruhe und dann in dem der begreiflichen Erregung zu beobachten. Ich traf meine Vorkehrungen für Kriegs- und Friedenszeiten und reiste ab.

Ganz so leicht ums Herz war mir's natürlich nicht, als ob ich mich anschicken würde, den Winter an der Riviera oder in Sizilien zu verbringen. Nicht das Klima schreckte mich. Denn ich wußte, daß man nirgends gegen die Unbilden der Witterung besser geschützt ist, als dort, wo Eis und Schnee ein gutes Drittel des Jahres beherrschen. Aber das Gorgonenhaupt der russischen Polizei starrte mir drohend entgegen. Ich wollte eine politische Studienreise unternehmen, mit Einsichtigen und Landeskundigen über die Zustände des Landes eindringlich und unbefangen reden. Ich wollte dann meine Eindrücke und Wahrnehmungen sorgfältig registrieren

und allen denen, die an meinen Studien interessiert waren, berichten. In Rußland aber ist, hieß es allerorten, jedes politische Gespräch verboten. Man bringt sich und seinen Gewährsmann in arge Ungelegenheiten, wenn zufällig ein unberufener Ohrenzeuge ein Wort eines politischen Gesprächs auffängt. Schreiben und Notizen machen ist aber erst recht gefährlich, denn die Polizei öffnet alle Briefe, sie macht sich kein Gewissen daraus, die Aufzeichnungen, auch eines Ausländers, zu konfiszieren, wenn er ihr verdächtig vorkommt. Botschaften und Konsulate lassen sich ungern in Streitigkeiten mit der russischen Polizei ein, denn die hohe Politik gebietet doch freundnachbarliche Beziehungen zu der Regierung des gewaltigen russischen Reiches; und wenn ein unbequemer Ausländer ganz spurlos irgendwo im dunkelsten Rußland verschwindet, kräht auch kein Hahn danach, — wie es der Fall mit einem französischen Ingenieur war, der in einem Tingeltangel in einen Konflikt mit der Polizei geriet und nie mehr gesehen wurde, — erfreulich waren alle diese Erwägungen nicht für einen überdies der Landessprache Unkundigen, der doch mit heiler Haut und nicht mit leeren Händen zu den heimischen Penaten zurückkehren wollte.

Ich erkläre hier gleich, daß mir auf der ganzen Reise nicht die geringste Unannehmlichkeit widerfuhr, daß ich weder polizeilich überwacht war, noch — dank allerdings der weitest getriebenen Vorsicht — in meinem spärlichen Briefwechsel mit dem Auslande, der sich immer unter unauffälligen Deck-

adressen vollzog, irgend welche Spuren polizeilicher Aufmerksamkeit bemerkte. Welch ein Renommée ist es aber für einen Großstaat, wenn jeder Reisende, der sein Gebiet betreten will, sich mit Vorsichtsmaßregeln wappnen muß, wie wenn er einer Räuberhöhle einen Besuch abstatten wollte? Und ist es modern europäisch, daß man sozusagen keinen Schritt in diesem Lande tun kann, ohne mit allen Dokumenten zum Nachweis der Identität fortwährend versehen zu sein, daß man weder hinein noch hinaus über die Grenze darf, ohne besondere Erlaubnis der Konsulate oder der Polizei? Ist dies Rußland ein Staat oder eine Kasematte? Ist's ein modernes Tauris, „jedem Fremden voller Grausens?“ Ich rede nicht von den besonderen Paßschwierigkeiten der Israeliten, die überhaupt kaum hineingelangen können in das heilige russische Reich, und drinnen im Lande in jeder Stadt, in jedem Hotel neue Unannehmlichkeiten zu befürchten haben — ich frage nur: verträgt es sich mit dem guten Rufe eines Staates, der mit seinen Nachbarstaaten doch im Austausch der Güter bleiben will, daß er der allgemeinen Vorstellung erscheint als ein zähnefletschendes Ungeheuer ohne Recht und Sitte? Kann sich Handel und Verkehr entwickeln, kann der Kreislauf des Blutes, der freie Fluß der Kultursäfte da statthaben, wo der Schrecken die Grenzen hütet und der Ruf der Willkür jede Bewegung fesselt? Und kann ohne das ungehinderte Zirkulieren der Kultursäfte sich heute ein Staat oder eine Nationalwirtschaft auf der Höhe behaupten,

die den modernen Anforderungen an die innere und äußere Leistungsfähigkeit des Staates entspricht? Stehen die Vorteile des absoluten Polizeisystems in irgend welchem Verhältnis zu seinen grenzenlosen volkswirtschaftlichen Nachteilen, ja, ist die gelegentliche Drangsalierung eines wirklich unbequemen Eindringlings auch nur den üblen Ruf wert, in den das System das ganze Land bringt? Es ist doch eine bare Unmöglichkeit, hundert Millionen Menschen täglich und stündlich zu überwachen. Warum bringt man denn überhaupt so kolossale Opfer für ein an sich schädliches und außerdem unmögliches Beginnen?

Das sind die Gedanken, deren der Reisende sich bei der Annäherung an die Grenze nicht erwehren kann. Ich schicke schon hier voraus, daß die Polizei gar nichts verhindern kann, daß ich in ganz Rußland mit Leuten der verschiedensten Lebensstellungen die allerpolizeiwidrigsten Gespräche geführt habe, — lohnt es sich da, den üblen Ruf zu erdulden, daß Rußland ein Kerker sei, in dem niemand seines Lebens, niemand seines Vermögens sicher ist? Das Faktum selbst mag noch dahingestellt bleiben — vor dem Überschreiten der Grenze weiß ja der Fremde noch nicht, ob der Polizeidespotismus wirklich so unerbittlich ist, wie er geschildert wird und wie man im Auslande allgemein glaubt — das aber fühlt er schon, daß dieser Ruf dem Lande namenlosen wirtschaftlichen Abbruch tut, und daß ein Staat von solchem Renommée niemals volkswirtschaftlich für voll ge-

nommen werden kann, von der politischen Ehre ganz zu schweigen, auf die man vielleicht in den Hochburgen der Autokratie ohnehin weniger Wert zu legen geneigt sein mag.





# Warschau.

## I.

Die Grenze. — Die Zollrevision. — Das große Schweigen. Preßkaviar. Die polnische Gesellschaft.

Im Morgengrauen naht sich der Kurierzug der Grenze. Der Schlafwagenkondukteur begrüßt uns mit einem bedeutungsvollen „jetzt geht's gleich nach Rußland“, und wir quittieren die Apostrophe mit einem leichten Herzklopfen. Es ist die Pforte des geheimnisvollen Landes, an der wir stehen. Paß und Gepäck, alles in schönster Ordnung. Ein russisches Konsulat hat uns für würdig befunden, den Boden des heiligen russischen Reiches zu betreten und dies ausdrücklich in unserem Paß vermerkt, ohne welchen Vermerk man wohl sämtliche fünf Weltteile durchqueren, nicht aber den Fuß auf russischen Boden setzen darf. Waffen haben wir keine außer unseren fünf Fingern, vor allem aber außer dem unschätzbaren Baedeker auch nicht ein einziges gedrucktes Buch oder Zeitungsblatt, das uns an der Grenze Schwierigkeiten bereiten könnte; denn Bücher, das wußten wir schon zu Hause, sind streng verpönter Import im Schutzgebiete des heiligen Synod. Und dennoch, ein leises Herz-

klopfen, eine kleine Beklommenheit macht sich bemerkbar, angesichts der schmalen Brücke, die zwischen zwei Schilderhäuschen über ein kleines Flüßchen führt, und zwei Staatsgebiete, nein, zwei Kulturwelten, voneinander trennt. Werden wir Gnade finden vor den Augen des allmächtigen Gensdarmen, der nun mit höflicher Verbeugung beim Einlaufen in die Station unser Coupé betritt und unseren Paß verlangt. Ist nicht trotz ordnungsmäßigem Paßvisums vielleicht ein geheimes Polizeiverbot uns vorausgeeilt und sperrt uns nun den Eingang? — Hat nicht deine Feder schon manchmal gesündigt gegen Knute und Autokratie, und bist du nicht, bei Licht betrachtet, mit all deinen Schreibereien überhaupt ein recht polizeiwidriges Individuum, wenigstens mit russischen Augen angesehen?

Nun, gottlob, die Welt ist sehr groß und du bist sehr klein. Die russische Vorsehung hat von allen deinen publizistischen Missetaten bisher noch nicht Notiz genommen, und so händigt dir der gleiche Offizier mit der gleichen Verbeugung nach der Zollrevision den Paß wieder aus. — Das heilige russische Reich steht meinen neugierigen Augen offen, von Warschau bis Wladiwostok.

Eine Sensation ganz eigener Art aber war schon die Zollrevision selbst. Der Träger (Tràgasch), ein Pole mit gutmütigem, hübschem Gesicht, nimmt unser Handgepäck und Gepäckschein und fordert uns mit freundlichen Gebärden auf, ihm in die große Revisionshalle zu folgen. Die Halle ist hoch-

peinlich sauber und — kein lautes Wort wird darin gehört. Die Passagiere nehmen jenseits der Revisionstische, die Träger diesseits an einer Längswand Aufstellung, letztere in Reih und Glied, die Mützen in den Händen. Nur mit Blicken verständigen sie sich untereinander. Das Schweigen hat begonnen. Ich weiß nicht, ob es Absicht ist, oder nur der Zufall eines besonders strengen Lokalregimes, daß hier mit solcher Eindringlichkeit das System des unbedingten Gehorsams, der stummen Unterwürfigkeit und der unwiderstehlichen Gewalt des Despotismus dem Eintretenden vordemonstriert wird. Aber auf der ganzen Reise wird er diesen Eindruck nicht mehr los.

„Schweigt stille, haltet Euch zurück,
Wir sind belauscht, mit Wort und Blick."

Ein Reich von hundertdreißig Millionen Gefangenen, und einer Million Kerkermeister, das ist Rußland, und diese Kerkermeister verstehen keinen Spaß. Es ist eine furchtbare, in allen Rädern ineinandergreifende Maschine, dieser Despotismus. Unerbittlich und messerscharf in allen ihren Werkzeugen. Kein lautes Wort mehr fortan. Nur die behördlichen Organe haben Stimmen, der Privatmensch spricht nur mezza voce von Warschau bis Wladiwostok.

Aber wie wenn der Despotismus mit seiner drohenden Lautlosigkeit aussöhnen wollte, so ordentlich, höflich und nett erledigen Beamte und Träger die Prüfung und Beförderung unseres Ge-

päcks. Für die Manipulierung unserer großen Bagage wird ein einziges Zehnkopekenstück verlangt, das sofort in eine gemeinsame Kasse wandert, und dann werden wir mit allen übrigen Reisenden zur russischen Ausgangstür der Revisionshalle geführt. Dort noch ein kurzes Harren, die Türe öffnet sich, und auf ein Signal verlassen wir im Gänsemarsch die Halle, um uns vor Abgang des Zuges noch mit einem kleinen Frühstück zu stärken.

Peinliche Sauberkeit auch hier in dem großen, luftigen Restaurant. Wir sind im Lande des Kaviars. Kaviarbrötchen stehen appetitlich bereitet auf dem Büfettisch. „Kaviar“ aber findet sich auch in der einen oder anderen ausländischen Zeitung, die der Zeitungsjunge feilbietet. Wenn nämlich die Zensur es nicht für gut findet, ganze Seiten unbequemen Inhalts kurzerhand herauszureißen, so bestreicht sie die gefährlichen Stellen ausgiebig mit Druckerschwärze, streut Sand darüber, und preßt diese Menge so, daß sie ein gitterartiges, dem gepreßten Kaviar nicht unähnliches Muster zeigt, das der Russe mit gutmütiger Selbstverspottung doppelsinnig „Preßkaviar“ nennt. Kaviar gilt ja als leichtverdauliche Speise. Die russische Zensur hält jedenfalls diesen Kaviar für zuträglicher und unschädlicher als das, was böse Menschen jenseits im profanen Ausland drucken lassen. — Einige Gläser Samovar entsprossenen Tees schwemmen das letzte Morgenfrösteln weg, und schon schreitet man, in seinen Pelz gehüllt, wie nach siegreich bestandenem Abenteuer zum erstenmal einen russischen Perron entlang.

Wir besteigen wiederum das Coupé, nun schon von russischem Personal geleitet.

Eine lange triste Fahrt durch ebenes sumpfiges Gelände, über das träge der graue Qualm der Lokomotive zieht, bringt uns endlich mit dem Abenddunkel nach Warschau.

Es gibt nichts, was den Geist trüber stimmen kann, als ein solch zehnstündiges Einerlei von bleigrauem Himmel, schmutzig grauem Schnee und dicken, grauen Rauchschwaden. Die Gensdarmen in ihren grauen Mänteln in den spärlichen Stationen, die schmierigen Juden mit ihren Kaftans in unbestimmbarer Farbe, die Detektivs mit ihrer zweifelhaften Eleganz, die nirgends fehlen: sie alle sind nicht geeignet, den peinlichen Eindruck der Trübe und Öde abzuschwächen. Man kommt recht übellaunig in Warschau an. Man glaubt in Rußland ein Recht zu haben auf knirschende Winterkälte, und ist verstimmt, nur Kot und Nässe zu finden. Oder ist Warschau vielleicht noch nicht Rußland? Sind wir etwa noch in Mitteleuropa? — Jawohl, der Abend im Hotel und die folgenden Tage zeigen uns, daß Warschau, wie überhaupt Polen, seinem Klima, seiner Kultur, seiner Religion und — seiner Gesinnung nach überhaupt nicht zu Rußland gehört, daß die Isotherme, die das eigentliche Rußland mit den übrigen Gebieten gleicher Temperatur verbindet, weit nördlich von Polen läuft. Ein Buckle würde schon bei dieser Wahrnehmung stutzig werden. Hier können nicht gleiche Rassen wohnen, nicht die gleichen Verfassungen möglich

sein. Und wenn doch eine Reichseinheit existiert, so kann sie nur gewalttätig, contra naturam, hergestellt sein, muß schmerzlich empfunden werden und kann keine Dauer versprechen.

Ich habe den ersten Eindruck, den ich von Warschau hatte, auf der Rückreise aus dem innersten Rußland heraus kontrolliert und nur verstärkt wiedergefunden. Warschau ist nicht russischer als Lemberg oder Dresden, trotz der protzigen russischen Kirchen, trotz der zahllosen russischen Offiziere und Soldaten, trotz der obligatorischen russischen Aufschriften auf den Geschäften, die sich nach einiger Übung als „Chajim Berlinerblau" oder ähnliches entziffern lassen.

Warschau ist, von den Jargonjuden abgesehen, vor allem eine katholische Stadt, und seine ganze Kultur ist römisch-katholisch. Nichts charakteristischer als schon seine Lage. Kommt man von der Weichsel her, so sieht man, wohin die Verteidigungsfront der Stadt gewendet ist: Nach Osten! Von dorther kam der Feind, der Mongole, der Russe; vom Westen kamen nur die Segnungen der Kultur, kam der Glaube mit seinen Sendboten, die ja einst Kulturträger waren und es in diesen Gebieten wahrscheinlich heute noch sind. Vom Osten aber kam die Barbarei und die Unterdrückung, und drum standen einst die Mauern und Wälle auf der Uferhöhe und beherrschten das Weichseltal, über das von Osten her der einzige Feind kommen mußte.

Es ist eine schöne, elegante Stadt, dieses Warschau, wenn man von den Vierteln absieht, wo

die Jargonjuden zusammengepfercht leben. Und es hat eine elegante Gesellschaft, die zu leben weiß, trotz nationaler Not und Unterdrückung. Im Hotel Bristol, dem modernsten Hotel der Stadt, ist ihr Rendezvousplatz. Da treffen sie sich beim Dejeuner, beim Diner in dem eleganten englischen Speisesaal, die Herren und Damen, Gäste aus Preußisch-Polen und aus Galizien, hochadelige Geschlechter aus dem dreigeteilten Königreich. Es ist eine Rasse, eine Klasse, eine Kaste. Sie kennen einander alle, wie Mitglieder des gleichen Kasinos, und haben genau den gleichen Typus. Etwas überschlanke Gestalten, lange, nervöse Hände, feingeschnittene Nasen, scharf gemeißelte Schläfen, kantige Stirnen, die Damen biegsam und geschmeidig, jede Bewegung mit einer leichten Beimischung eleganter Affektation. Die russischen Offiziere, die ganz gesondert von ihnen speisen, machen mit ihren deutschen Gelehrtengesichtern oder Kosakenphysiognomien neben dieser polnischen Aristokratie den Eindruck provinzialer Zurückgebliebenheit. Es sind Kleinbürger in Uniform, mögen sie auch echte Fürsten sein; der Pole aber aus der Hochschule des Raffinements, dem Jesuiteninternat hervorgegangen, ist Aristokrat, Kavalier vom Scheitel bis zur Zehe. Und wie Öl und Wasser scheidet sich das auch. Der Russe zählt hier nicht, obgleich er der Herr ist. Man braucht nur eine Stunde lang aus irgend einem Winkel dieses eleganten Speisesaales im Hotel Bristol zu Warschau das Gehaben der polnischen Gesellschaft und der vollständig isolierten russischen Offiziere

oder Beamten zu beobachten, man braucht nur das Organ dafür zu haben, um die Gruppen voneinander zu unterscheiden, die baltischen Edelleute mit ihren fast bürgerlichen Familien, die Kaufleute aus aller Herren Länder, die russischen Funktionäre und die polnische „Gesellschaft“, und man wird gleich erkennen, wer hier zu Hause ist, bodenständig, unausrottbar zu Hause, so daß jeder andere als Fremdling und Eindringling empfunden wird: das sind die Polen und nur die Polen.

Man spricht von einem Frontwechsel, der versucht worden ist, mit Inanspruchnahme des französischen Bundesgenossen durch den Vatikan, das Polentum gegen das protestantische Preußen mobilisieren und mit dem orthodoxen Russentum aussöhnen zu lassen. Und in der Tat hat doch die russische Regierung sich herbeigelassen, den Religionsunterricht an den Mittelschulen in der polnischen Muttersprache zu gestatten, gerade als die deutsche Regierung die Wreschener Prozesse führte; in der Tat bemüht sich Rußland um so mehr die Polen zu gewinnen, je mehr sie von dem preußischen Hakatismus beleidigt und herausgefordert werden. Aber das ist doch nur gemachte Politik, ein Bestechungsversuch, den die Polen sich gefallen lassen, weil sie gut dabei fahren, der vielleicht auch von den eigentlichen Maklern, den Jesuiten, ernst genommen wird, der aber allen gegebenen Tatsachen der Kultur und Geschichte, wie dem natürlichen Volksgefühl widerspricht. In Rußland wohnt der Kern des polnischen Volkes, in Rußland haust die

polnische Aristokratie und jener industrielle Mittelstand, der zu großem Vermögen gekommen ist und sich polonisiert, so weit er fremden Ursprungs war, und in diesem kompakt polnischen Lande ist die polnische Sprache sozusagen verpönt und überall nur als Lokalidiom geduldet. Universität, Gymnasium, Gericht, Verwaltung, alles russisch, ein Geßlerhut über jedem Kramladen aufgesteckt in der russischen Firmatafel, unter der sich die lateinisch-polnische nur an zweiter Stelle zeigen darf — das erträgt kein Volk von Selbstbewußtsein und braucht es nicht zu ertragen, zumal von einem Herrn, dessen sogenannte Kultur weit, weit jüngeren Datums ist. Der Deutsche in Amerika anglisiert sich freiwillig, und darum unaufhaltsam, weil er die englische Sprache als die zweckmäßigere Form, als die Weltsprache anerkennt; der Pole wird sich niemals russifizieren, so lange er auf polnischem Gebiete bleibt, und drum mögen die „Ausgleichspolen“ noch so bedeutsam mit dem russischen Regime kokettieren, das ist nur eine Pose des Verdrusses, ist nicht einer inneren Annäherung entsprungen. Der Deutsche, dem die Pose gilt, ist wie ein enges Kleidungsstück, das drückt. Der Russe aber ist der Pfahl im Fleisch, der Eiterungen hervorruft und den ganzen Organismus zum Fiebern bringt.



## II.

### Anlage. — Lagienki. — Die Judenviertel.

Wider Willen drängen sich in diesen unterworfenen, aber durchaus nicht befriedeten Gebieten die politischen Erwägungen auf. Es ist ganz vergeblich, daß man sich sagt, wichtiger als alle die vorübergehenden politischen Vorgänge und Systeme seien für das Verständnis eines Landes, einer Stadt, eines Volkes die konstanten Faktoren, Klima, Bodengestaltung, Rasse und Religion. In Polen kann man sich nicht von der Politik emanzipieren. Das ist nicht ein Land wie das deutsche Elsaß, in dem man wohl nach Moltkes Wort fünfzig Jahre wird Wache stehen müssen, das aber dann als ursprünglich deutsches Land auch wieder deutsch sein und bleiben wird. Polen ist nur ein gewaltsam niedergehaltenes, erobertes Land, und das spürt man bei jedem Gang über die Gasse, selbst im eleganten Hotel, wo der nationale Schmerz an den Aristokratentischen schon in früher Dejeunerstunde ziemlich reichlich mit Champagner begossen wird.

Wir brauchen aber füglich nicht leidenschaftlicher patriotisch und politisch zu sein als diese Sektgrafen und dürfen nun doch versuchen, etwas von dem Straßenbilde zu genießen, ohne uns übermäßig durch politische Probleme anfechten zu lassen. Ich frage mich bei jeder Stadt: warum ist sie gerade hier entstanden und nicht anderwärts?

Wie dies Warschau entstanden ist, kann man mit einiger Phantasie noch heute erkennen. Es war

ein Brückenkopf. Das Wort Warschau soll aus warszam, „auf der Höhe“ stammen. Die Stadt liegt denn auch auf einer Uferhöhe von etwa 40 Metern an der reichlich einen halben Kilometer breiten Weichsel. Solche 40 Meter Anhöhe hart am Ufer eines breiten Stromes bedeutete zur Zeit der Gründung im 12. Jahrhundert schon eine natürliche Festung, und die Kaufherrn, die vom Meere heraufkamen, um den halbwilden Bewohnern der Ebene ihre Ware zu verkaufen, mögen oft genug auf dieser Höhe Schutz gefunden haben gegen die Überfälle der Steppenvölker. Dann wurde die Feste Stadt, allmählich Kultur- und Luxusstätte, wo der gezähmte Flachlandbewohner, der Gutsherr der näheren und weiteren Nachbarschaft, den Ertrag seiner Ernten verpulvern konnte. Die zahlreichen Kirchen sind in den Stunden der Zerknirschung dann auch nicht zu kurz gekommen. Heute ist Warschau noch eine elegante Stadt, die Straßen breit, mit gutem Holzpflaster versehen, Geschäfte auf beiden Seiten, und besonders luxuriös ausgestattet sind die Juwelierläden. Der Wagenverkehr ist ein beträchtlicher, wenn auch noch nicht zu vergleichen mit dem in Petersburg. Jetzt ist die Hauptader, die Weichsel, unterbunden. Der Fluß ist fast in seiner ganzen Breite zugefroren und Raben krächzen über den verschneiten Schollen. Aber drinnen in der Stadt da rollen unaufhörlich die mäßig appetitlichen Einspänner, die eleganteren Fiaker und die hocheleganten Privatequipagen mit russischem Geschirr und Dienerschaft. Die Bauten bieten wenig Interesse.

Einige Versuche in russischem Stile, einige polnische Nuancen in ganz neuen, sezessionistischen Baulichkeiten fesseln wohl den Ausländer, am meisten Eindruck aber macht doch wohl das stark pulsierende Leben in den Straßen, nicht der dekorative Rahmen.

Eine Ausnahme macht nur das am Ende der Allee gelegene Lustschloß Lazienki mit seinem barocken Park. Da können selbst Schnee und Eis die Geister nicht bannen, die sich auf diesen Anlagen ergehen. Klein-Versailles. Im Schlößchen drinnen eine Galerie von Schönheiten aristokratischer Abstammung, ferner Statuen und Porträts des Königs Stanislaus Poniatowsky, der sich auch mythologisch als König Salomo in Jerusalem einziehend darstellen läßt; draußen lauschige Villen im Parke verteilt und in der Mitte ein kleines Naturtheaterchen im Freien aus Stein erbaut, amphitheatralisch angelegt, von seiner Bühne durch einen Arm des großen Teichs getrennt, die Bühne selbst aus korinthischen Säulen und Buschwerk gebildet. Da wurde gemimt, während der Hof und die im Schloßinnern porträtierten Schönheiten Natur und Kunst zugleich genossen. Der Mond stand als Requisit am Himmel. Ein Feuerwerk wurde wohl abgebrannt zum Divertissement der hohen und höchsten Herrschaften. Und derweil ging das Reich in Trümmer, denn ein schöngeistelnder, genußsüchtiger Hof und eine verlotterte Oligarchie zusammen sind zuviel für ein einziges Volk, das noch dazu von gierigen Nachbarn umgeben ist. Hundert Jahre Knechtschaft und drei blutig unterdrückte Revolutionen sind die histori-

sche Quittung für die Annehmlichkeiten des Schlosses Lagienki. Dort und auf der weiten Wahlebene, dem Pole Elekoji Kròlow im Süden der Stadt, wo der Schlachzize sein liberum veto einlegen konnte für ein paar Rubel oder Taler, dort ging das Reich zugrunde und seine Wiederauferstehung ist ein frommer Wunsch, dessen Erfüllung auch nicht unsere Enkel erleben werden.

Ich glaube nicht an das polnische Reich. An eine polnische Revolution, ja, morgen vielleicht, wenn der Russe, wie es die russischen Patrioten wünschen, in Ostasien schwer getroffen werden sollte; an ein polnisches Reich nicht mehr. Es sei denn, es ändert sich unter dem Einflusse der neuen Zeit die ganze soziale Struktur des Volkes. Ohne Mittelstand kann keine Nation existieren, und die polnische hat noch immer keinen Mittelstand. Das Material zu einem solchen, die starke jüdische Bevölkerung, hat sie in einer Weise in den Kot getreten, daß ein halbes Jahrhundert zu ihrer Wiederaufrichtung nicht hinreichen würde, und das russische Regime von heute ist zu allem eher geneigt, als zu einer Hebung und Erziehung des polnischen Judentums. In Warschau gibt es angeblich eine Viertelmillion Juden, einige Wohlhabende darunter, die sich meist beeilt haben, sich in „Polen mosaischer Konfession“ umzuwandeln, ohne dadurch den klerikalen Antisemitismus des Polentums zu entwaffnen, und unzählige Halb- oder Ganzbettler, die uns im Westen wohlbekannt sind als jene die ganze Welt abgrasenden, wenig erfreulichen Schnorrer. Es hat

jüngst dem Grafen Bülow beliebt, auch die russisch-jüdischen Studenten im Auslande mit dem Titel Schnorrer zu belegen. Im Interesse des Grafen muß man versuchen zu glauben, daß er nicht wußte, was er sagte. Die russischen Studenten mögen konservativen Regierungen ein sehr unangenehmes Element sein, aber Schnorrer sind sie nicht. Die Schnorrer sind von einer ganz anderen Art. Das sind die wahren Produkte des Schlachzizenregiments, grauenhaft verlumpte, schmutzige, auch moralisch verkommene Individuen. Und solcher gibt es in Warschau wer weiß wie viele. Die Grenze ist aber schwer zu ziehen zwischen dem Schnorrer und dem „Luftmenschen", der sich zum Bettel noch nicht entschlossen hat, und doch in der Frühe nie weiß, wovon er am Mittag leben wird. Dann sind die kleinen Handwerker, Schwitzarbeiter, die kleinen Agenten und Makler ein städtisches Proletariat der allerfürchterlichsten Art. Eine gleiche Verelendung, wie in den Straßen der glänzenden Kapitale Warschau, ist mir kaum in den entsetzlichen Judennestern der Moldau vorgekommen. Dieser polnische Jude, in der ganzen Welt verrufen und unwillkommen, ist das wandelnde Armutszeugnis der polnischen Wirtschaft. Denn es ist ein alter Satz, ein Axiom gradezu: jedes Land hat die Juden, die es verdient. Der Satz ist viel weniger paradox als er scheint. Wir wissen heute, trotz Gobineau und H. St. Chamberlain, daß es unveränderliche Rassencharaktere nicht gibt, daß überhaupt reine Rassen kaum existieren, daß auch der Mensch, mag es

schmeichelhaft klingen oder nicht, nur ein „Fütterungsprodukt“, ein Produkt der Umstände ist. Wenn es gelingt, den nüchternen, religiösen, auch geschlechtlich disziplinierten orthodoxen Juden in dem Maße zu depravieren, wie das bei einem Teile des jüdisch-polnischen Proletariats gelungen ist, dann darf man dem System die Palme der Anerkennung nicht verweigern, daß es ziemlich das nichtsnutzigste ist, was auf Erden existiert. In ultima ratione ist der polnische Schlachzize und der mit ihm Hand in Hand gehende polnische Kleriker der Urheber aller Miseren des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Denn wenn es wahr ist, daß die politische Reaktion überall durch den Antisemitismus vorbereitet und gefördert worden ist, so ist es ebenso gewiß wahr, daß dieser Antisemitismus nie hätte entstehen können, wenn er sich nicht auf den in Wahrheit unerfreulichen, verkommenen, verschmitzten polnischen Juden hätte berufen können. Diesen polnischen Juden aber hat das polnische System, hat die wüste, polnische Schlachta geliefert; sie hat ihn hergestellt, sie hat ihn wuchern lassen und mit Füßen getreten und dann die Welt mit diesem Typus versorgt. Der Antisemitismus in Rußland, Rumänien und dem deutschen Osten beruft sich auf seine Ahasvererscheinung, und die moderne jüdische Philanthropie steht fast hilflos vor diesem Gestrüpp von Unkultur, Fanatismus, Unsauberkeit und geschäftlicher Skrupellosigkeit.

Und doch, will man nicht ungerecht sein, so darf man nicht versäumen, auch diesen unerquick-

lichen polnisch-jüdischen Proletarier mit seiner nächsten Umgebung zu vergleichen, mit den polnischen Bauern oder dem kleinen Mann. Und da zeigt sich noch immer ein Plus an Tugenden auf der jüdischen Seite. Der verelendete polnische Bauer ist nicht reinlicher als der Jude. Im Gegenteil. Er lebt mit seinem Schwein in einer Stube, und keine rituelle Vorschrift zwingt ihn, wenigstens einmal in der Woche seinen Leib zu baden. Unter den Flicken seines Gewandes ist der Jude meist verhältnismäßig rein, nur grenzenlos verkümmert und ausgemergelt. Auf den Häuten polnischer und russischer Muschiks, selbst wohlhabender, habe ich aber Krusten gesehen, deren Alter nur ein angehender Geologe hätte bestimmen können. Der Jude trinkt ferner nicht, während sein „Wirt", der Pole, für alle Arten Spirituosen ein sehr offenes Herz hat. Und auch die Sittlichkeit der Frauen weicht bei den Juden erst in jüngster Zeit dem Drucke des entsetzlichen Elends oder den Verlockungen der Städte, während von den oberen Klassen der polnischen wie der russischen Gesellschaft nichts weniger als exemplarische Dinge erzählt werden. Und endlich:

> „Deutsche Redlichkeit suchst du in allen Winkeln
> vergebens."

Der Goethesche Vers paßt nicht nur auf Italien, auf das er gemünzt ist, er paßt auch auf Polen und Rußland, wo man es mit dem Worte so genau nicht nimmt, wie bei uns, paßt vor allem auf die Händler-

klassen aller Völker, die von der Übervorteilung der Nebenmenschen zu leben gewöhnt sind. Bis zur Entwicklung einer hohen kaufmännischen Moral, wie sie in England und bei uns zu Hause ist, ist von den Praktiken und Kniffen des kleinen Händlertums, gleichviel welcher Nation, ein weiter Weg. Der Jude aber war und ist in Polen wie in Rußland noch zu einem großen Prozentsatz in das armseligste Händlertum hineingedrängt worden, und die Staatsweisheit gebietet, diejenigen, die aus dem Käfig des Ansiedelungsrayons und der sittlich zweideutigen Berufe hinausflüchten wollen, mit drakonischen Verordnungen zurückzuscheuchen. Das Judenviertel ist die partie honteuse der schönen polnischen Hauptstadt, das Judenelend ist der Schandfleck und die Nemesis der polnischen Wirtschaft. Alle fünf Weltteile werden ihre Not und Mühe haben und unerschütterlicher, weitherziger Menschlichkeit bedürfen, diese kontagiöse Misere, diesen Rückstand vielhundertjähriger Depravation zu beheben. Für Polen und Rußland aber ist die humane Lösung seiner Judenfrage eine Lebensfrage schlechtweg.



# Petersburg.

## I.

Ein Loblied der russischen Eisenbahn! Bei Warschau beginnt das russische Geleise, mit beträchtlich größerer Spurweite. Der Zweck dieser Differenz ist ein strategischer, zur Erschwerung der Invasion europäischer Armeen, aber sie kommt auch dem Reisenden zu statten. Die russischen Waggons sind breiter und bequemer als die europäischen, und der Seitengang längs der Coupés ganz gut zu kleinen Promenaden während der Fahrt zu benützen. Inmitten der langen Waggons befindet sich der separate Heizraum und ein Büffet mit dem unentbehrlichen Samowar, wo man jederzeit sein Glas Tee erhalten kann. Die Züge rütteln nicht, obgleich sie nur wenig langsamer fahren als die unsrigen. Rauch und Ruß dringen nicht durch die wohlschließenden Doppelfenster. Eine Reise von 24 Stunden ermüdet und beschmutzt weniger, als bei uns eine sechsstündige Fahrt. Freilich ist die Fürsorge für ein bequemes Reisen in Rußland ganz anders eine Notwendigkeit als im Westen. Die Distanzen sind ungeheuer, eine 24stündige Fahrt ist etwas, worüber niemand ein Wort verliert. Der Zug Warschau—Petersburg war denn auch so besetzt, wie ein gewöhnlicher Schnellzug zwischen Frankfurt und Köln.

Die Fahrt, die vom frühen Morgen bis zum nächsten frühen Morgen währt, ist naturgemäß wenig unterhaltend. Die weite, schneebedeckte Ebene, nur von Schneewehren und zugefrorenen Sümpfen unterbrochen, alle paar Meilen ein paar elende, halbasiatische Hütten und manchmal ein dunkles Waldprofil, das ist alles, was dem Auge, und ein Meer unverständlicher slavischer Laute ist alles, was dem Ohre geboten wird. Man fühlt sich allmählich recht gottverlassen, und immer stärker wird der Eindruck, daß dies Rußland eine Welt für sich ist.

Aber alles nimmt ein Ende. Auch eine Eisenbahnfahrt ohne Bücher, ohne Zeitungen, ohne Aussprache.

Schon zeigen sich die Vorboten der großen Residenz im Dämmer des klaren Wintermorgens. Eine Station mit stattlichem Bahngebäude und gepflegter Waldung bis fast an das Geleise wecken unsere Aufmerksamkeit nach so vielen zweifelhaften Erscheinungen der langen Strecke. Wir buchstabieren den Namen, Gatschina, und nun wird uns auch das stärkere Polizeiaufgebot auf dem Perron verständlich. Die Winterresidenz. Nach knapp einer Stunde leuchten vergoldete Kuppeln über dem Schnee — die Bremsen ziehen an, wir sind in Petersburg.

Man kann nicht sagen, daß sich die Residenz von der Bahnseite günstig präsentiert. Der wenig glänzende Zweispänner, der uns mit unserem Gepäck aufnimmt, rasselt über ein elendes, von Tauwasser schmutziges Pflaster, durch breite, unendliche

Vorstadtstraßen. Die Häuser an beiden Seiten nur stockhoch, meist aus Holz gebaut, nur hie und da noch tiefer gedrückt in ihrer Armseligkeit durch die Nachbarschaft dreistöckiger Zinskasernen. Schnapsbutiken, kleine Kramläden, Holzhütten mit schmutzigen Kräutlerinnen in wenig angenehmer Abwechslung. Die Passanten schlecht gekleidet, in den unvermeidlichen Galoschen über das aufgeweichte Trottoir schlürfend. Lastwagen, zwei, drei Reihen nebeneinander, die Pferdehälse unter das buntbemalte russische Holzjoch gebeugt, eine Gorkische Atmosphäre um das Ganze. Man will es kaum glauben, daß man eine der glänzendsten Städte des Kontinents betritt. Die endlos langen Kaufhallen mit ihren zweistöckigen Lauben, an denen man dann nach dem Innern der Stadt zu vorüberrollt, bessern den ersten Eindruck nur wenig, denn auch sie sind weit entfernt von großstädtischer Eleganz.

Wir gelangen endlich zum Hotel, wohin wir unsere Post bestellt. Es ist ein ungeheurer Bau von über 200 Meter Länge. Aber für uns hat er keinen Raum. Es ist alles überfüllt. Unmöglich, auch nur eine Menschenseele unterzubringen. Wir besteigen von neuem unser Fuhrwerk, fahren von Hotel zu Hotel, immer bescheidener in unseren Ansprüchen an eine Unterkunft, — vergebens. Es ist alles besetzt bis unter die Dachgiebel.

Wir waren so unvorsichtig, im Januar nach Petersburg zu kommen. Das ist die Zeit der Kongresse, der Geschäfte, des Faschings. Alle Beamte aus den Gouvernements sind da, ihren Ministerien

die Jahresberichte zu erstatten. — Natürlich bringen sie ihre Familien mit, die ihre hauptstädtischen Einkäufe besorgen und etwas von der Saison genießen wollen. Kongresse und Konferenzen tagen nicht wie bei uns in den Sommer- und Ferienmonaten, sondern knapp vor der „Butterwoche", dem eigentlichen Fasching, von dessen Annehmlichkeiten man bei dieser Gelegenheit doch auch etwas kosten will. Ein Ärzte-, ein Lehrer-, ein Assekuranzkongreß zur gleichen Zeit werden abgehalten. Die ausländischen Kaufleute treffen ein, um ihre Geschäfte abzuschließen. Die große Stadt Petersburg ist aber für Fremdenverkehr absolut nicht eingerichtet.

Im Notstande aber erwachen auch die Instinkte der Notwehr. Unter einem Brückenbogen werden wir diese Nacht nicht kampieren. Wir lassen nun alle Minen springen, und am Abend haben wir trotz der „absoluten Unmöglichkeit" eben in jenem großen und einzigen komfortablen Hotel von Petersburg unser Zimmer, das wir zwar mit einer freundlichen Maus teilten, das aber sonst von lästigen Bewohnern fast ganz frei war. Auch das Mäuslein wurde schon in der nächsten Nacht in schnöder Weise um Freiheit und Leben gebracht. Einmal versorgt, was Brot und Dach anlangt, beschlossen wir auch, Petersburg von seiner schöneren Seite kennen zu lernen. Was beginnt der Fremde in fremder Stadt mit seinem Abend? Er sucht ein Theater auf.

Hotelportiers und Kommissionäre sind dazu da,

die Wünsche der Passagiere zu erfüllen. „Holla, Kommissionär, besorgen Sie Billetts für das kaiserliche Theater, wo man heute abend ein Ballett von Tschaikowski in pikanter Besetzung gibt.“ (Der Theaterzettel, der sich liebenswürdig auch in französischer Übersetzung präsentiert, verrät uns, daß unter anderen die Kschesinska sich „beehren“ wird, die Hauptrolle zu agieren.)

„Ja, geehrtester Herr, das ist ganz unmöglich, erstens ist Fasching, zweitens sind die meisten Plätze abonniert und drittens tanzt heute die Kschesinska,“ — ein verschmitztes Zukneifen des linken Auges begleitet die Nennung des Namens, — „und da fehlt weder der Kaiser noch der Hof im Theater. Wenn Sie da nicht 20 bis 30 Rubel an einen der Agioteure für einen Sitz riskieren wollen, so werden Sie schwerlich in dies Theater gelangen.“

Da mein Fanatismus weder für das Ballet noch für die Kschesinska sich bis zur Höhe einer zwanzig Rubel-Ausgabe versteigt, ziehe ich vor, den Abend wiederum zu den stets interessanten und ergiebigen Hotelstudien zu verwenden. Was wimmelt alles in den endlosen Korridoren, Speisesälen, Vestibuls des fashionablen Petersburger Hotels! Gouverneure in goldstrotzender Generalsuniform, behängt mit so viel Orden und Ehrenzeichen, daß man begierig wird, alle die Heldentaten zu erfahren, für die sie verliehen wurden; Kammerherren mit raffinierter Eleganz in ihrer Galakleidung die beaux restes des einstigen Adonis verhüllend; schlanke, behende, dunkeläugige Tscherkessen mit den obligaten Pa-

tronentaschen auf den Brustteilen ihrer langschößigen Röcke, den Dolch in massiv goldener Scheide am festgeschnallten Gürtel tragend — Kosaken mit der fußhohen Pelzmütze aus weißem oder schwarzem Angorafell auf den struppigen Häuptern, hurtige chinesische Dienerschaft mit langem Zopf, von unmöglich zu erkennendem Geschlecht; da gleich ein ganzes Rudel braunhäutiger Chiwesen, die vor den Appartements ihrer Chans auf ihren Gebetsteppichen auf der Erde hocken, den Nargileh zu je einem Zug herumreichen und über die vorübergehenden Europäerinnen Witze reißen; lautlos, auf flachsohligen Schuhen schlürfen bartlose, tartarische Kellner: ein Gemisch von Europa und Asien, wie man es schwerlich mehr an irgend einem Orte der Welt beisammen treffen wird. Die westeuropäischen Geschäftsleute und sonstigen Passagiere, die das Hotel füllen, kommen neben diesen exotischen Erscheinungen kaum in Betracht. Der Europäer, der Zivilist, ist wie in diesem Hotel, so in ganz Petersburg dem Anscheine nach nur geduldet. Die Stadt gehört den Funktionären, den Soldaten, Beamten, Kammerherrn, Kosaken, Tscherkessen und vor allem der — Polizei . . . Bei näherer Bekanntschaft lernt man allerdings erkennen, daß in Petersburg ein guter Teil der Uniformträger gewöhnliche Studenten, Techniker, Professoren u. ä. sind, daß nicht alles gleich den Staat vertritt, was hier sich in Uniform hüllt. Ganz im Gegenteil. Es wäre vielleicht der Kampf des Staates oder direkt gesagt, der Poli-

zei, gegen die freien Berufe kein so erbitterter, wenn deren Angehörige nicht gleichfalls Uniformen trügen und dadurch dem untersten Volke auch als Repräsentanten der Autorität des Zaren erscheinen könnten . . .

* * *

Wir haben eine Nacht geschlafen, der gütige Himmel hat uns an Stelle des widerwärtigen Tauwetters Kälte und Schnee beschert, und so benützen wir denn den hellen Tag, um auch die Glanzseite von Petersburg kennen zu lernen. Vor allem der Schnee! Er verändert das Totalbild der Stadt wie mit einem Zauberstabe. Verschwunden sind die engen, offenen Kaleschen, in denen zwei Menschen, zumal wenn sie in Pelze gehüllt sind, nur äußerst schwer Platz finden. Sie sind ersetzt durch kleine, niedrige Schlitten ohne Lehne. Der Iswoschtschik (Kutscher) in seinem blauen faltigen Tartarenpelz mit buntem Gürtel, der pelzverbrämten Samtmütze auf dem Kopfe, sitzt dem Passagiere fast auf dem Schoße. Aber es lohnt sich auch, daß der Schlitten nur das Notwendigste enthält. Wie die Pfeile sausen die kleinen struppigen Pferdchen durch die schnurgeraden Straßen, von allerlei Schmeichelworten und Zurufen des bärtigen Kutschers angetrieben. Pferd, Kutscher und Schlitten sind ein ganz wesentlicher Bestandteil des Petersburger Straßenbildes. Man kann sich bei uns gar keine Vor-

stellung davon machen, wieviel in Petersburg kutschiert wird. Die Entfernungen sind ungeheuer, Straßen von 5—6 Kilometer Länge kaum etwas Ungewöhnliches. Straßenbahnen existieren fast nicht, dank der engherzigen Verkehrspolitik der aus Petersburger Hausbesitzern bestehenden Gemeindevertretungen, die den Mietpreis der Wohnungen in der inneren Stadt nicht sinken lassen wollen. 30, 40, 50 Kopeken, die der Iswoschtschik für eine Fahrt verlangt, gibt der Petersburger leicht aus, und so rast denn alles darauf los in fortwährender Wettfahrt. Das „Pravo“, „hei Kirigis“, mit dem die Kutscher ihre Kollegen oder die Passanten anrufen, erfüllt die Straßen, aber viel Nutzen stiftet es eigentlich nicht, das Schreien. Man muß noch mehr seine Augen als seine Ohren auftun, wenn man in Petersburg mit heiler Haut über die Straße gelangen will. Das beständige Wettrennen bringt es mit sich, daß oft vier bis fünf Reihen dahinsausender Fuhrwerke einander zu überholen trachten. Die Kutscher mit ihren bärtigen Apostelgesichtern, die wie die Lämmer aussehen, wenn sie treuherzig zum Besteigen ihres Fuhrwerkes einladen, sind wie die Wilden, wenn sie erst losgelassen sind. Dann kommt ihre wahre Kosakennatur zum Ausbruch. Nur zu und immer nur zu, mag der elende Fußgänger seine Knochen in acht nehmen, mag das Pferdchen keuchen und ihm der Schaum in Flocken von den Flanken fliegen, ein paar Kopeken mehr wird die „Exzellenz, der Herr Graf, die Durchlaucht“ (der Iswoschtschik ist ungemein frei-

giebig mit seinen Titulaturen) schon springen lassen, wenn der Kutscher brav gefahren ist, und so muß denn das Pferdchen laufen, daß den solchen Fahrens ungewohnten Passagieren der Atem stockt. Der Russe aber will es nicht anders. Zu seinen barbarischen Begriffen von Wohlstand und Eleganz gehört es auch, daß sein Kutscher selbst bei der Spazierfahrt rast, als ginge es um Leben und Tod. Die zahllosen Privatfuhrwerke, die sich durch größere Eleganz, mit einem wahren Luxus der Pferde, des Geschirrs, der Livreen und des Gefährtes auszeichnen, fahren nicht langsamer als die Mietkutscher, sondern umgekehrt, dank der Elastizität ihrer weitausgreifenden arabischen Traber, in noch viel schärferem Tempo. Und nun denke man sich an die fünfundzwanzigtausend solcher Fuhrwerke auf einmal in rasender Bewegung, hie und da einmal auch eine glöckchenbehangene Troika dazwischen, die beiden Seitenpferde in gestrecktem Galopp, das Mittelpferd in schärfstmöglichem Trabe, denke sich dazu die bunten Farben der viereckigen Samtbarette auf den Häuptern der Luxuskutscher, die bunten Teppiche an den Troiken, die blauen und grünen Netze auf den galoppierenden Pferden der Privatschlitten, das Blitzen der goldenen und silbernen Geschirre, die scharlachroten Röcke der Hofkutscher und Lakaien, das alles über dem glänzenden Neuschnee eines frischen Wintertages zwischen den mächtigen Fassaden monumentaler Gebäude inmitten einer fast ununterbrochenen Kette von baumlangen Polizisten und Gensdarmen, und man hat

ein Bild vom Zentrum Petersburgs um die Stunden des wirklichen Verkehrs. Glanz, Reichtum, Wildheit, alles ins Grandiose verzerrt und wie darauf berechnet zu imponieren und zu schrecken. — Weh dem, der hier nicht zu den Oberen gehört!

---

## II.

Petersburg ist ein Gewaltakt. Ich habe noch nie von einer Stadt in diesem Maße den Eindruck des Forcierten und Naturwidrigen erhalten, wie von diesem Kolossalkerker oder Festungslager der russischen Staatsgewalt. Die Newa, um deren Mündungsinseln sich die Stadt gruppiert, ist überhaupt kein Fluß. Sie führt nirgends hin, kommt nirgends her. Sie ist der Ausfluß des gottverlassenen Ladoga-Sees, an dem niemand was zu suchen hat, und führt in den finnischen Meerbusen, der die Hälfte des Jahres zugefroren ist. Kein Bedürfnis des Handels, nicht einmal ein strategischer Grund konnte die Anlage dieser Metropole an der Newamündung motivieren. Wenn Petersburg dennoch zu einer Millionenstadt geworden ist, so verdankt es dies der barbarischen Energie seines Gründers, Peters des Großen, die in dem weichen Medium der russischen Volksseele noch heute nachwirkt. Am Newastrand erhebt sich die Reiterstatue Peters, auf einem mächtigen felsartigen Granitblock, ein be-

merkenswertes Werk des Franzosen Falconet. Das Antlitz des auf den Felsen hinaussprengenden Kaisers ist nach Nordwesten gewendet, dorthin, wo sein gefährlichster Rivale, der schwedische Karl, wohnte. Und wie seine ganze Haltung Trotz und Kraftbewußtsein ausdrückt, so ist auch seine Gründung, Petersburg, nur ein Monument des Trotzes und des robusten Machtwillens. Die russischen Historiker behaupten, mit der Verlegung seiner Residenz nach St. Petersburg habe Peter der europäischen Zivilisation den Zugang zum russischen Volke erleichtern wollen. Wäre das wahr, so hätte Peter seinen Zweck durchaus verfehlt. Die alte Handelsstadt Riga hätte dem weit besser entsprochen. Allerdings kam sie erst 18 Jahre nach der Gründung Petersburgs in russischen Besitz. Aber was hätte es dem Despoten ausgemacht, den angefangenen Bau zu verlassen? Nein, Petersburg sollte zu allernächst der damaligen Großmacht, Schweden, Trotz bieten, und so mußten 40000 Menschen Jahre hindurch in den Newasümpfen arbeiten, um die gewaltige Zwingburg der Stadt, die Peter-Pauls-Festung, auf ungeheuren Quadern am Ufer des eisigen Stromes zu errichten. Das Sumpffieber raffte die meisten hinweg, aber das russische Volk lieferte Nachschub, denn also wollte es der Zar. Das Trinkwasser von Petersburg ist heute noch eine gelbe Jauche, deren Genuß den sicheren Typhus bedeutet, aber der Wille Peters wirkt nach, und Petersburg bleibt Residenz. Er selbst, in seiner sonderbaren Mischung von poli-

tischem Übermenschentum und bürgerlichen Liebhabereien, baute sich sein kleines Häuschen auf der Festungsinsel, wo noch heute die von ihm selbst geschnitzten Möbel aufbewahrt werden, neben dem wundertätigen Erlöserbild, das der Despot stets bei sich trug. Sein Geist schwebt über dieser Stadt und diesem Lande. Was er aber seiner rücksichtslosen Faust nicht allein zutraute, das übertrug er in ehrlicher Bigotterie den Gebeinen des heiligen Alexander Newski, die er bald nach der Gründung seiner Residenz nach Petersburg bringen ließ. Auto- und Popokratie beherrschen heute noch das russische Reich. Die Peter-Pauls-Festung, in deren unterirdischen Kasematten so viele der edelsten Herzen und Köpfe Rußlands modern mußten, die Isaaks-Kathedrale mit ihrem barbarischen Prunk von Gold und Edelsteinen und den gewaltigen Monolithen sind die Wahrzeichen der Stadt St. Petersburg und des Regimes. Wenn es in Rußland auch unter den erleuchteten Geistern etwas gibt wie einen fanatischen Haß gegen die Zivilisation und gegen den Westen, so gilt es dieser Form, in welcher der Halbbarbar Peter Westlertum und Zivilisation einem harmlosen und gutmütigen Volke auferlegte.

Was aber brutale Willenskraft der feindlichen Natur abtrotzen kann, das ist an diesem Newastrande geschehen. Wohl liegt jetzt das grüne Wasser unter der mächtigen klafterdicken Eiskruste, über die die Schlitten mit den kleinen Waggons der elektrischen Bahn um die Wette jagen; aber auch ohne den belebenden Glanz der Wasserfläche ist das Ufer-

bild noch überwältigend genug. Da leuchten vor allem im Goldschimmer die mächtige Kuppel der Isaaks-Kathedrale, die lange rote Front des Winterpalais, die mattgelben Säulenreihen der Admiralität zwischen eisgrünen Renaissancebauten. Palast reiht sich an Palast stromaufwärts bis zum Marsfelde. Die vergoldete Turmnadel der Peter-Pauls-Kathedrale, spitz wie eine Baschkirenmütze, sticht in den weißblauen Himmel hinein und grüßt mit ihrem auf der äußersten Spitze balanzierenden Engel hinüber zur gleich grotesken haushohen Turmnadel der Admiralität. Mächtige Stein- und Eisenbrücken überspannen den breiten Strom, dessen jenseitiges Ufer schon im leichten Dunst des Wintertages fast verschwindet. Man steigt die Brücke hinan bis zur aussichtsreichen Mitte, und nun hebt sich auch das lange Band der jenseitigen Inselbauten aus dem Dunste hervor. Säulenreihe an Säulenreihe, die Akademie der Künste, der Wissenschaften, das Haus Menschikoffs, das Katharina ihrem Günstling bauen ließ. Nach Westen heben sich mächtige Schiffsleiber von den Docks der Werfte. Noch weiter draußen hüllt der Nebel die Schollen der Newa mit denen des finnischen Busens in ein undurchdringliches Grau. Nach Norden strecken die Bäume der endlosen Alleen, die zu den Inseln führen, ihre kahlen Äste in die Luft. Dort ist das Bois de Boulogne der Petersburger, wohin die jeunesse dorée auf den bunt behangenen Troiken jagt, um bei Champagner, Kartenspiel und Zigeunerinnen den Arbeitsertrag verhungernder Muschiks zu verprassen. Es

ist ein grandioses Bild der Kraft und des selbstbewußten Reichtums, dessen besten Teil freilich der mächtige Strom liefert.

Nun erkennt man oder wird sich dessen klar bewußt, daß Petersburg ursprünglich als Seestadt geplant war, und deshalb dem zur See Ankommenden seine glanzvolle Fassade zuwendet. Die Eisenbahnen, die heute den Verkehr vermitteln, konnten mit ihren Bahnhöfen nicht mehr bis zur eigentlichen Stadt vordringen, und so muß man heute nach der Ankunft erst den breiten, trübseligen Vorstadtsgürtel durchqueren, der den Eindruck erweckt, als ob man in ein Riesendorf geraten sei. Als man noch zu Schiffe vom finnischen Busen herein zum „englischen Quai" gelangte, muß der Anblick aller dieser Kolossalbauten, Goldkuppeln und Goldspitzen ein geradezu überwältigender gewesen sein. Etwas anderes war mit dieser Paradeaufstellung einer Gardefront von Palästen auch gar nicht beabsichtigt. Nicht dem Westen den Zugang erleichtern, sondern dem Westen imponieren sollte die Haupt- und Residenzstadt St. Petersburg.

Der Glanz der Stadt nimmt von den Newaufern, die das Zentrum bilden, nach der unermeßlichen Peripherie hin natürlich ab. Die Hauptader des Petersburger Verkehrs aber, der Newsky-Prospekt und seine Korsofortsetzung, die Bolschaja-Morskaja, bleiben bis zum Ende stattlich und imposant. Eine Spezialität Petersburgs bieten die zahlreichen Kanäle, die von der Newa zur Newa führen und einst dem Zwecke dienen sollten, das sumpfige Terrain der

Stadt zu entwässern. Sie sollen jetzt zugeworfen werden, weil sie ihrem Zweck nicht entsprechen. Doch geben sie vorläufig die Möglichkeit hübscher Brückenbauten, wie beispielsweise die über die Fontanke führende mit den vier Bronzegruppen der Rossebändiger von Baron Klodt geschmückte Brücke. Der Vergleich mit der Lagunenstadt Venedig ist zwar eine schmeichlerische Hyperbel, denn nirgends hat man den Eindruck, sich eigentlich im Meere zu befinden, wie am Canale-Grande. Viel eher erinnert die Stadt an die Vorbilder, die ihrem Gründer viel näher standen, die kanaldurchzogenen holländischen Städte. Eine erfreuliche Abwechslung aber bieten die Wasseradern immerhin in dem sonst eintönigen Bilde großstädtischer Straßen.

Soll man noch besonders erwähnen, daß Petersburg seine Millionnaja (Millionärstraße) hat? Man weiß ja, daß hier und in Moskau die Schätze des ausgepreßten Landes zusammenfließen. Der Überreichtum der einen hat das namenlose Elend der anderen zur Voraussetzung. Die Skrupellosigkeit, mit der man sich in den regierenden Kreisen über das entsetzliche Hungerelend ganzer Provinzen und den drohenden wirtschaftlichen Zusammenbruch des ganzen Reiches hinwegsetzt, findet ihre Erklärung nur in dem Milieu dieser Bojaren-Millionäre, die sich für Europäer halten, weil ihre Kammerdiener englisch rasiert sind.

Das Auge des Fremden, der verstehen und nicht bloß gaffen will, wird sich eher anderen Erscheinungen zuwenden, die für Land und Leute

charakteristischer sind, als elegante Baulichkeiten. Da ist zunächst der Pope, und dann — der Polizist.

Die Popen und die Polizisten sind die schönsten Männer in Petersburg. Zwar das wallende, bis auf die Schulter fallende Haupthaar der bärtigen Popen ist als besondere Eigentümlichkeit nicht anzusehen, da in Rußland jeder dritte Mensch einen Haarwuchs oder eine Lockenfülle zur Schau trägt, die bei uns dem glücklichen Besitzer zweifellos die Aufmerksamkeit der Straßenjugend sichern würde; aber die Popen sind auch an und für sich ausgewähltes Menschenmaterial, hohe stattliche Männer mit schönen Köpfen und stolzer Haltung. Trotzdem erfreuen sie sich nur geringer Achtung, auch bei den bigotten Russen; denn so oft und ausgiebig dieser sich auch vor jedem heiligen Bildchen bekreuzen mag, hinter dem Popen verspürt er oft genug eine Art Speichelflusses, die ihn plötzlich zwingt, sich seines Mundinhalts demonstrativ zu entledigen. Es mag das mit allerlei Aberglauben zusammenhängen, der die Begegnung mit einem Popen nicht als erwünscht erscheinen läßt, hat aber auch wohl seine Ursache in dem nicht immer exemplarischen Lebenswandel dieser Diener des Herrn. Insbesondere wird ihnen eine besondere Vorliebe für allerlei gebrannte Wässerchen nachgesagt, die auf Gang und Haltung des Menschen unter Umständen eine bedenkliche Wirkung ausüben. Man kann in Petersburg zwar in kostbare Zobelpelze gehüllte Herren, insbesondere während der Butterwoche, mit dem Straßenpflaster Bekanntschaft

machen sehen, aber für das geistliche Gewand ist der Rinnstein doch noch weniger der Ort der legitimen Ruhe, und jedenfalls ist es schwer, den Mann als berufenen Dolmetsch des göttlichen Willens anzusehen, aus dessen Munde sich meist ein ganz anderer Spiritus bemerkbar macht, als der Spiritus Sanctus. Nichtsdestoweniger ist der Russe, wenigstens äußerlich und während des Gottesdienstes, von einer Andacht erfüllt, die uns kaum faßbar ist. Demselben Popen, hinter dem er vor der Kirchenpforte noch ausgespuckt hat, küßt er in der Kirche in frenetischer Inbrunst die Hand. Sein Körper kommt nicht zur Ruhe. Wie bei den orthodoxen Juden und den heulenden Derwischen besteht sein Gebet in einem fast unaufhörlichen Verbeugen und einem gar nicht unerheblichen Aufwand von Leibesgymnastik. Die kreuzschlagende Hand rastet kaum. Besonders starke Beter und insbesondere das weibliche Geschlecht können sich darin nicht genug tun, die Steinfliesen des Bodens, den Rocksaum des Priesters, die Heiligenbilder und unzähligen Reliquien zu küssen und wieder zu küssen. Aber wie wirksam und alle Sinne bestrickend ist auch der orthodoxe Gottesdienst. Das Flimmern von den zahllosen, von fast jedem Eintretenden gespendeten großen und kleinen Wachskerzen füllt den goldschimmernden Raum mit überirdischem Glanze. Rubinen, Smaragden und Diamanten leuchten von den silbernen und goldenen Kronen der Heiligenbilder. Der hünenhafte Pope in seinem golddurchwirkten Talare läßt seinen abgrundtiefen, mächtigen Baß ertönen, und

wundervolle a capella-Chöre antworten ihm von beiden Seiten des Ikonostas her. Weihrauchwölkchen durchziehen das hohe Kirchenschiff. Kopf an Kopf stehen die Gläubigen, einander mit den Gebärden ihrer Andacht berauschend und fortreißend — eine ungeheure Massensuggestion, an der Erziehung und priesterliches Raffinement in gleichem Maße ihr Teil haben. Der orthodoxe Kult ist, wenigstens nach meinem Gefühl, mit dem römisch-katholischen an Innerlichkeit und Adel der Musik und künstlerischer Gliederung des Meßvorgangs nicht zu vergleichen. Er ist aber in seiner archaistischen Monotonie, in der Verwendung der gröbsten stofflichen Reizmittel für die Massen des Ostens vielleicht noch suggestiver als jener für die Kulturvölker des Westens. Was insbesondere in der Isaaks-Kathedrale und der der römischen Peterskirche nachgebildeten Kasanischen-Kathedrale an Gold, Silber und Edelsteinen aufgeboten wird, um dem Gläubigen eine Vorstellung von den berechtigten Ansprüchen der Himmlischen auf Schmuck und Ehre beizubringen, übersteigt alle europäischen Begriffe. Die auch künstlerisch vorzüglichen Silberarbeiten in der Isaaks-Kathedrale wiegen nicht weniger als 11000 kg. Ein einziges Evangeliarium ist in 20 kg Gold gebunden. Das zum Andenken an die Katastrophe von Borki gespendete Heiligenbild ist fast ganz mit Diamanten übersäet. Diese Stiftungen rühren meist von Gliedern des kaiserlichen Hauses her. Die Verbindung von Thron und Altar ist in Rußland noch enger, und, wie es scheint, für die Hüter des Altars noch ein-

träglicher als anderwärts. Unter all den Heiligtümern und Trophäen der Petersburger Kirche berührt aber den Ausländer nichts so sehr, als die Reihe der französischen Silberspenden, die an einer Längswand der Peter-Pauls-Kathedrale aufgestellt sind. Neben den Särgen der russischen Kaiser und Kaiserinnen, von Peter dem Großen bis zu Alexander dem Dritten, an denen man nicht ohne ein eigentümliches Gefühl historischer Andacht vorübergeht, unter zahllosen Fahnen und Kriegstrophäen, lehnen dort als die höchsten Triumphe, die der despotische Barbarenstaat dem zivilisierten Europa abgezwungen, die Silberkränze und Ehrenschilde, die Felix Faure, Casimir Pérrier, der Senat, die Kammer, die Pariser Presse dem russischen Alliierten gespendet.

„Hier sehen Sie das größte Unglück, das uns in diesem Jahrhundert betroffen," sagte mein Begleiter, ein orthodoxer Russe, von nichts weniger als radikaler Gesinnung. „Bis dahin, bis zu dieser Allianz haben wir, bei aller Großtuerei, uns vor dem Auslande unserer Barbarei und Schandwirtschaft doch noch geschämt. Seitdem die obersten Würdenträger und Körperschaften der fortgeschrittensten Republik uns nachkriechen, hat der Knutendespotismus erst die europäische Weihe empfangen und brüstet sich nun, frei von jeder Scham."

„Dafür haben die Franzosen euch auch acht Milliarden geborgt," erwiderte ich.

„Von denen ein Teil in Gott weiß welchen Taschen verschwunden ist, der andere unsere Po-

lizei gegen uns souteniert und der Rest in eine wertlose Eisenbahn gesteckt worden ist, während wir, um die Zinsen aufzubringen, unseren Bauern das Pferd von dem Pfluge und die Kuh aus dem Stalle exequieren, bis auch das ein Ende hat, weil nichts mehr da sein wird für den Exekutor."

„Ein Jesuitenstücklein," erwiderte ich. „Die Allianz verdankt ihr der Diplomatie Rampollas."

„Säbel und Weihwedel," antwortete der Russe, und seine Hand beschrieb einen Kreis von den Kriegstrophäen bis zum Ikonostas, „sie gehen überall zusammen und knechten und plündern die Völker."

Bleischwer drückte der Schneehimmel auf uns herab, als wir mit tiefem Grauen an den Kerkergittern der Peter-Pauls-Festung zur Stadt zurückeilten. Die Marseillaise hörte ich vor meinem inneren Ohr, und vor meinen Augen standen die Ehrengeschenke, von der französischen Nation dargebracht dem Despoten der Peter-Pauls-Festung. Sie sind ganz nahe beieinander, Kathedrale und Kerker, und in stiller Nacht mag der Wächter der französischen Weihgeschenke oft genug das Stöhnen und den Verzweiflungsschrei der Armen hören, die von Freiheit und Brüderlichkeit träumten und ihren Traum hinter armdicken Eisengittern, tief unter dem Spiegel der Newa, in den Kasematten der Peter-Pauls-Festung büßen.





# Die Zarenfamilie.

„In keinem Verfassungsstaat ist der faktische Einfluß des Staatsoberhauptes auf die Geschicke seines Landes so gering, wie in der Autokratie Rußlands," war einer der Sätze, den ich am häufigsten hörte, wenn ich mich in Petersburg über die Persönlichkeit und die Leistungen des gegenwärtigen Zaren zu informieren suchte. Vereinzelt hört man allerdings auch die gegenteilige Auffassung, nach der es ganz von der Persönlichkeit des Autokraten abhänge, ob er durchgreifend wirke oder nicht. Die Konservativen neigen zu letzterer Ansicht. So Fürst Uchtomski, so ein hoher ehemaliger Funktionär des Finanzressorts, so ein konservativer Aristokrat eines anderen Ressorts, die ich über diesen Gegenstand befragte. Der eine sagte wörtlich, der Zar brauche nur den Finger zu rühren, um alle die bösen Geister, die jetzt das Land beherrschen, zu bannen, der Aristokrat versprach sich die Rettung des Landes von einem besser für seine Funktionen erzogenen Thronfolger, Uchtomski schreibt wenigstens dem leitenden Staatsmann, wenn er das volle Vertrauen des Zaren genieße, Einfluß genug zu, Gutes zu wirken und Böses zu hindern, also das Gegenteil dessen zu tun, was seit zwanzig Jahren und insbesondere unter dem

Regime Plehwe getan wurde. Die Liberalen und Radikalen aber, die große Mehrheit der sogenannten „Intelligenz“, lassen die Persönlichkeit des Herrschers vielleicht in allzufrüher Anwendung der konstitutionellen Schablone ganz aus dem Spiel und erklären eine Änderung der Verhältnisse ohne Änderung des Systems für ausgeschlossen. Wohl sei ein argwöhnischer, inhumaner, reaktionärer Zar, wie Alexander III. es war, imstande, die Herrschaft der Beamtenkamorra noch drückender zu machen, aber auch der gegenwärtige wohlwollende und weiche Autokrat könne nicht hindern, daß die Zustände unerträglicher seien als je. Nur Presse und Parlament könnten helfen, nicht das Wohlwollen eines einzelnen.

Ich maße mir nicht an zu entscheiden, welche von beiden Gruppen recht habe, halte es aber unter allen Umständen für ersprießlich, die Persönlichkeit des Zaren, die ja doch ein Stück Schicksal für Rußland und Europa bedeutet, nach den Mitteilungen von Leuten zu schildern, die hinreichend Gelegenheit hatten, sich aus eigener Beobachtung eine Vorstellung von ihr zu bilden. Es befinden sich unter ihnen Persönlichkeiten, die nicht nur diesen Zaren, sondern auch seine Eltern und Großeltern noch aus intimem Umgange kannten. Selbst gesehen habe ich den Zaren nur ein einziges Mal. Die landläufigen Bilder von ihm sind sehr ähnlich. Auffallend und bemerkenswert ist nur der melancholisch-resignierte Ausdruck seines hübschen und sympathischen Gesichts.

Nur von einer einzigen Seite, allerdings einer Seite, deren scharf nuanzierten Darlegungen ich in anderer Hinsicht die größte Bedeutung beizulegen Anlaß habe, wurde mir die Bonhomie des Kaisers angezweifelt und ihm zielbewußte, etwas kleinliche Bosheit nachgesagt. Alle andern, Uchtomski mit inbegriffen, der jahrelang der Begleiter des Zaren gewesen, sind darin einig, die außerordentliche, fast kindliche Liebenswürdigkeit und Güte des Monarchen hervorzuheben, der im persönlichen Umgang geradezu bezaubernd sei. Damit würde übereinstimmen, was ich von einer Seite weiß, die es unbedingt wissen muß, daß der Zar in den Vorträgen seiner Ratgeber geflissentlich alles überhöre, was geeignet sei, einen der Kollegen zu verdächtigen und herabzusetzen, während er sofort aufhorche und nach den Details frage, wenn er aus dem Munde eines Ministers ein günstiges Wort über die Tätigkeit eines andern höre. Wohlzutun sei ihm ein direktes Bedürfnis, und daß er das viele Üble nicht verhindern könne, eine stete Quelle neuer Schmerzen. Während wiederum der eine Gewährsmann Beweise eines nicht großen, aber spitzfindigen Verstandes bei dem Zaren gefunden haben will, verhehlen die andern, die seine Herzensgüte rühmen, die Schwäche seiner Urteilskraft nicht, die schon etwas Pathologisches habe. Nur Fürst Uchtomski spricht durchaus mit Respekt und Sympathie von dem Monarchen, ohne jeden warmherzigen Vordersatz durch ein sofortiges Aber einschränken. Alle andern erklärten die Prätorianerwirtschaft Plehwes mit der geisti-

gen und moralischen Hilflosigkeit des Kaisers, der ganz ununterrichtet sei und von seiner Umgebung bei scheinbarer Devotion auf das schnödeste behandelt werde. Es grenze schon ans Unbegreifliche,. was man sich im Vertrauen auf diese Hilflosigkeit ihm gegenüber erlaube. Daß man dem Zaren unausgesetzt Drohbriefe in die Rocktaschen und ins Bett schmuggeln könne, ohne daß er endlich auf die Idee käme, doch einmal seinen Leibdiener an der Kravatte zu packen, sei doch der stärkste Beweis für seine geistige Unbeholfenheit, nebenbei auch dafür, daß man schon vor der Tür sich über ihn lustig mache. (Übrigens ist dieses Polizeistückchen auch Alexander III. gegenüber aufgeführt worden, der ein gefürchteter Despot war.) Auch die Rolle, die Plehwe noch spielen durfte, obgleich der Zar ihn durchaus nicht schätzt, zeige, wie sehr es schon gelungen sei, ihn einzuschüchtern und ihm den irrigen Glauben beizubringen, daß nur Plehwe die drohende Revolution bannen könne.

Dabei sei der Zar nichts weniger als vertrauensselig gegenüber seiner nächsten Ratgebern. Wenn ihm Vortrag erstattet wird, sitze er im Schatten, der Vortragende im Licht. Er sucht sich in dessen Mienen einzubohren und ihn zu kontrollieren, was natürlich vergeblich sei, da eine gute russische Physiognomie undurchdringlicher sei als ein russischer Schiffspanzer. Ebenso schlimm wie sein Mangel an Urteilskraft sei auch sein Mangel an Sachkenntnis. Ein Beispiel dafür. In den Gouvernements war ein Konflikt ausgebrochen zwischen

den Körperschaften der Selbstverwaltung, den Semstwos und den Gouverneuren. Diesen Konflikt zwischen Selfgovernment und Autokratie hat man dem Zaren so dargestellt, als ob es sich nur um die Frage der Zentralisation und Dezentralisation drehe, als ob es ein Konflikt zwischen den Gouverneuren und dem Ministerium des Innern wäre, in dem Sinne, daß die Gouverneure dieselben Vollmachten anstrebten, wie sie der Minister des Zaren habe. Es sei also gelungen, den Zaren vollständig über das Wesen des Streits zu täuschen, so daß er gar nicht erfahren habe, daß die Provinzen gegen die Autokratie demonstrieren; die Folge der Täuschung war natürlich die, daß der Zar sich für das Ministerium des Innern, für Plehwe, erklärt habe.

Ein bedenkliches Symptom ist allerdings auch die Rolle, die gewisse Abenteurer wie der Hypnotiseur Philippe und der Unternehmer Besobrasow am Hofe spielen konnten. Der erstere sollte der Zarin einen Knaben suggerieren, was bekanntlich nicht gelungen ist, während er sonst durchsetzte, was er wollte, da er sich des Geistes Alexanders III. bediente, um seine Wünsche zu Gehör zu bringen. Seine Entfernung vom Hofe erfolgte erst, als er so unvorsichtig war, die Geister einmal eine ganz bestimmte Unternehmerfirma für einen Brückenbau empfehlen zu lassen. Besobrasow aber, einer der Faiseure, die den asiatischen Krieg mit auf dem Gewissen haben, weilt jetzt irgendwo im Auslande und wagt wenigstens während der Dauer des Krieges nicht zurückzukehren.

Noch bedenklicher scheint mir die verbürgte Tatsache, daß der Kaiser mehrmals Druckschriften über die Zustände seines Reiches entgegengenommen, sorgfältig gelesen und gerühmt hat, ohne auch nur den geringsten Schritt zur Durchführung der ihm empfohlenen Reformen zu tun, ja ohne auf alle die Anregungen, wenn nur erst ein paar Tage verstrichen waren, auch nur im Gespräche zurückzukommen. Das würde in der Tat auf eine fast pathologische Willensschwäche hinweisen, die es einem begabten, rücksichtslosen und selbstbewußten Reaktionär wie dem Großfürsten Alexander Michailowitsch leicht machte, seinen Willen in allem und jedem durchzusetzen.

Nach diesen Angaben, die allesamt aus ersten Quellen geschöpft sind, ließe sich der Kaiser als ein vorwiegend gutartiger, liebenswürdiger Mann betrachten, der vielleicht zu bescheiden und seiner ungenügenden Kenntnisse zu sehr bewußt ist, um den vollen Mut der Verantwortung zu haben, ohne den ein Autokrat weniger als jeder andere Chef eines großen Unternehmens bestehen kann. Rücksichtslose und verschlagene Leute, die seine Schwäche ausbeuten, beherrschen ihn, und er ist dessen vielleicht froh. Denn in seiner Rat- und Hilflosigkeit, die seiner menschlich-sympathischen Bescheidenheit entspringen, muß er ja gern sich andern unterordnen, denen er dann wenigstens vor seinem Gewissen die Verantwortung für die Dinge aufbürden kann, die allesamt wie insbesondere der ostasiatische Krieg gegen seinen Willen gehen.

Sein timider Sinn zeigt sich vor allem im Verhältnis zu seiner Mutter, der Kaiserin-Witwe, die noch heute, unterstützt von den reaktionären Mitgliedern des Hauses, die eigentliche Kaiserin spielt und der jungen Gattin des Zaren bitteres Herzeleid bereitet. Es ist öffentliches Geheimnis, daß das Verhältnis zwischen den beiden Frauen keineswegs ein ungetrübtes ist, was wiederum seine Rückwirkung auch auf die Zarenehe selber übt. Die Kaiserin-Witwe hat auf keine ihrer Funktionen zugunsten der Schwiegertochter verzichtet, die sich infolgedessen in ganz schiefer Position fühlt und darüber bitter klagt. Nach der russischen Auffassung steht übrigens, wie man mir versichert, der jungen Zarin keines der von ihr beanspruchten Rechte zu, solange die kaiserliche Mutter lebt, und so verargt man es ihr, daß sie ihre sogenannte Ambition nicht zügeln kann. Aber auch die Kaiserin-Mutter ist keineswegs beliebt, wenigstens in liberalen Kreisen nicht. Denn ihr schiebt man die Verantwortung dafür zu, daß ihr Sohn sich von den bösen Traditionen seines Vaters noch immer nicht befreien kann, der zwar ein streng rechtlicher, aber furchtbar eiserner Despot war. Der jungen Zarin aber verübelt man im Volke, daß sie noch keinen Prinzen geboren, trotz der Gebete des Erzpriesters Johann, und bei Hofe, daß sie ihre englischen Sympathien nicht verleugnet.

Ein einziger alter Freund des Zarenhauses aber versichert mir, daß es eine charmantere, aufrichtigere und herzlichere Frau als diese junge Hessin

überhaupt nicht gebe. Sie sei ganz verschüchtert unter all den Feinden, die sie umgeben und auf jede ihrer Mienen lauern. Wo sie sich aber sicher fühle, da komme ihre fröhliche, süddeutsche Natur zum Durchbruch und sie könne heute noch tollen wie ein kleines Kind. Für die Harmlosigkeit ihres Herzens spreche doch, daß sie auf nichts stolzer sei als auf ihren Kartoffelsalat, den sie virtuos bereite. Übrigens — das gibt auch dieser Gewährsmann zu — ihr Köpfchen hat sie, und für einen Ehemann mag sie nicht immer die bequemste Genossin sein.

Unter den übrigen Gliedern der Familie wird noch Großfürst Konstantin der Dichter genannt, dessen Interesse für Kunst und Wissenschaft aufrichtig sein soll, wie er sich auch durch große persönliche Liebenswürdigkeit auszeichnet. Das arge Gegenstück zu ihm aber bildet Großfürst Sergius, der Generalgouverneur von Moskau, der Schwager und Onkel des Zaren. Was über seine persönliche Lebensführung ganz öffentlich erzählt wird, entzieht sich der Wiedergabe, wie hier überhaupt vermieden sein soll, von der recht beträchtlichen chronique scandaleuse Notiz zu nehmen. Für eine weitere Öffentlichkeit und für das Wohl und Wehe der Bevölkerung sind nicht die Privatpassionen der fürstlichen Persönlichkeiten von Belang, sondern ihre Gesinnungen und Fähigkeiten. Auf die Passionen des Großfürsten Sergius kommt man aber darum gern zu sprechen, weil sie mit seiner sonstigen Frömmelei in so schreiendem Widerspruch stehen. Von ihm

wird unbestritten behauptet, daß er ein böser, belasteter Mensch sei, dessen Wonne die Qual anderer bilde. Sein Einfluß bei Hofe trete übrigens hinter dem des Alexander Michailowitsch zurück.

Von einer dynastischen Gesinnung habe ich übrigens in ganz Rußland keine Spur getroffen, die Anhänglichkeit an das Haus Hohenzollern in Preußen, an das Haus Habsburg in Österreich-Ungarn hat kein Seitenstück in Rußland. Der Zar, das ist für die Volksmassen der Inbegriff der weltlichen und geistlichen Gewalt, für die Intelligenz ein Stück Schicksal, mag man den persönlichen Einfluß des Throninhabers wie immer taxieren, die Großfürsten sind Leute, die nützen und schaden können, also Personen von Belang für jedermann, aber das Band der Pietät zwischen Dynastie und Volk, das im Westen über alle revolutionären Erschütterungen hinaus die Existenz der Dynastien gesichert hat, existiert in Rußland nicht. Man spricht vielmehr unter vier Augen ungeniert von der Dynastie Saltikow unter nicht mißzuverstehender Anspielung auf den bekannten ersten Liebhaber der Kaiserin Katharina II. So sind auch die vielen Morde im Zarenhause ohne große Erregung von der Volksseele hingenommen worden. Treue gegen die Dynastie kennen nur die Balten, denen der Vasallenbegriff im deutschen Blute liegt. Aber dort wird er langsam und zielbewußt erschüttert durch die regierenden Anarchisten.

Im Andenken der Zeitgenossen leben nur noch Alexander II. und III., während Nikolaus I. so gut

wie vergessen ist. Alexander II. ist von der Märtyrergloriole umleuchtet und gilt nur noch als der Zarbefreier, den man aus dem Wege räumte, ehe er die erlösende Verfassungsurkunde unterschreiben konnte. Die öffentliche Meinung will es sich nicht nehmen lassen, die Tatsache sonderbar zu finden, daß es den Nihilisten zum erstenmal gelungen ist, an den Zaren heranzukommen im Momente, da alle Privilegien der regierenden Oligarchie bedroht waren. So will man sich denn auch nur liebenswürdiger Züge von ihm erinnern, was nicht ganz zu dem Bilde passen würde, das Krapotkin in seinen Memoiren von ihm entworfen hat. Über Alexander III. hört man wiederum nur Böses, das ich aber aus manchen Gründen anzweifeln möchte. Denn aus seiner engsten Häuslichkeit sind mir kleine Begebenheiten mitgeteilt worden, die ich aus Rücksicht auf die Kenntlichkeit meiner Gewährsmänner nicht weitergeben kann, die aber auf eine gewisse Ritterlichkeit und Gradheit und auf wahrhaft fürstliche Güte gegen Schwache schließen lassen. Die Unerbittlichkeit seiner verhängnisvollen Politik aber hat ein anderer zu verantworten, Pobjedonoszew, der Torquemada Rußlands. Doch ist es nicht zu hindern, daß schließlich in die Geschichte nur jenes Bild eingeht, das der Gesamtheit des Wirkens der Persönlichkeit entspricht. Und da ist freilich das Andenken Alexanders III. mit Passivposten bis zum Niederbrechen überladen.





# Ein Volkshaus.

## Narodni dom.

Im Vaterlande Potemkins besteht ein großer Teil aller Regierungskunst darin, die Wahrheit nicht nur dem Volke, sondern auch dem Zaren zu verbergen, dem man ja zutrauen darf, daß er in der Tat das Wohl des Volkes will und nicht bloß das der allmächtigen Beamtenklasse. Die Kunst Potemkins bestand bekanntlich darin, seiner geliebten Kaiserin auf einer langen Reise wohlhabende Bauernwirtschaften vorzutäuschen, wo in Wirklichkeit Jammer und Elend ihre dauernde Stätte aufgeschlagen hatten. Was der allmächtige Günstling mit Pappdeckel und Strauchwerk zuwege brachte, kostet die modernen Potemkins doch schon etwas mehr Aufwand, den sie allerdings ebenso wie ihr Vorfahre aus der reichgefüllten kaiserlichen Kasse zu bestreiten in der Lage sind. Dem Zwecke, dem Philantropen Nikolaus vorzutäuschen, daß in seinem väterlich regierten Reiche auch für das niedere Volk und sein Behagen in höherem Maße gesorgt sei, als in den herzlosen Kulturstaaten des Westens, dient das „Narodni dom“, das Volksheim auf der Festungsinsel von Petersburg.

Für das Auge eines wohlwollenden Landesherrn oder eines wohlgesinnten Globetrotters in der

Tat ein erfreulicher Anblick! Umrahmt von hochstämmigen Bäumen, von Alleen umgeben, erhebt sich in einem Park ein langgestreckter, in der Mitte von einer mächtigen Flachkuppel überragter Steinbau in Petersburger Dimensionen. Man zahlt 10 Kopeken für den Eintritt und schon befindet man sich in dem wohlgeheizten, von Bogenlampen hell beleuchteten kuppelüberdeckten Mittelraum. Pelze und Überschuhe werden abgelegt. Und nun entringt sich ein „ah“ der Bewunderung unseren Lippen. Eine wohlgekleidete Menge lustwandelt in natürlicher Ordnung ohne Drängen und Schieben zu einem in der Ferne auftauchenden Podium hin, auf dem sich, soweit wir aus dieser Distanz erkennen können, neapolitanische Volkssänger produzieren. Wir schließen uns dem Zuge an, und kaum sind wir in der Mitte der ungeheuren, von Eisenträgern gestützten Halle angelangt, so ertönen hinter uns rauschende Klänge, die uns zu einem Wenden des Kopfes veranlassen. Auf einer Quergalerie in Stockhöhe hat ein Orchester russische Volksweisen angestimmt. Die Volkssänger vor uns pausieren so lange. Die Masse flutet weiter. Ein Negerdandy mit hohem weißen Stehkragen und Lackstiefeln führt stolz eine üppige Blondine, Orpheum-Typus, am Arm, er weist den Spöttern, die sich über das ungleiche Paar lustig machen, grimmig Zähne und Fäuste, aber es kommt nicht zum Rassenkonflikt, da noch nicht feststeht, ob ein Niggerboy mehr mit den Japanern oder mehr mit den Russen sympathisiert. Man ist endlich an der Querseite der Halle

angelangt, und nun entrollt sich ein fast noch fesselnderes Bild. Hinter langen, peinlich sauber gehaltenen Büffettischchen, die mit allen Leckerbissen der russischen Küche belegt sind, vom Kaviarbrötchen angefangen bis zum stattlichen Mayonnaise-Lachs, hantieren reinliche Verkäuferinnen mit weißen Mullhauben und breiten weißen Schürzen. Die Preise sind durchaus niedrig gehalten. Ebenso wie die der warmen Speisen, deren Zubereitung wir in der großen offenen Küche kontrollieren können. Geistige Getränke werden nicht verabreicht, dafür aber Kwaß und Tee aus den riesigen, in der Küche blinkenden Kupfersamowaren. Auf einem sich automatisch drehenden hohen Gestell werden fortwährend in sprudelndem Wasser Gläser gereinigt. Das blanke Nickel, das rötlich schimmernde Kupfer, die blauweißen Kacheln des Estrichs und der Mauern, die schneeweißen Gewänder der Köche und Köchinnen, das weiße Licht der Bogenlampen könnten einen Niederländer reizen zu einem effektvollen Gemälde der Nettigkeit.

Wir lassen uns wieder vorwärtsschieben und gelangen nach ausgiebigem Pilgerzuge an den Volkssängern vorüber, wo sich ein Teil der Menge staut, zur Mittelhalle zurück, die wir jetzt mit mehr Muße betrachten. Da fallen uns zunächst die Kolossalgemälde des Kaisers und der Kaiserin ins Auge. Sie sind hier die Hausherren, denn die Millionen für den imposanten Bau sind aus der Privatschatulle des Kaisers geflossen. Dann eine ungeheure Landkarte des russischen Reiches zur Weckung patrio-

tischer Gefühle. Aber noch andere Genüsse harren unser. Den ganzen linken Flügel des Gebäudes füllt das riesige Volkstheater. Man spielt heute Tschaikowskys „Jungfrau von Orleans". Wir lösen uns Sitzkarten zum populären Preise von 1 Rubel pro Stuhl, womit wir bis etwa zur Mitte des riesigen Parterres gelangen und einen Überblick über das Publikum vor und hinter uns haben, das uns nicht minder interessiert als die Vorgänge auf der Bühne. In den Reihen vor uns zahlt man bis zu 2 Rubel, in den Reihen hinter uns bis zu 60 Kopeken den Stuhl. Zu beiden Seiten befinden sich die Galerien und die Stehplätze, für die „nur" 30 bis 70 Kopeken bezahlt werden. In Anbetracht der Preise an den übrigen Petersburger Theatern müssen die des Narodni dom allerdings durchaus volkstümlich genannt werden, wenngleich es schon eine ganz eigentümliche Gattung des Volkes ist, die 30 Kopeken bis 2 Rubel für den Theaterabend erschwingen kann, ganz abgesehen von den Nebenspesen einer nächtlichen Fahrt, des Eintritts und der Garderobe. Doch davon später.

Wir folgen der Vorstellung. Die Leistungen sind durchaus respektabel, vom Kapellmeister bis zu den Chören. Die Ausstattung glänzend genug und vor allem stilgetreu, das Orchester geschult, unter den Solisten einzelne ganz vortreffliche Kräfte. Wir vergessen auf eine Weile, daß wir in Rußland sind, trotz russischer Sprache und russischer Musik. Es ist Schillers Heldengedicht, das den Komponisten begeistert hat. Dunois, Lahire, Lionel, Raymond,

Bertram, Agnes Sorel, Karl, der Kardinal treten in den uns vertrauten Szenen auf und es kribbelt uns manchmal seltsam genug im Kehlkopf, wenn uns hier in nordischer Winternacht die Gestalten in den Weg treten, an deren glühender Rhetorik in der teueren Sprache des heimatlichen Dichters wir den ersten Rausch patriotischer Begeisterung getrunken. Die leidenschaftlich warme Musik Tschaikowskys, der Schwung seiner Chöre erhöhen die Wirkung jener Reminiszenzen.

Aber wir werden in die russische Wirklichkeit zurückgeführt. Ein hagerer schwarzhaariger junger Mensch eilt während eines Zwischenakts geschäftig durch die Reihen. Er tauscht bald hier, bald dort eine Bemerkung mit Offizieren oder Beamten aus, die mit einem Lächeln quittiert wird. Und im zweiten Zwischenakt wird auch klar, was sich da vorbereitet hatte. Der Krieg war eben ausgebrochen, die Parole war ausgegeben, patriotische Begeisterung zu erwecken oder wenigstens zu markieren. Schon hatte auf dem einen oder anderen Theater das Publikum stürmisch die Volkshymne verlangt. Was dem Hoftheater recht ist, muß dem Volkstheater billig sein. Der Vorhang war nach dem zweiten Akt gefallen, als plötzlich auf der linken Galerie in einer der logenhaften Vertiefungen der Ruf: „Hymn! Hymn!“ laut wurde. Alles blickte neugierig dahin. Es waren einige uniformierte junge Leute, wie sich später herausstellte, Studierende aus jenem patriotischen Geheimbund, der sich unter der Patronanz der Reaktionäre vom Schlage Suworins organisiert hatte,

um die fortschrittlichen Studenten zu überwachen. Auf den Ruf reagierte merkwürdig rasch das Orchester, das Publikum aber erhob sich pflichtgemäß lächelnd von seinen Sitzen und hörte stehend die schöne Hymne an. Aber neuerdings wurden Rufe laut. Der Chor sollte mitsingen. Gehorsam hob sich auch der Vorhang und das ganze Personal der „Jungfrau von Orleans“, Karl, Agnes, Jeanne d'Arc und Lionel, Burgund und Engelland mit Volk und Rittern stand schon wohl gruppiert und stimmte mit Orchesterbegleitung neuerdings die Hymne an. Abermals erhebt sich das Publikum gelassen und hört stehend den Gesang an. Die Demonstration ist noch nicht zu Ende. Dreimaliges Intonieren der Hymne war aus den anderen Theatern gemeldet worden, also mußte es auch hier der Fall sein. Und zum dritten Male erhebt sich geduldig das Publikum und läßt den Gesang über sich ergehen. Der hagere, schwarzhaarige junge Mann aber reibt sich die Hände, mit denen er noch kurz zuvor Beifall geklatscht hatte, wirft seinen Nachbarn einen verständnisvollen Blick zu und eilt dann hinaus. Ich weiß noch heute nicht, war es ein Entrepeneur des Volksheims oder ein Pennyaliner, der diesen Vorgang zum Zweck einer interessanten Lokalnachricht arrangiert hat.

So kam ich dazu, auch eine jener patriotischen Demonstrationen entstehen zu sehen, von welchen in den nächsten Tagen die Zeitungen voll waren. Imposant war der Eindruck gerade nicht. Die douce violence der Polizei war bei den Arrangeuren wie

bei dem Publikum zu verspüren. Es war die obligate Demonstration, der sich niemand entziehen durfte, nasses Stroh, das nicht brennen wollte. Schlimmer. Ein gehorsames Mittun — weh dem, der nicht mitgetan hätte! — und dann ein höhnisches Augenblinzeln, mit dem man sich schadlos hielt für den Zwang, den man erlitten.

Nie wurde mir der Unterschied klarer zwischen freien Bürgern und — russischen Untertanen, zwischen Nationalgefühl und Gehorsam, wie bei diesen Demonstrationen unter polizeilicher Aufsicht und Inspiration.

Und nun sah ich mir auch das Publikum etwas genauer an. Wo war das „Volk"? Unter den Tausenden, die sich im Theater aufhielten und in den kolossalen Hallen auf und ab fluteten, nicht hundert, nicht fünfzig Männer oder Frauen in Volkstracht. Durchwegs das, was man in Petersburg das „graue Publikum" nennt, Beamte, Geschäftsleute, die Klasse mit 2—3000 Rubel Einkommen. Ich sah Gymnasiallehrer mit ihren Frauen, Studenten mit ihren petites femmes, Modistinnen, die gute, kleine Mittelklasse, die oft an Geist- und Herzensbildung hoch über der eleganten Welt steht, aber das Volk in unserem Sinne, der Arbeiter, der Bauer, für die wohl das Volkshaus gegründet worden ist, in deren Namen man den Zaren in Kontribution gesetzt hat, auf die das Haus geschrieben ist, sie fehlten und mußten fehlen, weil sie die Vorbildung gar nicht besitzen, um die Darbietungen des Narodni dom überhaupt zu genießen. Das kann man

dem Hofe einreden, daß man mit einer solchen Institution an der Spitze der Zivilisation marschiere und etwas wie ein Stück Zukunfsstaat mit einer Gründung verwirklicht habe, die selbst den Republiken des Westens fehle. Die russischen Patrioten aber, die in der Tat für ihr Volk leben und ihm die Fesseln der Unbildung und des Aberglaubens abnehmen möchten, sie schütteln nur traurig den Kopf über diese Potemkinade. Dem philantropischen Zaren Sand in die Augen, für den Petersburger Mittelstand ein Wintergarten mehr, für das Volk weder panem noch circenses, aber für bezahlte Lobredner ein Gegenstand, an dem sich Begeisterung entzünden läßt, das ist Narodni dom, das Glanzstück von Petersburg. In Zürich, in Frankfurt, an jedem Orte mit wirklicher Volksbildung wäre dies Narodni dom ein ideales Volkshaus, geeignet, Bürgersinn und Heimatsgefühl zu heben und das allgemeine Bildungsniveau zu erhöhen. In Petersburg kennzeichnet es nur die guten Intentionen des Zaren wie seiner Gemahlin und die fundamentale Verderbtheit des Regimes. Ein nüchternes, aufgeklärtes, bildungsfrohes Volk verträgt sich nicht mit der Autokratie genannten Beamtendiktatur. Die errichtet ideale Volkshäuser, aber sorgt dafür, daß diese Häuser möglichst rein gehalten werden — vom Volke.



# Die Kamorra.

## Gespräch mit einem russischen Fürsten.

Ehe ich über die bedeutungsvolle Unterredung berichte, die ich mit dem Fürsten X., einem Freunde und einstigen Vertrauten des Zaren hatte, richte ich an die öffentliche Meinung Europas, an die sich diese Zeilen wenden, einen dringenden Appell. Ich habe mit zahlreichen Männern höchsten Ranges in Rußland gesprochen; ich verdanke ihnen die wertvollsten Aufschlüsse über dies Land der Rätsel, aber keine Unterredung hat geendet, ohne daß mein Gewährsmann von mir verlangt hätte, seinen Namen aus dem Spiele zu lassen. Einzig der Fürst, über dessen Äußerungen ich hier berichte, erklärte mir: „Wenn Sie meines Namens bedürfen, um die Glaubwürdigkeit der unglaubwürdigsten Dinge zu erhärten, die ich Ihnen darlegen mußte, so benützen Sie ihn immerhin. Die Leiden, die mich treffen können, kommen nicht in Betracht, wo es sich um die Aufklärung Europas handelt.“ Nach reiflicher Überlegung habe ich dennoch vorgezogen, den Namen nicht zu nennen. Ich verzichte damit auf das Gewicht eines Namens von europäischem Klang und beispielloser Autorität. Trotzdem halte ich es noch für notwendig, die öffentliche Meinung Europas aufzufordern, daß sie mit verdoppelter Wachsamkeit auf das Geschick der wenigen Personen achte, die

als meine Gewährsmänner hier in Betracht kommen können. Unterdrücken durfte ich diesen Bericht nicht, denn damit würde ich den Intentionen des hochherzigen Fürsten direkt entgegenhandeln. Ganz unkenntlich machen konnte ich den Fürsten aber auch nicht, denn es sind schließlich nur ganz wenige Personen, die mir diese Aufschlüsse über die Hilflosigkeit auch der höchstgestellten Patrioten machen konnten. So bleibt mir nur der Appell an die öffentliche Meinung Europas. Sie kann den Fürsten schützen, wenn sie wachsam ist. Denn bei aller Ruchlosigkeit fürchten die russischen Machthaber doch die öffentliche Meinung des Auslandes. Nur diese hat einen gewissen Einfluß auf den Zaren; mache sie ihn geltend im Interesse eines Mannes von höchstem Heroismus, der aus reinster Vaterlandsliebe ihre Hilfe anruft.

„Halten Euer Durchlaucht," fragte ich in jener Unterredung, die hier wiedergegeben werden soll, „die jetzt überall und in allen Gesellschaftsklassen bemerkbare Unzufriedenheit für echt und politisch bemerkenswert?"

„Wir müssen distinguieren," antwortete der Fürst, „echt ist sie jedenfalls. Wenn Sie aber fragen, ob ich sie für politisch fruchtbar halte, in dem Sinne, daß wir durch diese Unzufriedenheit zu irgend einer notwendigen Änderung des Regimes gelangen könnten, so muß ich sagen: leider nein."

„Ist diese Unzufriedenheit nur die chronische, an der es auch im Westen nicht fehlt, oder ist sie jetzt akut?"

„Sie ist akut. Wie Sie mit Recht sagen, hat auch der Westen seine Unzufriedenen, aber diese Unzufriedenheit mit allem Menschenwerk läßt sich höchstens mit jener Stimmung vergleichen, die bei uns unter einem normalen, wohlgesinnten und nur unzulänglichen Regime herrscht. Die Erregung, die Sie als Fremder jetzt hier wahrnehmen, ist ganz abnorm und entspricht der ganz besonderen Bösartigkeit, um nicht zu sagen Verruchtheit des jetzigen Systems."

„Sie ist also stärker als sonst?"

„Unvergleichlich. Es gibt keine noch so harmlose Veranstaltung, keinen wissenschaftlichen Kongreß, keine Tagung welcher Körperschaft immer, die nicht in eine politische Demonstration ausmünden würde: alle Kerker füllen sich mit hochgeachteten Personen, die Deportationen und Verbannungen häufen sich, und doch drängen sich immer neue Männer und Frauen zur Blutzeugenschaft."

„Ich bewundere diesen Opfermut ihrer Intelligenz."

„Das ist der Unterschied zwischen heute und noch vor wenigen Jahren. Vor zehn Jahren war unsere öffentliche Meinung erschlafft, resigniert, zermalmt durch die schwere Faust Alexanders III. und die Schlangenkünste Pobjedonoszews. Mit der Thronbesteigung des jetzigen Zaren regten sich neue Hoffnungen, und nun ist dank den Revolutionstötern Sipjagin und Plehwe die Enttäuschung und Erbitterung so sehr ins Maßlose gewachsen, daß ihr Ausdruck nicht mehr zurückgedrängt werden

kann und Tausende Freiheit und Leben wagen, um nur nicht diesen Zustand der knirschenden, inneren Empörung länger tragen zu müssen."

„Ich habe an der Beerdigung Michailowskis teilgenommen. Ich muß sagen, das waren für mein Ohr revolutionäre Akzente, und ein solcher Aufzug von 5—6 Tausend Männern und Frauen aus den obersten Klassen, die inmitten der Kosaken Lieder singen, vor den Ohren der Polizei flammende Freiheitsreden halten, würde mir allerorten als ein Vorbote der Revolution erscheinen."

„Es wird auch schon lustig drauflos verhaftet unter den Teilnehmern an dieser Leichenfeier. Aber täuschen Sie sich nicht. Es gibt keine Revolution bei uns. Unser Land ist zu dünn bevölkert. SagenSie vierzig-, sagen Sie fünfzig-, sagen Sie hunderttausend begeisterte Intellektuelle, die sich gern opfern würden, wenn sie uns damit helfen könnten: wieviel Kosaken und Gendarmen kommen auf jeden von ihnen, wo bei uns Milliarden draufgehen zur Erhaltung einer Armee gegen die Nation? Es gibt nur eine Revolution die furchtbar wäre, und von der will ich nicht behaupten, daß sie bei einem unglücklichen Ausgang des jetzigen Krieges nicht ausbrechen könnte. Das wäre eine Bauernrevolution, die dann aber nicht gegen das Regime an sich ginge, sondern gegen alle Besitzenden und Gebildeten überhaupt, die damit beginnen würde, uns alle, die wir hier sind, zu erschlagen und ins Wasser zu werfen. Und dann wäre hundert gegen eins zu wetten, daß die Polizei insgeheim nicht gegen diese Revolution

wäre, sondern mit ihr, um sich rasch und sicher ihres eigentlichen Gegners, der gebildeten Klassen, zu entledigen. Ein Kischenew kann hier jeden Tag arrangiert werden, nicht bloß gegen die Juden, sondern gegen jeden, dem die Polizei einen Denkzettel geben will."

„Also auch Durchlaucht glauben daran, daß die Massacres von Kischenew von der Polizei arrangiert waren?"

„Das ist kein Glauben: das sind bewiesene Tatsachen. Die eigentlichen Urheber, Kruschewan und Pronin, sind besondere Schützlinge Plehwes, und Baron Lewendahl hat im direkten Auftrag von oben sich jeden Einschreitens enthalten."

„Und was war der Zweck?"

„Die Juden einzuschüchtern, die durch ihr Temperament etwas mehr Leben in die radikalen Parteien bringen und oben darzulegen, daß es wohl eine Unzufriedenheit im Lande gäbe, aber nicht mit der Regierung, sondern mit den wucherischen Juden."

„Und ist dem nicht so?"

„Das Wuchern besorgen bei uns gut orthodoxe Christen weit ausgiebiger, als die paar Juden, hinter denen ja nicht die Behörden zum Schutze stehen. Nein, der Mob schlägt jeden tot, der ihm im Namen des Zaren als vogelfrei deklariert wird. Das ist eine Art Jahrmarktsvergnügen. Das Massacre von Kischenew wird vom ganzen Lande verurteilt, nicht bloß von den Philosemiten, zu denen ich ja auch nicht gehöre. Es hat uns allen gezeigt, wessen man

bei uns fähig ist, wenn ein vermeintlicher Zweck es erheischt. Und darum nimmt sich jetzt auch die ganze öffentliche Meinung der Juden an, die nur als Prügelknaben dienen sollten für die Gebildeten und Unzufriedenen."

„Wodurch ist aber ihr jetziges Regime so wesentlich unterschieden von den früheren, daß eine solche Gärung entstehen konnte. Verwöhnt waren sie doch niemals."

„Es ist ärger geworden denn je. Es gibt vielleicht eine Erklärung dafür. Zar Nikolaus ist von den besten Intentionen beseelt. Er ist der oberste der Malkontenten. Er würde sein Herzblut dafür hingeben, seinem Volke helfen zu können. Das weiß die Kamarilla, darum spielt sie va banque, um zu verhindern, daß der Zar sich dem Volke nähere oder gar Institutionen schaffe, die der Beamtenallmacht ein Ende bereiten würde. Es wird der Revolutionsschrecken an die Wand gemalt, und die täglichen Verhaftungen müssen als die Beweise dafür dienen, daß nur die eiserne Faust der jetzigen Regierung eine Volkserhebung niederhalten könne."

„Ich weiß von einer der Zarenfamilie nahestehenden Seite, daß der Zar wieder in seinen Rocktaschen, unter seinem Kopfkissen überall Drohbriefe findet."

Das ist ein alter Polizeikniff. Damit hat man schon Alexander III. zu Tode geängstigt und ihn dem Wahnsinn nahe gebracht. Natürlich kann nur die Polizei solche Stückchen vollbringen, denn bis zum Zimmer des Zaren dringt kein anderer vor.

„Hätte der Zar wirklich etwas zu befürchten, wenn heute die Polizei in ihrer Wachsamkeit nachließe?"

„Gott behüte. Der Zar ist für das Volk eine Art Gott, und die Gebildeten wissen nur zu gut, daß niemand weniger für die Zustände verantwortlich ist, als gerade der, in dessen Namen sie über uns verhängt sind. Dem Zaren aber wird eingeredet, daß jeder Versuch, die öffentliche Meinung von ihrer Knebelung zu befreien, zu den Etats généraux, zur Konstituante und endlich zum Schafott führen würde."

„Und das alles tut Plehwe?"

„Ausschließlich er. Sein Vorgänger Sipjagin war ein ehrlich bornierter Reaktionär, der den Staat als das Privateigentum der Dynastie betrachtete, als ein großes Gut etwa, mit lebendem und totem Inventar. Wie auf einem Gute das Rindvieh kein Recht hat, gegen die Fütterungsmethode zu demonstrieren, so auch nicht die Nation gegen das, was der Gutsherr ihr auferlegt. Plehwe ist von ganz anderem Kaliber. Das Spiel auf der Klaviatur der Macht kitzelt seine abgestumpften Nerven. Gewissen, Mitgefühl, Menschlichkeit kennt er nicht. Sein Talent besteht in der Verschlagenheit und in der Kunst der Menschenbehandlung. Es gibt niemanden, mit dem er drei Worte gewechselt, den er nicht getäuscht hätte. Sein patriotischer Übereifer, — als Nichtrusse ist er natürlich Patentpatriot, — empfiehlt ihn aber der Kamarilla, und so wird er allmächtig."

„Sie sagen, Plehwe ist nicht Russe?"

„Er ist halb Lette, halb Pole, halb Jude. Das sind immer die ärgsten bei uns, die ihre nicht russischen Namen in Vergessenheit bringen müssen.“

„Und was verstehen Sie unter Kamarilla?“

„Die Schranzen, die obersten Chargen, vor allem aber das ganze System. Vergessen Sie nicht, wir werden regiert von einer Kamorra von Beamten, die gar kein Interesse an der wahren Wohlfahrt des Landes hat, aber das höchste an der ungeschmälerten Erhaltung ihrer Macht. Wenn der Zar heute die Wahrheit über die Zustände und Stimmung des Landes hören wollte, er könnte sie nie erfahren, weil in jener Kamorra keiner den andern preisgibt, weil es dort nur einen Gott gibt, die Karriere mit allen ihren Chancen legitimen und illegitimen Gewinns.“

„Durchlaucht, ich muß mir eine indiskrete Frage erlauben. Man sagt, Sie seien ein Freund des Zaren. Sie stehen doch auch nicht allein. Sie haben doch Standesgenossen, untadelige Männer und Patrioten, denen das Ohr des Kaisers nicht verschlossen bleiben kann. Sind Sie nicht in der Lage, den eisernen Ring der Tschinowniks zu durchbrechen und dem Zaren reinen Wein einzuschenken über die Männer seines Vertrauens?“

„Ich begreife Ihre Frage. Aber was vermögen einzelne gegen hundertjährige Mißstände? Es geschieht manches in der von Ihnen angedeuteten Richtung. Der Zar erhält oft genug ehrliche und rückhaltslose Darlegungen. Aber eine nachhaltige

Wirkung solcher gelegentlichen Impulse ist ausgeschlossen. Und man muß den Geist der Antichambres kennen, die Verleumdung und Verdächtigung, die Wucht der Routine. Eine Herkuleskraft würde dazu gehören, sich aus den Netzen dieser Gewalten zu befreien, und der Zar ist eine schüchterne, bescheidene, gütige Natur. Wie rasch ist eine Warnung, eine Anregung paralysiert! Und welche Einflüsse kreuzen sich an einem solchen Hofe! Wer ist stark genug, einem Großvezier zu begegnen, der mit skrupellosesten Fälschungen arbeitet, und den Souverän in ein undurchdringliches Gewebe von erlogenen Gefahren mit aktenmäßig belegten Verleumdungen und Feststellungen einspinnt?“

„Und so sehen Durchlaucht gar keine Rettung?“

„Wenn Gott im Himmel will, sonst nicht. Wir leben zwischen den Anarchisten im Amt und den Anarchisten mit Dolch und Revolver in der Mitte. Das sind die einzigen Aktiven, die letzteren als die natürliche Folgewirkung der ersteren, und mehr als einmal auch deren Werkzeuge. Alles übrige ist inaktiv, auf zersplitterte Demonstrationen beschränkt. Die Bildung einer öffentlichen Meinung wird nicht geduldet, eine Organisation der Kulturpartei wird verhindert, das System wacht ängstlich darüber, das Volk von jeder Berührung mit der Intelligenz frei zu halten. Sentimental ist man auch nicht in der Abwehr jedes Versuchs, die Kamorra unschädlich zu machen. Ein unbedachtes Wort, eine bloße Denunziation genügen, ehrenhafte und an-

gesehene Männer dahin zu schicken, wo ihnen die Lust zur Kritik vergeht: Woher soll da die Hilfe kommen? Und wir brauchen sie, denn der Krieg stellt uns vor ganz neue Aufgaben, die nur durch eine Entfesselung der Intelligenz gelöst werden könnten. Aber nur unser Bankrott wird aller Welt klar werden."

„Und Witte? Hat er gar keinen Einfluß mehr?"

„Gar keinen. Er ist kein bequemer und angenehmer Minister, denn er hat staatsmännischen Ehrgeiz und politische Ideen. Er könnte vielleicht ein neues System inaugurieren. So was läßt man aber nicht aufkommen. In diesem Lande regiert nur das Ministerium des Innern, das ist die Geheimpolizei, die übrigen Ressorts sind Statisten."

„Und eine Verfassung würde daran nichts ändern?"

„Die Liberalen und Radikalen glauben es. Ich bin anderer Meinung. Men, not measures, ist meine Ansicht, insbesondere in der Autokratie, aber ich glaube daran nicht. Sie kennen meine Ansicht über den Krieg. Ich bin überzeugt, daß unsere brave Armee ihn gewinnen wird. Das wird nur eine neue Stärkung des Systems bedeuten — bis zum völligen finanziellen und wirtschaftlichen, kulturellen und moralischen Zusammenbruch, oder bis zum ersten Zusammenstoß mit einer wirklichen Macht wie der nordamerikanischen Union. Ich sehe keine Hilfe und keine Rettung, um so weniger, als auch die öffentliche Meinung des Auslandes uns im Stiche läßt. Aus politischen oder geschäftlichen Gründen

schweifwedelt man vor uns. Sagen Sie das draußen, wir verdienen besseres als diese schnöde staatsmännische Zurückhaltung und diese affektierten Respektbezeugungen vor einem Regime, das wir selbst ausnahmslos verdammen. Wir verdienen ehrliche Sympathien, denn kein Volk hat noch um seine Kultur gegen einen so erbarmungslosen Feind kämpfen müssen. Europa muß wieder unterscheiden zwischen der russischen Nation und diesem Feinde. Die russische Gesellschaft ist voller edler Impulse, großmütig, warmherzig, begeisterungsfähig und frei von gehässigen Vorurteilen. Unser aller Bedrücker, die Gefahr für den Weltfrieden wie der Urheber auch des jetzigen unseligen Krieges ist, ich wiederhole das Wort, die Kamorra der Beamten, eine durch und durch anarchistische Klasse. Wann und wie wir erlöst werden sollen, ich gestehe, ich weiß es nicht. Ich fürchte, wir werden erst noch schwerere Prüfungen und noch furchtbareres Elend unseres geschundenen, vor Hunger entkräfteten Volkes durchmachen müssen, bevor sich der Himmel unser erbarmt."

Ich schied von dem hochgesinnten Fürsten mit Gefühlen, wie sie sonst nur die Tragödie in uns auslöst.





## Der Fall Sänger.

### Ein Interview.

Die plötzliche Demission des Ministers für Volksaufklärung, des ehemaligen Universitätsprofessors Sänger, veranlaßte mich, mit einigen hohen Würdenträgern, die mir während meines Petersburger Aufenthaltes gerne Auskünfte erteilten, über diesen Fall eingehender zu sprechen. Ich hatte Gelegenheit, mit besonders gut informierten Personen mich zu unterhalten. Eine Nennung ihrer Namen ist mir aus begreiflichen Gründen nicht gestattet worden. Ich gebe aus meinen Aufzeichnungen die Unterredung mit einer, dem ausgeschiedenen Minister nahestehenden Persönlichkeit, die sich noch im aktiven Staatsdienst befindet, wieder, weil sie mir auch heute noch interessant erscheint.

„Vor allem," sagte mir mein Gewährsmann, „dürfen Sie nicht glauben, daß Sänger entlassen worden sei. Er selbst hat darauf bestanden, daß ihm endlich der Abschied bewilligt werde, den er schon mehrmals verlangt hatte. Es ist noch nicht zwei Tage her, daß der Zar einen von ihm sehr geschätzten General, der aus Warschau hier war, wo Sänger früher als Kurator der Universität wirkte, um seine Meinung über Sänger gefragt hat, und

als der General erwiderte, daß er Sänger für einen sehr ehrlichen und kenntnisreichen Mann halte, antwortete der Zar klagend: „Ich habe dieselbe Meinung von ihm; er wollte sich aber schlechterdings nicht mehr halten lassen.“

„Warum glauben Ew. Exzellenz, daß Sänger in solchem Maße amtsmüde geworden ist?“

„Das hat dauernde und spezielle Ursachen. Die dauernden sind Ihnen schwerer zu erklären als die speziellen. Ich beginne drum mit dem schwierigeren. Ein Minister der Volksaufklärung — lucus a non lucendo — hat bei uns einen äußerst schwierigen Stand, wenn er ein ehrlicher Mann ist und wirklich dem Namen seines Amtes entsprechen will. Denn was man eigentlich von ihm verlangt, ist, daß er das Volk nicht aufklärt, daß er für die Bildung nichts tue, daß er die Tätigkeit nur markiere. Wir brauchen keine Bildung, wir brauchen Gehorsam. Das sagt man natürlich nicht dem Zaren, der ja glaubt, daß man ihm redlich diene. Aber im Endeffekt kommt es doch darauf hinaus, daß nur ein Mann regiert, der Minister des Innern und Chef der Geheimpolizei, und daß alle übrigen Minister nach seiner Pfeife tanzen müssen. Ich nehme bis zu einer gewissen Grenze den Kriegs- und Finanzminister aus. Wo aber eine Kollision mit dem allmächtigen Polizeiministerium auch nur denkbar ist, muß jedes andere Ressort sich dessen Diktatur unterordnen. Denn Herr v. Plehwe wacht über die Sicherheit des Reiches. Sie begreifen, da schweigen alle anderen Rücksichten. Die dritte Abteilung (die Ge-

heimpolizei, Anm. d. Berichterstatters) und der heilige Synod sind die Säulen, auf denen unser Reich ruht. Was will da ein harmloser Unterrichts- oder Kultusminister, wie man ihn bei Ihnen heißt."

„Ich wäre Ew. Exzellenz für konkretere Angaben dankbar."

„Sie kommen schon. Sehen Sie, da war der General Wannowski, wirklich ein verständiger und einflußreicher Mann. Ihn konnte man, während er das Unterrichtsressort verwaltete, bei Hofe nicht so leicht kaltstellen, wie einen simplen Universitätsprofessor. Wannowski hat auch manche Reform an unseren Universitäten durchgesetzt, aber schließlich hat auch er vorgezogen, das Feld zu räumen. Halten Sie es für möglich, daß ein Minister im Amte bleibt, wenn er heut eine Verordnung vorbereitet, die Unterschrift des Zaren erlangt, sie publiziert und morgen diese selbe Verordnung zurücknehmen muß, weil der Minister des Innern in einem Immediatvortrag darlegt, daß diese Verordnung der allgemeinen Regierungspolitik widerspreche und die Sicherheit des Landes gefährde?"

„Und das hat sich ereignet?"

„Etwas derartiges war auch jetzt ein Mitanlaß für Sängers Rücktritt. Er kennt Polen genau als gewesener Kurator der Warschauer Universität. Er gibt mit Zustimmung des Zaren eine Verordnung bezüglich des polnischen Unterrichts heraus, die pädagogisch vernünftig, politisch versöhnend war. Flugs ist Plehwe dahinter, in dessen System ein

Nachlassen der allerorten herrschenden Spannung nicht paßt und erwirkt die Rücknahme der Verordnung."

„Und konnte er seine Maßnahmen nicht verteidigen?"

„Seine Position war schon geschwächt. Vor allem ist es gelungen, ihn des Philosemitismus verdächtig zu machen. Sie wissen oder wissen vielleicht nicht, daß es bei uns auch zum System gehört, insbesondere die Juden von der höheren Bildung fernzuhalten, deren Ausbreitung auch sonst nicht nach dem Sinne des Generalgewaltigen vom heiligen Synod und der Polizei ist. Ein Unterrichtsminister, zumal wenn er aus der Klasse der Wissenschaftlichen selbst ist, läßt sich nun leicht dazu verführen, die Wissenschaft allen Qualifizierten leicht zugänglich zu machen. Sänger hat den Israeliten einige Erleichterungen gewährt, so daß die Begabtesten unter ihnen, zumal wenn sich schon ihre Mittelschulprofessoren lebhafter für sie interessieren, die Universität ohne allzuviel Hindernisse beziehen dürfen. Das hat man ihm vorgehalten, und so was genügt, die Stellung auch eines Stärkeren zu erschüttern."

„Ich bin in die Ausnahmemaßregeln gegen jüdische Schüler nicht eingeweiht."

„Es würde auch zu weit führen, das Ihnen im einzelnen darzulegen. Genug davon, daß wir ein sehr kompliziertes, insbesondere in Moskau sehr ausgebildetes System besitzen, jüdische Kinder von den Schulen auszuschließen. Der Prozentsatz von

3 vom Hundert muß aber füglich geduldet werden. Nun ereignet es sich doch oft genug, daß, wenn ein Direktor es bei den Aufnahmen auch noch so streng genommen hat, daß von der untersten bis zur obersten Klasse infolge des Fleißes und der Nüchternheit der Israeliten, wie des Gegenteils beider Eigenschaften auf seiten der russischen Beamtensöhne, sich dieses Verhältnis doch wieder zugunsten der Israeliten verschiebt. Dann beginnt bei der Universität die Misere von neuem. Sehr gut qualifizierte Abiturienten können nicht zur Universität, weil die vorgeschriebenen Prozente schon erreicht sind. Professoren, die nicht ausgesprochene Antisemiten sind, haben aber sehr gern die ohnehin schon stark ausgelesene jüdische Studentenschaft, weil sie auch zu studieren pflegt. Das widerspricht wieder den Prinzipien der allgemeinen Politik. Und wer da den Professoren lieber recht zu geben geneigt ist, als den Stützen dieser allgemeinen Politik, der kann leicht unter die Räder kommen, wie es beispielsweise auch Herrn Sänger geschehen ist."

„Wer sind diese Stützen der allgemeinen Politik?"

Ein unwillkürlicher Blick nach den Türen, ob nicht zufällig ein unberufener Zuhörer in der Nähe wäre, ein Blick, wie ich ihn nur in Rußland öfters wahrgenommen habe, war die nächste Antwort. Dann kam es noch weniger laut als zuvor heraus:

„Das ist noch ein Stück Vermächtnis Alexanders des Dritten, das von der Kaiserin-Witwe, wie insbesondere vom Großfürsten Sergius in Moskau

strenge gewahrt wird. Als im russisch-türkischen Kriege ungeheure Unterschleife in den Magazinen ruchbar wurden, redete man dem damaligen Thronfolger, der Korpskommandant in der Reservearmee war, ein, daß die jüdischen Lieferanten die Armee bestohlen hätten, und der Beamte der Geheimpolizei, Senator Jichareff, verlegte sich auf den Nachweis, daß zwei Drittel aller Revolutionäre Juden seien. Das ist hängen geblieben, wie ja auch ein großer Teil der Franzosen sich noch nicht ausreden läßt, daß Dreyfus ein Verräter sei, weil man ihn als Sündenbock braucht für die hochgestellten Nachrichtenhändler des Generalstabes. So beiläufig war es auch bei uns. Ich habe wahrhaftig keine Lust, einen jüdischen Lieferanten in Schutz zu nehmen. Aber wenn bei uns in den Magazinen Kalkstaub statt Mehl in den Säcken lag, dann hatten ganz andere Leute als die Juden die Differenz eingesackt. Doch das nur nebenbei. Großfürst Sergius in Moskau hat neben seinen anderen Passionen auch die der Bigotterie und des fanatischen Judenhasses. Und er ist doch Onkel und Schwager des Kaisers."

„Sollte also Sänger in erster Linie als Philosemit in eine schiefe Position geraten sein?"

„Wenigstens als ein Mann von nicht hinlänglichem Antisemitismus. Dann aber auch, weil er doch eigentlich der Mann nicht war, der sich neben den Generalen und dem Virtuosen des Karrieremachens, Herrn Plehwe, behaupten konnte. Zuletzt hat man ihm verargt, daß auf mehreren Kongressen

wieder Stellung genommen wurde gegen die allgemeinen Prinzipien der Regierung..“

„Auf welchen Kongressen?“

„Es war dieser Tage ein Kongreß von Volksschullehrern, der sich herausgenommen hat, einen Intimus des Herrn Plehwe, Herrn Pronin aus Kischenew, moralisch Spießruten laufen zu lassen — ich betone übrigens, daß an diesen Kongressen Juden nur in ganz verschwindender Minderheit teilgenommen haben; dann ein Ärzte-Kongreß, dessen hygienische Resolutionen, unter kaum verhüllendem hygienischen Mäntelchen, sich direkt gegen das Regime der Volksverdummung richteten. — Mein Gott, Sänger hat gewiß von diesen Dingen vorher keine Ahnung gehabt. Sie trugen sich aber in seinem Ressort zu, also ist der Geist seiner Truppe nicht der richtige und dafür wird eben doch nur er verantwortlich gemacht, insbesondere, da Herr Plehwe ja ganz genau weiß, wie Herr Sänger über ihn denkt.“

„Immer Plehwe und nur Plehwe!“

„Er ist unser kleiner Metternich. Ein representative man, mit Emerson zu reden. Man kann von dem Regime nicht reden, ohne ihn zu nennen. Hier gleich noch ein Pröbchen Plehwe. Da ist Professor Kusmin-Karawajeff an der militärisch-juridischen Akademie. Er ist jetzt zum Gemeinderat von Petersburg gewählt worden, ist Mitglied des Semstwos von Twer, ein sehr angesehener aufrichtiger Mann, der sich für das Volksaufklärungswesen interessiert. Nun ist ihm durch folgenden Brief Plehwes jede

öffentliche Tätigkeit untersagt worden. Plehwe schreibt an Kuropatkin, den Kriegsminister: „Auf Grund der mir am 8. Januar 1904 vom Kaiser erteilten Vollmacht hätte ich den Professor Kusmin-Karawajeff als politisch unbequem einfach ausweisen können. Da er aber im Dienst ist, bitte ich Sie, darauf zu bestehen, daß der genannte Professor auf jede öffentliche Tätigkeit verzichte.“ Das ist wörtlich, mein Herr. Sie sehen, wie der allmächtige Plehwe selbst einen Liebling, wie Kuropatkin, anlassen kann, und nun gar einen timiden braven Professor wie unseren Sänger! Glauben Sie, bei all seiner redlichen Gesinnung, wir verlieren nicht viel an ihm, er war zu einflußlos und zu schwach.“

„Und was wird nachkommen?“

„Das ist ganz gleichgültig. Dem Generalmajor Schilder, dem Chef des Kadettenkorps, ist es schon angetragen worden. Er hat es aber abgelehnt. So lange der Geist Plehwes und seiner Hintermänner über den Wassern schwebt, geschieht ja doch nur, was im Interesse der Verhinderung der Volksaufklärung und zur ‚Verhütung der Revolution‘ geschehen muß. ‚Name ist Schall und Rauch‘.“

„Exzellenz, ich begehe keine Indiskretion, wenn ich unsere Unterredung, so wie sie war, veröffentliche?“

„Mit der nötigen Vorsicht ohne Nennung meines Namens, denn ich habe natürlich keine Neigung, mir den speziellen Zorn unseres Generalgewaltigen zuzuziehen. Übrigens glaube ich nicht, daß ich Ihnen etwas gesagt habe, was Ihnen nicht jeder mit den

Verhältnissen einigermaßen Vertraute mit fast denselben Worten sagen müßte."

„Das, Exzellenz, muß ich allerdings bestätigen. Eines der größten Rätsel ist für mich das Zustandekommen einer öffentlichen Meinung in Petersburg, wo doch die Zeitungen nicht einmal andeuten dürfen, was in den Kreisen der Intelligenz gesprochen wird."

„Rußland hat auch seine Konstitution," erwiderte, sich erhebend, die Exzellenz und lächelte vielsagend. „Das sind die Mißhelligkeiten der Minister untereinander. Und unter vier Augen, Diskretion vorausgesetzt, geniert man sich bei uns nicht. Da haben Sie die Quellen der öffentlichen Meinung, und" — wieder das vielsagende Lächeln — „werden Sie vielleicht auch begreifen, warum dabei kein Minister gut weg kommt . . ."





# Eine Beerdigung.

„Sie treffen es günstig," apostrophierte mich einer meiner Petersburger Freunde, „Michailowski ist plötzlich gestorben und wird morgen beerdigt werden."

„Michailowski?" Ich schämte mich fast, zu gestehen, daß mir die Verdienste dieses Mannes ganz unbekannt seien, und ich also auch nicht wisse, inwieweit seine Beerdigung für mich von Interesse sein könne. Mein Freund hatte den Namen so ausgesprochen, als ob auf der weiten Welt kein halbwegs Gebildeter darüber im Zweifel sein dürfte, was für eine Bedeutung dieser Name habe. Neuerdings mußte ich erkennen, wie wenig wir im Westen vom russischen Leben wissen. Ich gehöre unter den Europäern nicht zu denjenigen, die am wenigsten über Rußland und aus Rußland gelesen haben, aber der Name Michailowski war mir völlig unbekannt.

Mein Freund klärte mich auf. Michailowski war der Herausgeber der meistgelesenen russischen Monatsschrift („Russkoje Bogatstwo", Russischer Reichtum), Soziologe und das anerkannte geistige Oberhaupt des radikalen jungen Rußlands. Nirgends in der Welt spielen die Wochen- und Monatsschriften eine solche Rolle im geistigen Leben einer Nation

wie in dem großen slavischen Reiche. Das ist einerseits mit der mangelhaften Entwicklung der unter scharfer Zensur stehenden Tagespresse, anderseits aber auch mit der recht stattlichen Höhe der wissenschaftlichen und sachlichen Ausbildung zu erklären. Die Nation ist noch in jenem Stadium, für das es eigentlich nur ein Fach gibt, das der allgemeinen Bildung. Dem Bedürfnis nach enzyklopädischer Bildung entspricht aber auch der Zuschnitt des gesellschaftlichen Lebens in Rußland. Man hat sehr viel und sehr ausgiebigen Verkehr. Die Gäste bleiben wochenlang auf den Gütern. Da bedarf es des periodisch erneuerten Gesprächsstoffes. Und endlich ist die Nation derzeit politisch hocherregt. Parlamentarische Debatten, in denen sich die politische Spannung entladen kann, gibt es nicht. So bleibt nur die häusliche Diskussion, die wiederum nur durch die Revuen genährt wird, und so kommt es, daß die Wochen- und Monatsschriften Buch, Zeitung und Parlament ersetzen, und daß die größten Schriftsteller entweder als Mitarbeiter oder als Redakteure dem Stabe der Revuen angehören. Michailowski war aber mit dem Dichter Korolenko zusammen, wie erwähnt, der Herausgeber der größten radikalen Monatsschrift, ein Mann, der dieselbe Verehrung genoß, wie im Westen etwa ein großer Redner oder Parteiführer.

„Plehwe hat ein Riesenglück," fuhr mein Freund fort. „Der Ausbruch des Krieges hat das ganze oppositionelle Rußland zu einer Gefechtspause gezwungen. Man hält es für unpatriotisch, der Re-

gierung, die nun ihre ganze Kraft nach außen braucht, im Innern Schwierigkeiten zu bereiten. Wenigstens will man abwarten, ob die Provokationen seitens des Herrn Plehwe ein Ende nehmen, bevor man weiter schreitet in der Organisation des Widerstandes. Zu jeder anderen Zeit hätte ein Anlaß wie die Beerdigung Michailowskis zu großen Demonstrationen und Zusammenstößen mit den Kosaken geführt. Jetzt wird es bei einem Akte der Pietät sein Bewenden haben, und es ist durchaus wahrscheinlich, daß auch die Polizei Konflikten ausweicht. So können Sie ohne Gefahr eine Demonstration des intellektuellen Petersburg mitmachen, bei der Sie sonst zum mindesten einige Hiebe mit der Knute oder einen vorläufigen Massenarrest bei der Polizei riskiert hätten."

„Warum sprechen Sie von den Kosaken und der Knute," fragte ich, „genügt denn die Polizei nicht, um die Ordnung aufrecht zu erhalten?"

„Bei Massendemonstrationen, insbesondere unter Beteiligung der Studentenschaft, genügt sie nicht. Da hat man sich früher noch der Dworniks (Hausknechte) und der Fleischergesellen bedient, um die Studentenschaft zur Raison zu bringen. Aber das will nicht mehr gelingen. Seit einiger Zeit weigern sich die Fleischer und Dworniks, gegen die Studenten vorzugehen. Sie finden, daß diese Leute eigentlich für das Volk ihre Haut zu Markte tragen, und so geben sie sich nicht mehr zu Bütteldiensten her. Da müssen denn die Kosaken herhalten und die geben auch keinen Pardon."

Wir verabredeten also ein Rendezvous vor dem Hause des verstorbenen Publizisten. So eine russische Beerdigung ist ein vollständiges Tagewerk. Sie beginnt früh am Vormittag und es dämmert schon der Abend, ehe man wieder zu Hause ist. Vor dem Hause Michailowskis sah ich Korolenko, einen noch stämmigen Mann mit stark krausem, grauem Haupt- und Barthaar, und bald alle die Koryphäen des geistigen Lebens in Petersburg. Selbst der Minister Sänger, der vor kurzem zurückgetreten, zeigte sich. Man nannte mir mit Andacht Namen um Namen. Das Ausland kennt keinen davon, und so kann ich mir ersparen, sie wiederzugeben. Es soll aber nicht unerwähnt bleiben, daß in Rußland Berühmtheit auch äußerlich möglichst zum Ausdruck gebracht zu werden pflegt. Mindestens eine originelle Frisur gehört hier zum Kostüm der Notorietät, und so sieht man recht viele sogenannte Charakterköpfe. Ohne etwas Pose geht es nun einmal nicht ab. Ich machte auch noch eine andere Wahrnehmung. Es fehlte von den 40, 50 Menschen, die ich bisher kennen gelernt hatte, kaum ein einziger. Nur gehören diese 40, 50 Menschen den verschiedensten sozialen und politischen Gruppen an, so daß unmöglich der radikale Publizist für jeden von ihnen die gleiche Bedeutung haben konnte. Aber man war anwesend und wurde bemerkt. Es wurde sogar das Eintreffen eines jeden einzelnen von der Menge konstatiert. Die meisten kannten einander. Nie ist mir die zwar lockere, aber doch wirksame Organisation des oppositionellen Rußlands so klar

geworden, wie bei dieser Gelegenheit. Jene ungeschriebene öffentliche Meinung, deren Vorhandensein mir schon so oft aufgefallen war, diktierte jedem Intellektuellen, an dieser stummen Demonstration gegen das Regime teilzunehmen, und man fügte sich dieser Diktatur williger als der legitimen. Ich glaube nicht, daß unsere Zeitungen im Westen auch nur annähernd diesen engen Kontakt ersetzen können, der auf mir rätselhafte Weise Tag für Tag zwischen diesen Tausenden hergestellt wird. Es ist, als ob ein Fluidum ganz Petersburg durchdringe, in dem sich jeder Impuls mit rasender Geschwindigkeit fortpflanzt. Und man hat unglaublich viel Zeit für die Politik in Petersburg. Man hat überhaupt mehr Zeit in Rußland, als wir gehetzten Westler begreifen können.

Der Sarg wurde aus dem Hause, wo schon ein Gottesdienst gehalten war, in die gegenüberliegende Kirche gebracht, und dort begann eine neue gottesdienstliche Handlung. Die Kirche war im Nu so gefüllt, daß Hunderte vor dem Portal bleiben mußten. Mich aber führte mein Begleiter hinaus nach dem Friedhof, weil erst dort die eigentliche Leichenfeier stattfindet und es von Wichtigkeit ist, einen guten Platz zu bekommen. Wir erledigten noch allerlei in der Stadt, dann brachte uns der Schlitten in mehr als halbstündiger Fahrt nach dem Friedhof hinaus, der die Berühmtheiten der Stadt birgt. Wieder werden mir Namen mit Ehrfurcht und Andacht genannt. Was für ein wesenloses Ding ist doch der Ruhm! Die paar Silben, die des einen

Seele mit Schauern füllen, schlagen an das taube Ohr des anderen. Ein anderer Kulturkreis, und nichts bleibt von den Werten, die in dem einen gelten.

Wir stampfen durch den Schnee die schmalen Wege zwischen den Gräbern hindurch, dorthin, wo der jetzt Verstorbene seine letzte Ruhestätte finden soll. Kopf an Kopf drängt sich schon um den aufgeworfenen Grabhügel. Ein benachbartes Mausoleum mit offener Halle ist ganz von Damen besetzt. Wir versuchen dort unterzukommen. Feindselige Blicke treffen mich. Dann tritt eine Dame auf mich zu und richtet ein paar russische Worte an mich, die ich natürlich nicht verstehe. Ich spreche mein Bedauern deutsch und französisch aus. Nun entschuldigt sie sich und erklärt, daß eine Verwechslung vorliege. Mein Begleiter spricht noch ein Wort und sofort tritt Beruhigung ein.

„Es war nichts,“ erklärte er mir; „man wußte nicht, sind Sie ein Spitzel oder ein Ausländer. Nun weiß man es und ist beruhigt. In diesem Kreise kennt jeder jeden. Sie aber sind eine ganz neue Erscheinung, die erst agnosziert werden mußte.“

Mein Begleiter hatte in diesem Geheimbund ohne Statuten offenbar eine hervorragende Position, denn man machte mir bald auf das bereitwilligste Platz, so daß ich unter lauter Berühmtheiten zu stehen kam, deren Namen sich die umstehenden jungen Damen nur mit respektvollem Flüstern nannten. Es waren meist Schriftsteller, Gelehrte und Professoren, darunter auch der Verfasser eines

Werkes über Sibirien, das ich schon vor Jahren schaudernd gelesen hatte. Der stattliche Mann hatte zwölf Jahre seines Lebens in der Verbannung verbracht, und nun setzte er sich aufs neue der Drangsalierung durch die Behörde aus. Allerdings, Polizei war noch nicht zu sehen, und einem Spitzel wäre nicht zu raten gewesen, hier zu erscheinen. Unter den tausend Männern, Frauen und Mädchen, die jetzt schon dicht das Grab umstanden, war nicht eine einzige Person, die nicht von einem Teile der Anwesenden gekannt worden wäre.

Plötzlich ging eine Bewegung durch die Massen. Ein Name wird genannt, wiederholt mit Erbitterung ausgesprochen. Suworin! Wer ist Suworin? Der Herausgeber der „Nowoje Wremja". Irgend jemand will ihn gesehen haben. Welche Frechheit! Wo ist er? Er muß sofort den Friedhof verlassen! Aber es war nur blinder Lärm. Suworin traut sich nicht hierher. Warum nicht? Ich erkundigte mich nach der Richtung seines Blattes. Ist es „Libre parole" oder „Intransigeant", Nationalismus oder Klerikalismus? Ein alter Herr, der meine Frage hört, dreht sich um und erwidert: „Gar kein Ismus oder nur dieser: Schurkismus". Ich sehe, wie das Wort Flügel bekommt und in einem weiteren Kreise beifällig wiederholt wird. Ja, das verbreitetste Blatt Rußlands, das von der Regierung protegiert wird, das die besten und zuverlässigsten Nachrichten aus allen Ämtern erhält, wird hier von der Blüte der russischen Intelligenz mit dem Worte der tiefsten Verachtung gebrandmarkt. Es ist doch ein merk-

würdiges Land, dies Rußland, das nicht einmal dem Antisemitismus einen Freibrief gewährt für die Niedertracht!

Stunde um Stunde verrinnt. Der Schnee unter unseren Füßen ist schon zu Wasser und wieder zu Eis geworden, aber ein Verlassen der Stelle ist nicht mehr möglich. Wir stehen Schulter an Schulter, — die Männer kaum mehr imstande, den Damen soweit Luft zu machen, daß sie nicht an Grabsteinen und Baumstämmen zerdrückt werden. Eine ältere Frau mit unendlich feinen Zügen, in eine dünne Mantille gehüllt, steht im Bereich meiner Arme. Sie ist seit zehn Uhr früh hier auf dem Posten, nun schon die fünfte Stunde. Ich schäme mich fast meines Pelzes und meiner warmen Filzüberschuhe, wenn ich die intelligente Armut neben mir sehe. Mein Nachbar und ich bringen es zuwege, ohne daß sie es merkt, sie zwischen unsere Pelze zu nehmen, so daß sie sich ein wenig erwärmt. So stehen Tausende von Frauen und Mädchen, alte und junge, bis zum studierenden Backfisch hinunter, hübsche und häßliche geduldig und gelassen, und was mir am meisten imponierte — es ist nicht die Spur eines Flirts zu bemerken zwischen Studenten und Studentinnen. Eines füllt sie alle aus: die politische Leidenschaft, die Freiheitssehnsucht. Ich bin nicht so töricht, zu glauben, daß in Rußland aus dem Verkehr der Jugend beider Geschlechter die Erotik ausgeschaltet wäre — hier ist aber nichts davon zu bemerken, und daraus darf ich schließen, daß Frivolität und Zynismus keine Stätte haben in dieser

Generation. Sie alle, die hier stehen, riskieren Kerker und Verschickung, da vergehen wohl die losen Gedanken.

Endlich wird das dumpfe Brausen laut, das die Annäherung einer großen Menschenmasse verkündet. Dann gliedert sich das Brausen, Gesang hebt sich heraus. Es ist die Studentenschaft, die auf dem meilenweiten Wege den Sarg mit ihren Trauerliedern begleitet. Schön singen sie, die Russen, das muß ihnen der Neid lassen, in wundervollen, polyphonen Chören. Nach dem langen Warten greift die endliche Erlösung durch die feierlichen Klänge wundersam ans Herz. Und nun ein neues Wogen andrängender Menschenmassen. Das Unmögliche wird möglich — die Studenten drängen sich zwischen uns durch, stellen sich um das Grab auf, und über unsere Köpfe wird der Sarg gehoben, in die Seile der stumpfsinnigen Totengräber hinein. Stille einen Moment. Dann spricht der Pope ein kurzes Gebet und eine kurze Leichenrede dem geschiedenen Bruder in Christo. Nun erst beginnt die eigentliche Leichenfeier. Der Pope tritt ab. Ein weißhaariger Mann, Universitätsprofessor, dessen Name von Lippe zu Lippe geht, feiert den toten Freiheitshelden. Ihm folgt ein Dichter, der in schwungvollen Versen spricht. Dann eine Frau. Dann ein Student. Dann wieder eine Frau, in regelloser, improvisierter Folge. Dann ruft mein Nachbar, der Mann aus Sibirien, den Studenten ein Wort zu. Darauf beginnt ein Gesang voller Inbrust und Glut. Dann spricht wieder eine Frau und dann ein junges Mädchen. Ganz in

den Hintergrund gedrängt ist die Polizei, wohl an die hundert, mit vielen Offizieren. Es ist gut so. Denn ein Wort höre ich in einem leidenschaftlichen Akzente aus allen Reden heraus: „Swoboda, Swoboda,“ Freiheit, Freiheit! Und als ob das Wort ein Signal wäre, tönen dazu Seufzen und Weinen und Zorneslaute. Es ist ein unbeschreibliches Schauspiel, ein furchtbar erregender Vorgang. Ich kann mich nicht enthalten, ich rufe meinem Nachbar zu: „Bringt die armen Mädchen doch zum Schweigen!“ Ich deute auf die Polizei, — man versteht mich gar nicht. Das ist ein religiöser Fanatismus, der sie alle erfaßt hat, in dem das Martyrium Seligkeit dünkt. Wie muß man diese Menschen lieben, diese Gebildeten, die noch ein Ideal haben und nicht die schnöde Blasiertheit kennen, die unsere westliche Jugend so sehr entsteilt! Und wie schnürt es das Herz zusammen, zu denken, daß all der schöne Enthusiasmus ohne Resultat verrauchen muß, daß an der Brutalität von Kosaken und Gensdarmen die Sehnsucht und Begeisterung ohnmächtig zerschellen.

In einem seltsamen Rausch verläßt man die geweihte Stätte, nach hartem Kampf mit den eingekeilten Massen, die nicht vor-, nicht rückwärts können. Die Polizei ist ja nicht dazu da, Ordnung zu halten, sondern nur zu überwachen. Ich staune noch heute darüber, daß niemand in diesem Gedränge zertreten worden ist.

Wenige Tage darauf höre ich, daß der Statistiker Annenski, ein 65 jähriger Greis, verhaftet worden sei, weil er eine jener leidenschaftlichen Reden am

Grabe gehalten hat. Mehrere untadelige Männer, darunter der Historiker, der der erste Specher war, meldeten sich als Zeugen dafür, daß Annenski nicht gesprochen habe. Ich selbst könnte Zeugnis dafür ablegen, denn ich stand in der Gruppe der Redner und jeder einzelne Mann wurde mir genannt. Die Polizei aber wollte ihr Opfer nicht preisgeben. Als ich Rußland verließ, war Annenski noch in ist für die Reaktion verloren. Jung-Rußland, so-bannt worden, weil — man einige Hefte von Struves Zeitschrift bei ihm gefunden hat.

Die Gewißheit aber habe ich mitgenommen vom Grabe Michailowskis: die nächste Generation ist für die Reaktion verloren. Jung-Rußland, soweit es akademische Bildung hat, ist freigesinnt, so Mann wie Weib. Und so war der Tag einer Leichenfeier für mich der hoffnungsvollste, den ich in ganz Rußland erlebt habe.



## Der Tschinownik.

### Der russische Beamte.

Es ist bekannt, daß Zar Nikolaus I. ein großer Bewunderer von Gogols „Revisor“ war. Eine grimmigere Satire auf das russische Beamtentum als dieses realistische Lustspiel gibt es aber nicht. Es werden auch von den Zaren seit Nikolaus Äusserungen genug erzählt, die erkennen lassen, daß keiner der vermeintlich unumschränkten Herrscher Rußlands sich über die Qualitäten ihrer eigentlichsten Diener irgendwie im unklaren gewesen ist. Wenn trotzdem 50 Jahre nach dem Tode Nikolaus I. die Kamorra der Beamten ärger als je haust und mit den engen Maschen ihrer Organisation gleich einem Netz aus Stahldraht jede Entwicklung der russischen Nation verhindert, so wäre diese befremdliche Erscheinung nur auf zweierlei Art zu erklären. Entweder müßten die Zaren, die das Übel so klar erkannt hatten, skrupellose Zyniker gewesen sein, die über die Verderbnis nur gelacht und für die Leiden ihres Volkes kein Herz gehabt hätten, oder — ihre Macht hätte nicht ausgereicht, die ihrer Diener zu brechen; die Allmacht der Autokratie hätte ihre Schranke gefunden an der Allmacht der Beamten. Die erste der möglichen Erklärungen kann ohne weiteres abgewiesen werden. Die Autokraten

meinten es ausnahmslos gut mit ihrem Volk und waren persönlich gerechte und rechtliebende Leute. Wenn sie stark genug gewesen wären, an Stelle ihrer faulen und korrupten Beamtenschaft eine zuverlässige und fleißige zu schaffen, so hätten sie es gewiß getan. Es bleibt also nur die zweite mögliche Erklärung übrig. Die Zarenherrschaft hat vor der Herrschaft der Beamten kapitulieren müssen.

Diese Erklärung aber verlangt gleich nach einer weiteren. Woran scheitern denn die Sanierungsversuche wohlgesinnter Autokraten? Spaß verstanden diese doch nicht, und offenbarer Widerstand gegen Befehle der Zaren ist doch absolut undenkbar, wo auf viel mindere Vergehen Strafen wie Verschickung nach Sibirien stehen. Steht die russische Nation etwa moralisch so viel tiefer als alle übrigen, daß redliche und fleißige Staatsdiener überhaupt nicht aufzutreiben sind? Das wäre doch schwer anzunehmen, denn wenn in einem Punkte die Menschen annähernd gleich sind, so ist es in dem der Durchschnittsmoral. Der Russe ist nicht unsittlicher oder unehrlicher als der Deutsche oder der Franzose. Vor 50 Jahren waren auch in Österreich und Ungarn die Beamten noch recht bestechlich, und Friedrich Wilhelm I. hat auch im moralisch strengen Preußen noch mit seiner ganzen Energie gegen die Staatsdiener einschreiten müssen, die nach dem Grundsatz handelten: „Gibst du mich die Wurscht, lösch' ich dich den Durscht." Zu allem Überfluß ist auch schon mit Nichtrussen in Rußland der Versuch gemacht worden, die Beamtenschaft

zu regenerieren, insbesondere durch Alexander II. Mir ist in der kaiserlichen Bibliothek zu Petersburg ein französisches Schriftchen in die Hände gefallen, in dem ein russischer Patriot in den leidenschaftlichsten Akzenten darüber Klage führt, daß Zar Alexander II. von einer undurchdringlichen Mauer von deutschen Balten umgeben sei, die niemanden als die Konnationalen auf den Sprossen der Beamtenleiter emporkommen ließen — die Klagen über die Beamtendiktatur aber waren die gleichen, obschon nicht geleugnet wurde, daß an Fleiß und Ehrlichkeit die deutschen Balten den eingeborenen Russen überlegen gewesen seien. Unter Alexander III. mußte man dann wieder das Wohlgefallen des allmächtigen Pobjedonoszeff durch unzweifelhaft orthodoxe Gesinnung und möglichst russische Abstammung erwerben. Die Misere aber blieb die gleiche, nur wurde sie durch die größere Bestechlichkeit der Originalrussen einigermaßen gemildert. Denn wie um die gänzliche Verkehrtheit des Systems zu erweisen, ist es der russischen Bevölkerung weit angenehmer, mit bestechlichen Beamten zu tun zu haben als mit unbestechlichen. „Die russische Autokratie wird gemildert durch den Rubel — ohne den Rubel wäre das Leben überhaupt nicht auszuhalten", kann man oft genug in Rußland hören. Es muß also irgend ein verhängnisvoller Grund vorhanden sein, der jede Besserung der Zustände ausschließt. Auch Übelstände kommen nur zu Jahren, wenn sie irgend einen notwendigen Existenzgrund haben.

Will man nun zu diesem zu gelangen suchen, so muß man sich zuvor darüber klar sein, worüber eigentlich die Russen bei ihren Beamten klagen. Sie haben sich unter dem System Alexanders II. bei der Durchsetzung des Beamtentums mit redlichen und fleißigeren Elementen nicht wohler gefühlt, und so ist es wohl gar nicht in erster Linie die Unehrlichkeit oder Bummelei der Bureaukratie, die den Anlaß zu den meisten Beschwerden gibt. So ist es in der Tat. Was die Russen zur Verzweiflung treibt und was sie weit mehr als die Herrschaft des einen Zaren als den ärgsten Übelstand des Landes empfinden, das ist die Willkürherrschaft der Beamtenklasse, die einen Staat im Staate bildet und sich ihre ganz eigene innere Amtsmoral zurecht gemacht hat. Inwieweit die Möglichkeit einer solchen Klassenentwicklung mit der Autokratie als solcher zusammenhängt, wird weiter unten zu untersuchen sein. Absolut ausgeschlossen ist ja auch in Republiken eine Ringbildung der Beamten nicht, wie schon Tammany Hall in New York beweist. Nur hat es in konstitutionellen Staaten die Bevölkerung in der Hand, dem einmal erkannten Übelstand ein Ende zu machen; in der Autokratie nicht. Zunächst aber gilt es, ausländischem Verständnis erst nahe zu bringen, was unter einer solchen Willkürherrschaft überhaupt zu verstehen ist.

Also sagen wir beispielsweise: du bist einmal mit einem Menschen auf der Straße gesehen worden, der aus irgend einem Grunde, natürlich ohne es

selbst zu wissen, unter Polizeiaufsicht steht. Natürlich bist du von diesem Moment an selber verdächtig und damit dem Amtseifer der ganzen weitverzweigten Organisation zum Schutze der heiligen Ordnung ausgeliefert. Die an dich gerichteten Briefe kommen von da an nicht mehr in deine Hände oder sie tragen den Vermerk, daß sie infolge eines merkwürdigen Zufalls offen im Briefkasten gefunden worden sind und amtlich hätten geschlossen werden müssen. Du wirst eines Nachts durch den Besuch eines Offiziers und eines Dutzend handfester Polizeibeamten überrascht, die deine Kinder aus den Betten werfen und dein Haus vom Dachboden bis unter den Dielen deiner Wohnstube durchsuchen, und sollte es sich zufällig ergeben, daß sich in deinem Besitze eine deutsche Übersetzung eines Romans von Tolstoi oder irgend ein Buch oder ein Zeitungsblatt befände, das auf dem dir natürlich nicht bekannten Polizeiindex steht, so wanderst du unter allen Umständen mit den Mächten des Gesetzes in den Polizeigewahrsam, wo du fürs erste bis zur eingehenden Untersuchung des Tatbestandes wohl aufgehoben bleibst. Das dauert je nach der Beliebtheit, deren du dich erfreust, nach dem Einflusse, den deine Angehörigen aufzubieten vermögen, von drei Tagen bis zu sechs Monaten, und da schützt es dich durchaus nicht, daß du etwa ein wohlbekannter Hausbesitzer, ein beschäftigter Arzt oder Advokat bist, von dem man ja annehmen dürfte, daß er auch ohne Polizeigewahrsam nicht sofort dem Ort seines Erwerbs den Rücken kehrt.

Zur Verhütung von Kollusionsgefahr nämlich, damit du nicht die Spuren deiner Verbrechen beseitigen könntest, bleibst du bis auf weiteres hinter Schloß und Riegel, vorläufig aber doch mit dem schätzenswerten Recht, dich auf eigene Rechnung zu verköstigen. Als Mann wirst du die kleine Unannehmlichkeit gelassen tragen in der Hoffnung, daß deine Freunde sich während dieser Zeit deiner Frau und Kinder annehmen und sie nicht gerade verhungern lassen. Unangenehmer ist es schon, wenn etwa deine hübsche Tochter, die Kunstgeschichte oder Philologie studiert, die Augen der heiligen Hermandad auf sich gezogen hat und dir eines Nachts als politisch Verdächtige entführt wird, und du auf keine Bitte erfahren kannst, in welchem Kerker sie vorläufig untergebracht ist. Auch ist es dir fataler, etwa deinen jungen studierenden Sohn in den Händen der Polizei zu wissen, da dieser junge Mensch noch nicht die nötige Selbstbeherrschung hat und womöglich in Konflikte mit seinen Peinigern gerät, die ihn soweit bringen, daß er schließlich, um seinem Leiden ein Ende zu machen, sich mit der eigenen Petroleumlampe anzündet und ums Leben bringt. Ich führe hier nur Tatsachen an, die während meines kaum siebenwöchigen Aufenthalts aus dem Kreise hochgeachteter Familien, in dem ich verkehrte, zu meiner Kenntnis gelangt sind.

Du selbst wirst ja je nach der Schwere deines Verbrechens nur aus dem Orte deines Erwerbes auf einige Jahre ausgewiesen oder höchstens nach

Archangelsk oder Sibirien verbannt. Am Ende ist auch nicht gerade ein Verbrechen deinerseits vonnöten, es genügt, daß du nicht als popen- und polizeifromm befunden wurdest.

Das sind lauter kleine Unannehmlichkeiten, die dem Bürger das Leben nicht erleichtern und seine loyalen Gesinnungen schwerlich erhöhen, die aber eine noch viel verderblichere Wirkung auf jene ausüben, die in der Lage sind, solche Peinigungen über ihnen irgendwie unbequeme Menschen zu verhängen. Man spricht von Tropenkoller, dem die Europäer in den heißen Zonen verfallen. Nach meinen Erlebnissen in Rußland bin ich nicht geneigt, diese Erscheinung länger als eine klimatische zu betrachten. Es gibt nur einen Koller, das ist der Herrenkoller, dem jeder sittlich schwache Mensch ausgesetzt ist, wenn seine Herrschbegierde auf keinen oder auf geringen Widerstand stößt. In den Mannschaftsstuben unserer Kasernen, wo die Disziplin jeden Widerstand bricht, ist diese Erscheinung nicht minder bekannt wie in den Gefängnissen. Unteroffiziere, auch manche Offiziere und Gefängnisbeamte werden leicht von jenem Koller ergriffen, der nichts anderes ist als ein Cäsarenwahn in kleinerer Ausgabe. Der Deutsche im Auslande, insbesondere der deutsche Junker ist ihm am leichtesten ausgesetzt. Er hält sich sogar gern für die strenge kleinstädtische Zucht, der er in der Heimat unterworfen war, unter den loseren sittlichen Begriffen des zurückgebliebenen Ostens ein wenig schadlos, So hat auch die Vorliebe Alexanders II.

für deutsche Beamte in dieser Hinsicht durchaus keine Besserung gebracht.

Zum Herrenkoller, der an und für sich arg genug ist, kommt aber noch ein anderes. Es sind nicht die besten Elemente, die sich in Rußland dem politischen oder polizeilichen Beamtentum widmen. Die Bezahlung ist eine elende und kann nur durch illegitime Einnahmen erhöht werden. Diese illegitimen Einnahmen entstehen aus rascher Erledigung von Formalitäten, für die sich der Interessent erkenntlich erweist, aus Nichtanwendung der Verordnungen gegen die Juden, die schon aus dem Grunde gesetzlich nicht besser gestellt werden dürfen, weil sonst einem großen Teil der Beamtenschaft eine wesentliche Einnahme aus Duldungsgeldern verloren ginge usw. Reinlichere Naturen scheuen sich von vornherein, eine Karriere einzuschlagen, die auf solche Einnahmen gestellt ist, und so ist es nicht gerade die Auslese der Besten, die als Vollzugsorgane der Staatsgewalt dient. Im Amte gibt es aber dann nur noch ein Bestreben: zu immer höheren, immer einträglicheren Posten zu gelangen. Das Karrieremachen aber setzt absolutes Wohlverhalten im Sinne der vorgesetzten Behörden voraus. Die vorgesetzte Behörde, die aus ebensolchen Tschinowniks besteht, kennt wieder nur ein Interesse, das der Klasse. So geht es hinauf bis zu den obersten Organen, bis zu jenem Manne, dem in erster Linie der Schutz des Zaren und der Autokratie anvertraut ist, zum Minister des Innern. Man denke sich diesen Posten mit einem Manne wie Plehwe

besetzt und man wird begreifen, welcher Geist im letzten Gouvernementsstädtchen unter den Paschas der Provinznester herrscht. Cäsarenwahn, Amtsstreberei, Klasseninteresse, sie wirken zusammen, aus Menschen, die ebenso von Müttern geboren werden, wie andere, unbarmherzige, gänzlich gewissenlose Schwelger und Wüteriche zu machen, gegen die es einen Schutz überhaupt nicht gibt. Jede Klage hat in einem Lande ohne Parlament, ohne freie Presse nur den Effekt einer Denunziation des Teufels bei seiner Großmutter. Wird der Schuldige nicht wegen seines Amtseifers noch besonders belohnt, so hat doch keinesfalls der Kläger auf einen Erfolg zu rechnen. Viel besser ist es, nicht gegen den Stachel zu löken, sondern sich mit den Oberen zu vertragen und zu zahlen.

Und der Zar? Entweder er erfährt von allen diesen Dingen nichts oder sie werden ihm als unerläßlich zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung hingestellt. Ist es in konstitutionellen Staaten mit Parlament und Presse schon schwer, in den freilich seltenen Fällen der Justizwillkür gegen die Amtsautorität aufzukommen, um wieviel schwerer ist es da, wo die Wahrung der Autorität oberster Regierungsgrundsatz ist und dem Untertan überhaupt keine Institution helfend zur Seite steht. Da darf es aber dann auch nicht wundernehmen, wenn die Schreckensherrschaft von oben dem Schrecken von unten entgegenzuwirken versucht, ja es ist nur ein Beweis für die Geduld und Sanftmut des russischen Volkes, daß Attentate auf Amtsverbrecher noch so selten sind.

Nie habe ich mich mehr geschämt, als da ich während meines Aufenthalts in Rußland las, daß deutsche Staatsmänner mit dem Mut der Ignoranz oder aus Berechnung Worte der Verurteilung gegen die russischen Patrioten schleuderten, die ohne Rücksicht auf das eigene Leben den Kampf gegen die Ordnungsbestien aufnehmen. Die Sorge um die guten nachbarlichen Beziehungen mag noch so weit gehen, gefällig zu sein hat ein deutscher Politiker dem russischen Regime nicht, oder er setzt sich dem gleichen Verdammungsurteile aus, wie dieses. Deutsche Behörden dürfen nicht einer Körperschaft ihre Hilfe leihen, die ein Patriot und strenger Monarchist wie Fürst X., der Freund des Zaren, eine Kamorra, eine Bande von Anarchisten im Amte nennt. Wohl aber haben wir jenen unsere Sympathie zuzuwenden, die auch für Rußland eine Instanz anstreben, wo die geknebelte Nation ihre Hilfeschreie zu Gehör bringen kann, ein noch so bescheidenes Parlament, eine nicht der Polizeiwillkür unterworfene Presse; denn nur so kann eine wirklich liebenswerte Nation erlöst werden von der Schreckensherrschaft der Tschinowniks, von der Kamorra der Beamten.



# Die russischen Finanzen.

## Die finanzielle Zukunft Rußlands.

Mit einem Staatsmann, über dessen Persönlichkeit ich auch nicht die leiseste Andeutung machen darf, wenn ich, meinem Versprechen getreu, verhüten will, daß er als mein Gewährsmann erkannt werde, hatte ich eine lange und eingehende Unterredung über die materielle Wohlfahrt der russischen Bevölkerung. Es waren einige Stunden tiefeinschneidender Kritik, wie ich sie noch niemals habe üben hören von einem Manne, der selber lange Jahre hindurch an leitender Stelle wirksam war, eine Auslassung ganz durchtränkt vom hoffnungslosesten Pessimismus und vorgetragen mit einer Leidenschaft, die mit den grauen Haaren und dem tief durchgearbeiten Gesicht des Sprechers seltsam kontrastierte. Meine Empfehlungen an ihn waren derart, daß er wußte, sich ohne Gefahr die größte Rückhaltslosigkeit erlauben zu dürfen. Ich aber nahm den Eindruck mit mir, daß man den russischen Staatsmännern nur die Möglichkeit geben müßte, frei zu reden, und es bliebe kein Stein auf dem anderen in dem verruchten Gebäude, das sich russischer Staat nennt, so hoch aufgespeichert ist schon die Erbitterung auch bei denen, von welchen man annehmen sollte, daß sie die eigentlichen Lenker des Staates seien.

Die Autokratie kann nicht einmal die Kräfte nützen, über die sie selbst verfügt.

„Ja, das Schicksal macht uns einen grausamen Strich durch alle unsere Rechnungen mit diesem Kriege," begann der Staatsmann auf meine Frage, welche Wirkung der Krieg auf die russische Volkswirtschaft üben werde. „Es ahnt gar niemand, vor welch einer Katastrophe wir stehen, dank einer Politik, die eigentlich gegenwärtig ihren höchsten Triumph feiert."

„Ist das nicht paradox, Exzellenz?"

„Nein, durchaus nicht. Der Triumph unserer Politik ist der Kassenvorrat, über den wir verfügen, und der uns ermöglicht, ohne Anleihe zu mobilisieren. Aber nur die Kurzsichtigkeit kann darin eine nachträgliche Rechtfertigung dieser Wirtschaftspolitik erblicken, die im Gegenteil mit ihrem Triumphe auch den Todesstoß empfängt."

„Ich bitte um nähere Erklärung."

„Sie ist einfach gegeben. Finanzismus oder Fiskalismus hat bei uns die Ökonomie erstickt. Sie blicken mich erstaunt an, daß ich derartiges sage. Man muß auch dieses System verstehen. Die Schaffung von Goldvorräten, die Herstellung des budgetären Gleichgewichts selbst auf Kosten der inneren Kraft einer Nation ist unter Umständen eine Notwendigkeit. Für einen zurückgebliebenen Agrarstaat ist es vor allem nötig, den Anschluß an die vorgeschritteneren Staaten mit Geldwirtschaft und gesicherter Valuta zu erreichen, und wenn er sich

dabei auch etwas außer Atem läuft, das rentiert sich alsdann durch die größere Leichtigkeit der Kreditbeschaffung, ich möchte sagen, durch die größere finanzielle Wehrfähigkeit des Staates."

„Und Ew. Exzellenz glauben, daß darüber die innere Entwicklung der Nation vernachlässigt worden wäre, wie etwa ein Athlet die Muskulatur seiner Extremitäten ausbildet auf Kosten des Herzmuskels?"

„Gewiß, ich akzeptiere den Vergleich. Wir haben unsere Schlagfertigkeit erhöht und innere Entkräftung dafür eingetauscht. Ich wiederhole, es war nicht anders möglich, wenn wir überhaupt je von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft übergehen wollten. Jetzt wäre es aber an der Zeit gewesen, den erlangten Kredit für die Stärkung nach innen anzuwenden. Da kommt uns der Krieg in die Quere und zehrt nicht nur unsere Barvorräte auf, er wird uns noch zu neuen Opfern zwingen. Wir sind in der Lage eines Menschen, der vom Laufen noch außer Atem ist, und nun erst recht um sein Leben rennen muß, wobei ihn nur zu leicht der Schlag treffen kann."

„Hat denn die Entwicklung der Industrie im Westen des Landes nicht auch die Staatsfinanzen gestärkt?"

„Nein, im Gegenteil, sie hat Opfer gekostet. Und von dort aus sind wir auch nicht zu heilen. Wir haben einen jährlichen Menschenzuwachs von zwei Millionen Seelen und unsere ganze Industrie beschäftigt nicht mehr als zwei Millionen Arbeiter.

Unsere nationale Existenz beruht noch auf lange hinaus auf der Landwirtschaft, und diese hat nicht nur keine Fortschritte gemacht, sie verarmt vielmehr von Jahr zu Jahr in höherem Maße."

„Infolge der Industriepolitik?"

„Nein. Sie vergessen aber, daß diese Industriepolitik durchaus nicht das System beherrscht hat. Ja, wäre der Geist, aus dem diese Industriepolitik hervorgegangen ist, bei uns der herrschende, so ginge es auch der Landwirtschaft besser, denn das ist der Geist der Aufklärung. So aber schwinden die Bodensäfte und der Bauer hat weder Dung noch versteht er etwas vom Anbau unter geänderten Fruchtbarkeitsverhältnissen."

„Und warum tut man nichts zur Hebung seiner wirtschaftlichen Einsicht?"

„Da müssen Sie die Herren von der allmächtigen Polizei fragen, nicht mich. Ich bin der bescheidenen Meinung, daß Hunger weder der Seele noch dem Leibe zuträglich ist, aber dort, wo man mächtiger ist als wir in unserem Ressort, glaubt man, daß Wissen unter allen Umständen der Seele schadet. Auch sollen nicht zuviel Menschen zusammenkommen und beraten; dabei kommt im Sinne unseres Gouvernements nichts Gutes heraus. Wir hatten Komitees einberufen für die Hebung der bäuerlichen Wirtschaften, für Wegbau, für die Regelung von Kreditfragen. Das Resultat waren aber immer nur Konflikte zwischen den provinziellen Körperschaften, den Semstwos und der Regierung."

„Woher rühren diese Konflikte?“

„Aus der Tradition und dem obersten Prinzip des jetzigen Systems, das ich nur das Prinzip der Knebelung nennen kann. Eine Verwaltung, die nicht die Bauernschaft unterdrückt, ist bei uns noch undenkbar. Unser Bauer braucht nichts nötiger, als landwirtschaftliche Wanderlehrer. Aber wohin käme bei uns ein solcher! Direkt nach Sibirien. Die Furcht vor der Intelligenz ist bei uns schon zur Manie geworden. Intelligenz, ich bitte Sie, das ist ja Revolution; nur keine Berührung mit liberalen Elementen. Das Heil unseres Volkes besteht in der Isolierung.“

„Aber das ist ja das Regime eines eroberten Landes! Die Regierenden sind doch selber Russen, wie können sie so im eigenen Fleische wüten?“

„Der Polizeimensch ist kein Russe. Er ist ganz frei von Nationalgefühl, nur Unterdrücker, nur Detektiv. Unser Ministerium des Innern ist nur ein großes Detektivbureau, ein ungeheures und kostspieliges Überwachungsinstitut. Man hat es als einen Fortschritt bezeichnet, als die berüchtigte dritte Abteilung aufgehoben und dem Ministerium des Innern unterstellt wurde. Aber nicht das Ministerium des Innern hat die dritte Abteilung, sondern die dritte Abteilung hat das Ministerium des Innern resorbiert. Es wird bei uns nicht mehr verwaltet, sondern nur noch überwacht, verhaftet, verschickt. Was soll ich Ihnen sagen? Unsere Komitees haben offenherzig gearbeitet. Es waren Adelige, wohlgesinnte Patrioten, die an der Enquete zur Hebung der Volks-

wirtschaft teilgenommen haben. Das Material ist, nur in 300 Exemplaren gedruckt, der Öffentlichkeit unzugänglich. Das Resultat der in unserem Auftrag unternommenen Enquete aber war die Verhaftung der offenherzigsten und aufrichtigsten Kritiker. Halten Sie das für eine Ermutigung der patriotischen Wirksamkeit? Unsere Kaufleute und Semstwos haben ohne einen Kopeken staatlicher Unterstützung in sechs Jahren 136 Schulen eröffnet mit 4 Millionen Rubel jährlicher Ausgaben. Der Instinkt für das, was nötig ist, ist also vorhanden. Man brauchte die Gesellschaft nur gewähren zu lassen, und auch wir wären imstande, im langsameren Tempo vielleicht, dieselbe Entwicklung durchzumachen, die Deutschland seit 30 Jahren mit so ungeheurem Erfolg durchgemacht hat, von einem von der Witterung abhängigen Agrarstaat zum mächtigen Industriestaat. Aber Deutschland ist ein Rechtsstaat und wir sind ein Polizeistaat. Deutschland hat einen Mittelstand und wir haben keinen, und die Bildung eines solchen wird mit allen Mitteln verhindert. Die kaufmännischen Schulen werden drangsaliert, weil sie dem Finanzministerium unterstellt sind, in dem natürlich ein anderer Geist als bei der Polizei herrscht. Ein ungeheures materielles Opfer bringen die Kaufmannschaften, die ja außer den 4 Millionen Erhaltungskosten noch 5 Millionen Rubel jährlich für die Herstellung der Baulichkeiten ausgeben, um nur autonom zu bleiben, den Lehrkörper und die Inspektion in den Händen zu behalten und sich elastischer den lokalen Bedürfnissen anpassen zu

können. Dies Opfer wird nicht beachtet und jede Regung der freien Initiative wird argwöhnisch unterdrückt.“

„Exzellenz, ich mache die Erfahrung, daß man in Rußland nicht über die kleinste pädagogische oder wirtschaftliche Frage reden kann, ohne in die hohe Politik zu geraten.“

„Ganz richtig bemerkt. Daraus können Sie ersehen, wie weit die Dinge schon gediehen sind. Seit zwanzig Jahren geht es unaufhaltsam abwärts. Der Adel verliert seine Güter, weil er nicht wirtschaften gelernt hat, und heute noch nicht die Aufhebung der Leibeigenschaft verwinden kann. Das Land aber kommt nicht in die Hände der Bauern, die Boden brauchen, sondern in die der Kaufleute. Das Landproletariat bleibt unversorgt. Der Bauer kann die Steuern nicht erschwingen. Bei uns trägt der Boden vierfach, in Deutschland achtfach. Dabei zahlt man diesseits der Dnieper an Pacht jährlich 10—15 Prozent des Landwerts, während in England 2—3 Prozent, in Frankreich und Deutschland 4—5 Prozent, jenseits der Dnieper, wo lange Pachten üblich sind, 5—6 Prozent bezahlt werden. Vergessen Sie nicht: bei einjährigen Pachten. Das ist eine Prämie auf den Raubbau. 60 Rubel Pacht auf eine Deßjatine Landes. Das kann der Bauer nicht erschwingen und soll doch noch obendrein Steuern zahlen. Der Hunger sucht alljährlich ganze Gouvernements heim, weil die Bauern gänzlich verarmt sind, nicht einmal das Saatkorn haben. Mit leerem Magen und dumpfem Kopf

soll der Bauer die Lasten der Familie, der Gemeinde und des Staates tragen."

„Ich habe ähnliches schon vor zehn Jahren in dem Werke eines Engländers gelesen."

„Sie meinen die ‚russischen Zustände' von Lanin. Aus der Fortnightly Review?"

„Ganz richtig, Exzellenz. Ich habe die Schilderungen aber für übertrieben gehalten und dann begreife ich nicht, daß Mißstände so klar gezeichnet werden können, wie in jenem Buche, dessen Darlegungen mir Ew. Exzellenz jetzt bestätigen, ohne daß von Abhilfe die Rede ist."

„Wer soll abhelfen?"

„Der Zar."

„Der Zar lebt hinter einer chinesischen Mauer. Er hat noch nie einen Duma (Gemeinderat), nie einen Semstwo (Landschaftsversammlung), nie ein Dorf, nie eine Industriestadt besucht. Er wird von der Kamarilla in beständiger Furcht erhalten und so eng umgeben, daß er nicht einen Finger breit vom Himmel sieht, geschweige denn die Erde. Er freut sich, wenn gelegentlich ein Konflikt zwischen den Ministern ausbricht, denn so hat er die Möglichkeit, hier und da ein Zipfelchen der Wahrheit kennen zu lernen."

„Und niemand gelingt es, ihm die Dinge, wie sie sind, darzustellen?"

„Ich werde Ihnen ein Geständnis machen. Ich selbst habe vor nicht allzulanger Zeit eine Druckschrift ausgearbeitet, nicht mit meinem Namen, das hätte seine bestimmten Schwierigkeiten gehabt und

Gelegenheit zu Verdächtigungen gegeben, sondern anonym, und sie dem Kaiser durch eine Vertrauensperson zustellen lassen. Acht Tage lang war große Freude bei Hofe. Der Kaiser und die Kaiserin sprachen sich entzückt darüber aus, daß man nun doch wisse, woran es fehle und wie zu helfen sei. Dann war die ganze Sache wie weggewischt und vergessen.“

„Das ist ja schon pathologisch.“

Ein Achselzucken war die Antwort.

„Vor allen Dingen besteht eine zu große Ängstlichkeit und Furcht vor der Verantwortung. Dann aber auch Schwäche aus Gewissenhaftigkeit. Der Kaiser kennt gar nichts gründlich genug, um einem gewandten Sophisten mit Argumenten entgegentreten zu können, und er ist zu gütig, um einem seiner Ratgeber zu sagen: ‚Herr, Sie sind ein Gauner.‘ Er hört in den Berichten immer nur das Lob, das jemandem gespendet wird, nie den Tadel. Er hat große Furcht vor Intriguen, nicht ohne Grund muß man sagen. Es ist ja eine furchtbare Atmosphäre in der Umgegend jedes Autokraten. Er ist von rührend gutem Willen und die Bescheidenheit selbst, aber für die Autokratie nicht der Autokrat, der seiner Aufgabe gewachsen wäre.“

„Und was wäre nach Ew. Exzellenz Meinung zu tun, um dem Lande zu helfen?“

Nicht mehr, als ihm das zu geben, was die ganze übrige Welt schon hat. Die Abschaffung des Polizeistaats, Sicherung der persönlichen Freiheit, Abschaffung der Zensur, Einstellung der Verfolgung

der Sektierer, die unsere besten Untertanen sind und — ich spreche das Wort ganz ruhig aus — eine Konstitution."

„Und damit wäre dem Lande wirklich geholfen?"

„Unbedingt. Mit diesen kleinen Konzessionen wäre heute jede Erschütterung zu vermeiden und die Intelligenz von ihren Fesseln befreit. Was in zehn Jahren geboten werden muß, weiß niemand."

„Besteht irgend welche Aussicht auf diese Konzession?"

„Nicht die geringste. Im Gegenteil. Wer auch nur in den Verdacht gerät, daß er die gegenwärtige Politik nicht vollständig billige, kann moralisch jederzeit vernichtet werden."

„Was wird also das Ende sein?"

„Daß der Terror von oben den Terror von unten weckt, daß Bauernrevolten ausbrechen — man muß schon jetzt die Polizei auf dem flachen Lande vermehren — und daß Attentate verübt werden."

„Und ist keine Möglichkeit, die Revolution zu organisieren, daß sie nicht sinnlos wütet?"

„Unmöglich. Unser Land-Adeliger ist kein Junker, aber die Stärke des Regimes besteht darin, daß jede Verständigung zwischen den Gutsherren und der Bauernschaft ausgeschlossen ist infolge der sozialen und intellektuellen Kluft."

„Exzellenz, ich erinnere mich eines Wortes Stroußbergs, der ein guter Geschäftsmann war, das lautet: ‚es gibt nirgends ein Loch, wo einmal ein Land gewesen war', — hier in Rußland lehrt man

8

mich daran zu zweifeln. Ich habe noch niemand hier gesprochen, der nicht die Zukunft in den allerschwärzesten Farben ausmalt. Ist denn gar keine Änderung jener verhängnisvollen Politik denkbar, die das Land ruiniert?"

„Nicht vor einer großen allgemeinen Katastrophe. Wenn wir zum erstenmal gezwungen sein werden, den Coupon zu kürzen, und das kann rascher sein, als wir jetzt ahnen, an dem Tage, da wir nicht mehr in der Lage sind, unsere alten Schulden mit neuen zu bezahlen, da unser innerer Bankrott auch vor dem Auslande und vor dem Kaiser nicht mehr verborgen bleiben kann, wird vielleicht zu einer Einberufung einer Art Konstituante geschritten werden. Früher nicht."

„Jede Täuschung darüber ist ausgeschlossen?"

„Martin Luther schwankte, solange er den Papst nicht gesehen hatte, hernach nicht mehr. Wer, wie ich, seit fünfundzwanzig Jahren die Staatsküche kennt, zweifelt nicht mehr. Die Autokratie ist den Aufgaben eines modernen Großstaats nicht gewachsen, und es ginge gegen alle historische Erfahrung, anzunehmen, daß sie gutwillig, ohne den äußersten Zwang der Regierungsform wechseln würde."

„So müßte man im Interesse Rußlands wünschen, daß die Katastrophe so rasch als möglich komme?"

„Ich wiederhole Ihnen: sie ist vielleicht näher als wir alle glauben oder eingestehen wollen. Das ist die Hoffnung, mit der wir uns insgeheim trösten."

Das war der Kern meiner langen Unterredung

mit einem der genauesten Kenner des heutigen Rußlands, aus der ich nach meinen Aufzeichnungen nur jene Stellen und Wendungen ausgelassen habe, die ihren Urheber allzu kenntlich machen würden. Im übrigen muß ich feststellen, daß mit geringen Variationen die Darlegungen aller übrigen maßgebenden Personen, die ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte, mit denen dieses Gewährsmanns übereinstimmten. Die ungeschriebene öffentliche Meinung Rußlands ist absolut eines Sinnes in der Beurteilung dessen, was ist, sie unterscheidet sich nur in der Frage, wie zu helfen wäre. „Wir sind dem Zusammenbruch nahe, ein Athlet mit strotzenden Muskeln und kaum mehr zu verhehlender Herzschwäche," wiederholte mir der Staatsmann beim Abschiede. „Wir halten uns noch aufrecht durch Stimulantien, durch die Anleihen, die aber, wie alle Stimulantien, nur mithelfen, den Organismus rascher zu ruinieren. Dabei sind wir ein reiches Land mit allen nur denkbaren Naturschätzen, das nur falsch regiert und an der Erschließung seiner Hilfsquellen gehindert wird. Aber wäre es das erste Mal, daß Quacksalber einen Herkules ruinieren, der in ihre Hände fällt? Wer uns von diesen Quacksalbern befreit, ist unser Wohltäter. Wir brauchen Licht und Luft, und wir werden dann die Welt in Erstaunen versetzen durch unsere Fähigkeiten und Leistungen."

## Gespräch mit einem Bankdirektor.

Es war kurz nach der Katastrophe von Port Arthur, als ich einen Bankdirektor aufsuchte, mit dem ich bekannt geworden war, um mit ihm über die finanziellen Folgen des Krieges zu reden, der eben die Kurse der europäischen Börsen so furchtbar verwüstet hatte. Ich fand zu meinem Erstaunen den behäbigen Bankgewaltigen sehr gelassen.

„Uns hält das System noch aus," erwiderte er abwehrend auf meine Frage, ob nicht eine finanzielle Katastrophe über Rußland nach dem Kriege hereinbrechen müsse.

„Welches System?" fragte ich.

Der Herr Bankdirektor rückte seinen Zwicker höher und schaute mich durch seine runden Augen eine Weile an. Dann, in einem Anfall von jener Offenherzigkeit, die uns bei den Russen so oft in Erstaunen setzt, begann er:

„Wir sind doch keine Kinder, und weder Sie noch ich laufen mit der Regimentsmusik, zu der andere den Takt schlagen. Wir können uns daher ruhig aussprechen. Also: Wir haben eine große Pauke, gegen die es kein Nicht-Schritthalten gibt. Die trommelt: Wir haben noch nie die Zahlungen eingestellt wie Frankreich, oder Österreich, oder die Türkei. Wir sind also ein pünktlicher Zahler, wir werden also wieder Geld bekommen."

„Ist dies ein ernstes Argument?" fragte ich.

„Gott bewahre," war die Antwort. „Wir haben

gezahlt, damit man uns weiter borgt. Aber es zeigt sich, daß diese Politik eines ehrlichen Schuldners klüger ist, als die der gelegentlichen Einstellungen der Zahlungen, bei der man ja einen Schnitt macht, bei der man aber den Kredit einbüßt. Man kann dem Publikum, das unsere Renten kaufen will, immer wieder sagen: Rußland ist honett, Rußland zahlt, da haben Sie keine Couponkürzung zu befürchten, und so kauft das Publikum."

„Der Bankier muß aber doch wissen, daß die Solvenz keine echte ist," entgegnete ich.

„Und wenn er es schon weiß? Ist ein Bankier denn dazu da, das Publikum in geheime Wissenschaften einzuweihen? Vergessen Sie doch nicht, daß kein Staat der Welt solche Kommission zahlt für die Anleihen wie wir. Preußen zahlt ein halbes Prozent, Österreich anderthalb, wir zahlen drei, und unter uns gesagt, bleibt es bei den dreien nicht, sondern die Emissionsbanken stecken auch ihre sechs Prozent ein, zumal wenn sie sich vorher ein bißchen haben bitten lassen. Aus welchem Grunde soll man eine Kommission von drei bis sechs Prozent ausschlagen, wo die Geschäfte doch ohnehin so schlecht sind? Ofenheim hat gesagt, mit Sittensprüchen baut man keine Eisenbahnen. Die haute banque sagt, mit Sittensprüchen zahlt man keine Dividenden und Tantiemen."

„Nach meiner vielleicht unkaufmännischen Auffassung ist das nicht viel besser als Hehlerei."

„Sehr unkaufmännisch gesprochen, mein Lieber, in der Tat. Die Bankwelt hat Ihren Nietzsche nicht

gebraucht, um jenseits von Gut und Böse zu stehen. Die Moral ist, ganz wie die Religion, nur für das Volk. Rechnen Sie doch aus, was bei einer Anleihe von fünfhundert bis tausend Millionen Rubel, wie wir sie bestimmt während des Krieges brauchen werden, eine Kommission von drei bis sechs Prozent bedeutet. Sagen wir offiziell nur drei Prozent. Das sind dreißig Millionen Rubel, über sechzig Millionen Mark. Ja, glauben Sie denn, die Bankgruppen sind von der Heilsarmee, daß Sie meinen, sie könnten auf ein solches Geschäft verzichten?"

„Langsam, langsam. Erstens sagen Sie, Rußland wird in diesem Kriege bis zu einer Milliarde Rubel in Anspruch nehmen. Das würde doch dem widersprechen, was ich von anderer, sehr hochstehender Seite gehört habe, daß die Goldvorräte gegen eine Milliarde betragen sollen."

„Ich proponiere Ihnen eine Wette, daß wir in drei Monaten von dieser Milliarde, an die ich einmal glauben will, keine Kopeke mehr besitzen. Ich taxiere in Übereinstimmung mit militärischen Fachleuten, die unter vier Augen gar nicht sehr optimistisch sind, die Kriegsdauer auf zwölf bis achtzehn Monate. Bei unserer Wirtschaft kostet uns jeder Monat mindestens hundert Millionen Rubel. Sie sehen, wir werden mit der Milliarde gar nicht auskommen."

„Gut; dann sagen Sie, die Banken können das Geschäft gar nicht ausschlagen. Sie müssen aber die Papiere doch erst anbringen, was so leicht nicht sein wird, da die Franzosen doch über und über mit Renten gesättigt sind, und, wie der Kurssturz

in diesen Tagen gezeigt hat, das Vertrauen zu diesen Renten doch nicht mehr allzu groß ist."

„Sie können noch weiter gehen," unterbrach mich der Bankier schmunzelnd. „Der Kurssturz wäre noch weit ärger gewesen, wenn unsere Banken nicht den gemessenen Befehl erhalten hätten, die deponierten Renten in diesen Tagen der Erschütterung den Besitzern nicht auszufolgen."

„Wie? Das verstehe ich nicht. Man weigert sich, den Besitzern ihre deponierten Papiere auszufolgen?"

„Ja, mein Lieber, das tut man. Sie erweisen mir wieder die Ehre, in meinem Kabinett zu vergessen, daß wir in Rußland sind. Hier tut man noch ganz andere Dinge. Den Rentenbesitzern, welche ihre Depots beheben wollten, wurden auf Befehl des Finanzministers nur einige hundert bis tausend Rubel ausgehändigt für den momentanen dringenden Bedarf, ihre Renten aber bekamen sie nicht, weil man unter allen Umständen verhüten wollte, daß sie auf den Markt geworfen wurden und dort die Panik vergrößerten."

„Das können sie aber doch nur hier. Im Ausland sind sie doch machtlos."

„Nun, der erste Schreck hat ja auch ein nicht übles Sümmchen gekostet. Dann aber sind die auswärtigen Bundesgenossen zu Hilfe gekommen und haben im eigensten Interesse interveniert. Die Rente ist gehalten worden, namentlich in Deutschland."

„Warum gerade in Deutschland?"

„Weil sie in Frankreich weniger fluktuiert. Dort

ist sie in den Händen der kleinen Sparer, die nicht sofort damit zur Kasse laufen. In Deutschland sitzt sie lockerer, und dort mußte sie gestützt werden."

„Also gut. Sie unterstützen meine Argumentation und sagen, daß die Rente nur künstlich gehalten wird. Wie wollen Sie dann behaupten, daß sie nach Belieben durch Neu-Emissionen vermehrt werden kann?"

„Das behaupte ich, weil die Käufer eine amorphe Masse bilden, die sich ebensowenig kristallisiert, wie je dem Trust der Produzenten ein Trust der Konsumenten entgegentritt. Erschrecken kann die Masse für einen Moment, aber auf die Dauer ist sie doch den Impulsen der großen Kapitalsgruppen widerstandslos ausgesetzt, und auf die Stimmungsmache versteht man sich doch wohl in den finanziellen Hauptquartieren."

„Sie vergessen die unabhängige Presse."

Der Bankier schnitt eine ganz kuriose Grimasse. Dann sagte er:

„Das ist nicht nett von Ihnen. Ich rede mit Ihnen, wie wenn Sie vom Fach wären, wie ein Augur zum anderen. Und wenn wir auf Ihr Metier zu sprechen kommen, da heißen Sie auf einmal Meyer und wissen von nischt? Sie werden mir doch nicht von unabhängiger Presse reden wollen gegen den Druck der haute banque, der russischen und der deutschen Regierung?"

„Sie entschuldigen schon, Herr Direktor, ich honoriere Ihre Aufrichtigkeit mit der größten von

meiner Seite. Aber dabei muß ich doch bleiben. Zeitungen macht man immer noch mit ‚Moral'. Und ich lege meine Hand dafür ins Feuer, daß von unseren deutschen Zeitungen nur ein verschwindend kleiner Bruchteil für die Argumente des Herrn Witte und Konsorten empfänglich ist."

„Und wo kommen dann die Millionen hin, die unser Finanzministerium für die freundliche Beurteilung unserer Finanzen ausgibt?"

„Ich will niemand verdächtigen, aber die deutschen Zeitungen, die ich näher kenne, sind unbestechlich."

„Gut, sagen wir schon, die radikale oder sozialistische Presse ist unzugänglich und kann weder von unserem Finanzministerium noch von den deutschen Bankgruppen gekauft werden. So bleibt noch immer der Einfluß der deutschen Regierung, die ihre Gründe hat, Rußland nicht zu sehr schwächen zu lassen, das ja doch das Verschlußstück des konservativen Systems in Europa ist. Dieser Einfluß genügt vollkommen, unfreundliche Kritiker unserer Finanzverhältnisse von allen maßgebenden deutschen Zeitungen fernzuhalten. Das ist noch nicht einmal ein offiziöser Liebesdienst. Ich finde es ganz in Ordnung, wenn seriöse Zeitungen nicht ihrem auswärtigen Amte in die Suppe spucken. Was aber die anderen, die ganz Radikalen schreiben, das hat für die Kapitalswelt keinerlei Bedeutung. Und heute werden Sie doch nicht daran zweifeln, daß Deutschland das äußerste tut, um uns bei guter Laune zu erhalten."

„Ja, ich sehe mit Scham und Ingrimm, daß wenigstens die preußische Regierung sich in so etwas wie eine russische Polizeifiliale verwandelt hat mit dem Segen des Grafen Bülow . . .“

„Der wohl wissen wird, was er tut.“

„Mag sein; ich glaube selbst nicht, daß Deutschland Anlaß hat, sich mit Rußland zu verfeinden, wenngleich es auch für die Gefälligkeit gewisse Grenzen gibt, die zum Nachteil der Würde des Deutschen Reiches längst überschritten sind. Ich will Ihnen auch alles glauben, was Sie über den Einfluß der haute banque, des russischen Rubels und der deutschen Diplomatie sagen. Ich kann mir gleichwohl nicht denken, daß die Masse der Sparer, und nur die kommen doch in Frage, auf die Dauer ein Papier so hoch über seinen inneren Wert bezahlen wird, wie dies nach den Mitteilungen, die ich von russischen Staatsmännern erhalten habe, mit der russischen Rente der Fall ist.“

„Auf die Dauer? Einmal wird's ja aufhören, aber wann? Auf die Dauer wird ja auch die Autokratie oder die Gesellschaftsordnung sich nicht halten. Vorläufig aber gibt es keine Macht der Welt, die es verhindern könnte, daß die Großbanken dreißig Millionen Rubel und mehr verdienen, wenn sich ihnen Gelegenheit bietet. Es wird ein heißes und hartes Schachern werden, insbesondere, weil die französische Regierung sich große Mühe geben wird, die Neu-Emission von russischen Renten überhaupt zu verhüten, da jede neue Emission den Kurs der alten drückt, und in der alten ein großer Teil

des französischen Nationalvermögens investiert ist; aber schließlich wird der deutsche Einfluß doch siegen. Deutschland wird uns das neue Geld vorstrecken, weil uns Deutschland einen Dienst erweisen will, denn Deutschland fühlt sich von Tag zu Tag mehr isoliert in Europa,*) und wir sind als Freund wie als Feind trotz Port Arthur noch immer nicht zu verachten. Dafür muß der deutsche Sparer heran, der ja auch gar kein schlechtes Geschäft macht, wenn er, sagen wir zum Kurse von neunzig, eine vierprozentige Rente von uns kauft."

„Wieso?"

„Nun, der Bankzins ist heute drei Prozent. Wenn man für neunzig Rubel vier Rubel zahlt, bei einem Nominale von hundert, so ist das eine Taxierung russischer Staatswerte von hundert Rubel auf nicht ganz siebzig. Das geht doch noch auf lange hinaus."

„Das halten Sie für den richtigen inneren Wert?"

„Die Börse kennt keinen inneren Wert. Sie kennt nur Tendenzen. Für siebzig wird man hundert Rubel russischer Staatswerte immer anbringen können, wenn nicht alle Stränge reißen."

„Sie weichen mir aus. Ich habe nach Ihrem persönlichen Urteil über den inneren Wert der russischen Rente gefragt."

*) Das Gespräch wurde im Februar 1904, also lange vor Abschluß des deutsch-englischen Schiedsgerichtsvertrags geführt.



„Ich werde Ihnen eine Antwort geben. So lange unser russischer Bauer noch imstande sein wird, zu hungern und sein Getreide zu verkaufen, so lange es auch noch Gensdarmen gibt, die dem Steuerexekutor beistehen, und Leute, die uns weiter borgen, so lange ist die Zahlung des Coupons sicher. Nach weiterem hat aber der ausländische Rentier nicht zu fragen . . .“

„Bitte, gibt es Ihrer Ansicht nach ein verschleiertes Defizit im russischen Staatsbudget oder gibt es keines?“

„Ich sage Ihnen doch, so lange es Leute gibt, die uns weiter borgen, zahlen wir den Coupon . . . Wenn unser Budget ein reelles wäre, brauchten wir doch nicht neue Schulden zu machen, um die Zinsen der alten zu zahlen.“

„Das wollte ich nur wissen. Und halten Sie Rußland für ein wirklich insolventes Land, das überhaupt seine Staatsschuld nicht bezahlen und die Lasten eines modernen Staatswesens nicht tragen könnte?“

„Im Gegenteil. Rußland ist ein Land, innerlich so reich an ungehobenen Schätzen, daß es nur ein anderes und redliches Regime brauchte, um seine Schulden tilgen und noch ganz andere Lasten auf sich nehmen zu können.“

„Und dies andere Regime?“

Der Bankier deutet nach dem Osten. „Dort wird über unsere Zukunft entschieden. Wenn's dort schief geht, kann es hier rascher gut werden, als man ahnt.“

„Also für die Bankiers eigentlich schlechter,“ bemerkte ich scherzend.

„Man gewöhnt sich auch an’s Ehrlichsein, wenn’s nicht anders geht,“ erwiderte der Bankier, auf den Scherz eingehend. „Und wenn einmal die allgemeine Ehrlichkeit ausbricht, wird’s ja auch gar keine Schande mehr sein, das Ehrlichsein.“

Damit trennte ich mich von dem Bankier, dessen vergnüglicher Zynismus mich stets amüsierte, um so mehr, als ich in ihm nur die Würze streng reeller Auffassungen erkannte. Spätere Unterredungen mit anderen Angehörigen der Finanzwelt zeigten mir, daß ich bei meinem ersten Gewährsmann nur eine allgemein anerkannte Ansicht gehört hatte. Das isolierte Deutschland wird aus politischen Gründen wie aus Gefälligkeit gegen das russische Regime den russischen Kredit schützen, die großen deutschen Banken werden das glänzende Emissionsgeschäft nicht von sich weisen, und der deutsche Sparer wird sich die Rente aufhängen lassen. „Schafe müssen geschoren werden“, sagte mir einer der Börseaner kühl, als ich meinen Zweifel daran ausdrückte, daß eine deutsche Reichsregierung ihre politischen Geschäfte mit den sauer erworbenen Groschen ihrer Sparer werde bezahlen lassen. „Ihr Bismarck hat sich keinen Moment besonnen, die russischen Werte auf die Straße zu werfen, als es ihm politisch so paßte, und damit Milliarden des deutschen Vermögens zu zerstören. Ihre heutige Regierung wird sich absolut nicht genieren, wieder eine Milliarde deutschen Vermögens zu opfern, um

uns zu verpflichten. Und schließlich befohlen wird es ja niemandem. Wer nicht selber soviel rechnen kann, daß er merkt, wie seit Wischnegradsky bei uns die Bilanzen nur auf den Glanz gewichst werden, der soll sein Geld im Strumpf aufheben, nicht aber Papiere kaufen. Tut er es doch, soll er auch bluten." Ein anderer aber erklärte: „Die Deutschen werden unsere Renten kaufen. Wenn gar kein Lockmittel verfängt, bleibt immer noch eins übrig. Wenn der ‚Jutsbesitzer' seine Ernte verkauft hat und nun fragt, ‚wohin mit das Jute?', wird ihm der Bankier sagen: ‚Na, wie is das mit 'n bißchen Russen?' ‚Das soll ja schlecht sein,' erwidert der Brave. ‚I, wo denken Sie hin? Das machen ja nur die Juden . . wegen Kischenew . . .' Und der Brave erlegt seinen Obolus, weil ihm keiner kann . . . wegen Kischenew . . ."





# Plehwe.

## I.*)

Im Winter 1880 fand in Krakau einer jener großen Sozialistenprozesse statt, mit welchem man dazumal in Österreich noch die sozialistische Bewegung zu ersticken hoffte. Der Prozeß ist in der polnischen Sozialdemokratie bekannt als der Prozeß Warynski und Genossen. Angeklagt waren 35 Personen, darunter 20 Russen aus Wolhynien (Ukraine), zumeist Studierende vom Polytechnischen Institut in Petersburg, die in Galizien bei der Agitationsarbeit verhaftet worden waren. Es fiel den Angeklagten während der Verhandlung auf, daß sie der Reihe nach unter irgend einem Vorwande durch eine bestimmte Tür des Verhandlungssaales hinausgeführt wurden, ohne daß sie sich dies sonderbare Verfahren erklären konnten. Endlich fand einer von ihnen den wahren Grund. Die Türe, durch die sie geführt wurden, war eine Doppeltür mit einer tiefen Nische. In dieser Nische aber befand sich als freiwilliger Helfershelfer der österreichischen Polizei und zugleich als Spion für den eigenen Dienst ein russischer Funktionär, der unter den Vorgeführten „seine" Leute agnoszierte. Natürlich kam es nun

*) Dieser Artikel ist 14 Tage vor der Ermordung Plehwes im Berliner Neuen Montagsblatt erschienen.

zu schwerer Insultierung des Ertappten, der nur durch die Justizsoldaten vor weiteren Mißhandlungen geschützt werden konnte. Dieser Funktionär aber war kein anderer, als der heutige Generalgewaltige von Rußland, Se. Exzellenz der Minister des Innern, Herr von Plehwe, damals noch Staatsanwalt in Warschau.

Mit dem geschilderten Spitzelstück, dessen sich die Polen noch heute sehr genau erinnern, führte sich der providentielle Staatsmann in der außerrussischen Welt ein. Er ist seinem Charakter getreu geblieben. Seine Politik trägt alle die Merkmale der polizeilichen Abstammung an sich, die Polizei im macchiavellistischen Sinne betrachtet, als das Verbrechertum im Dienste der Ordnung. Ich habe in ganz Rußland nicht einen einzigen Menschen gesprochen, der zur Bezeichnung des Plehweschen Charakters Ausdrücke gewählt hätte, die man wiedergeben könnte oder möchte. Nach den Äußerungen, die mir in geradezu unerhörter Einmütigkeit über ihn gemacht worden sind, will ich versuchen, hier das Bild des Herrn Plehwe zu zeichnen.

Man darf niemandem unrecht tun. Es soll daher betont werden, daß im Lande der allgemeinen Käuflichkeit Herrn Plehwe doch der eine Vorzug nachgerühmt wird, daß er absolut unbestechlich sei. An Plehwe hat sich noch nicht einmal die Verdächtigung herangewagt, die sonst auch nicht der Großfürsten schont. Aber die Russen wissen ihm für jene Eigenschaft wenig Dank. Denn Plehwe gilt als weit ärgeres, denn als ein Verschwender

oder Wüstling. Er gilt als Bösewicht ohne Skrupel, als Zyniker ohne jede Gesinnung, als Vabanquespieler, für den das politische Metier und das Spiel mit Menschenleben nichts ist als ein angenehmer Nervenreiz.

Seine unglaubliche Falschheit ist das nächste, worüber alle diejenigen klagen, die mit ihm zu tun hatten. „Jedes Wort, das er spricht, ist eine Lüge," ist die Bemerkung, die man am meisten über ihn hört. Das Verbrecherische seiner Taktik bestehe nicht nur darin, daß er dem Zaren einrede, die Revolution stehe vor der Türe, und ihn durch Drohbriefe, Proklamationen u. a., die er in die innersten Gemächer, ja in die Rocktaschen schmuggeln lasse, in fortwährender, nervenzerstörender Angst erhalte, sondern noch mehr darin, daß er faktisch Unruhen provoziere, um sie als Argumente benützen und seine Position stärken zu können; daß er fortwährende Konspirationen entdecke und die angeblichen Teilnehmer in der furchtbarsten Weise maßregele, um seine Unentbehrlichkeit zu erweisen.

Das ganze Arsenal der Polizeikunststücke, die je in Despotien verübt worden sind, um Autokraten in willfährige Werkzeuge ihrer Prätorianer zu verwandeln, sei von Plehwe geplündert worden, um sein System bis zur Vollkommenheit auszubauen. Insbesondere Polen und Juden müssen dazu herhalten, die Gefährlichkeit der Situation — lies: die Unentbehrlichkeit des Herrn Plehwe — zu erhärten. Daß die Kischenewer Mordtaten in

seinem Auftrage verübt wurden, bezweifelt in Rußland kein Mensch; der Zynismus, mit dem er Kruschewan, den Hauptthetzer aus Beßarabien, auszeichnete, mit dem er den von einem Lehrerkongreß insultierten Agitator Pronin in Schutz nahm, seien ebenso viele schamlose Zugeständnisse seiner Tat, die er auch nur vor dem Auslande, nicht aber vor seinen Getreuen verleugne.

Jede Kleinigkeit greife er auf, um eine Affäre daraus zu machen. In Warschau sind Mitgliedern eines Komitees, das für einen polnischen Sanitätszug nach dem Kriegsschauplatz Sammlungen eingeleitet hatte, von Studenten die Fenster eingeworfen worden. Sofort langte der telegraphische Befehl ein, die Sache auf breitester Basis zu untersuchen, und wenn nicht die Geschädigten der Polizei jede Mithilfe verweigert hätten, wären wieder ein paar Dutzend kecker Demonstranten nach Sibirien geschickt worden, damit das Vorhandensein einer polnischen Revolution dargetan werden könne. Ein russischer Redakteur, dessen Blatt wegen Abdrucks eines revolutionären Gedichts verboten worden war, wurde bei der obersten Zensurbehörde im Ministerium des Innern vorstellig, um die Erlaubnis des Wiedererscheinens zu erlangen. Der Herr Sektionschef erklärte dem Redakteur, einem russischen Edelmann, wörtlich, er möge dem Minister mitteilen, daß ihm das revolutionäre Gedicht von den Juden ins Blatt geschmuggelt worden sei, dann werde er sofort wieder die Erlaubnis erhalten.

Von einer Seite, von der ich eine solche Angabe

niemals erwartet hätte, von einem hochkonservativen Aristokraten, notabene einer Exzellenz im Staatsdienst, wurde mir allen Ernstes erklärt, daß nur Plehwe im Bunde mit Alexejew den Krieg durch absichtliches Hinhalten der Japaner heraufbeschworen habe, weil er durch ihn nur um so unentbehrlicher geworden sei. Ja, selbst die Andeutung wurde mir gemacht, daß die Nihilisten, die Alexander II. gerade im Moment töteten, da er die Verfassungsurkunde zur Unterschrift fertig auf dem Tische liegen hatte, nicht ganz ohne Hilfe der Polizei den Weg zum Wagen des Kaisers gefunden hätten. Der Gehilfe Loris Melikows aber, der Mann, der den Entwurf ausgearbeitet hatte, und der am besten wußte, wie nahe die Unterzeichnung der Urkunde bevorstand, die es zu verhüten galt, sei kein anderer gewesen als — Plehwe. Sein Instinkt treibe ihn auf die Seite der Reaktionäre. Denn in einem konstitutionellen Staate sei für Leute seines Kalibers weniger sichere Verwendung. In Antisemitismus, den er natürlich jedem jüdischen Besucher gegenüber in Abrede stellt, mache er nur, weil sehr hochgestellte und einflußreiche Personen, wie die Kaiserin-Witwe, Großfürst Sergius und andere aus der Generation Alexanders III. fanatische Antisemiten sind. Auch sein Antisemitismus sei nicht echt; nichts sei echt bei ihm, als der Spielerehrgeiz, sich so lange als möglich zu behaupten und den Nervenkitzel eines Seiltänzers zu haben, der über aufgepflanzten Bajonetten auf dem gespannten Seile jongliert.

Das ist das Bild des Ministers des Innern, wie ihn die öffentliche Meinung in Rußland zeichnet. Ich muß gestehen, nach meinem Geschmack ist diese Zeichnung so wenig, wie der Mann. Aber während die großen russischen Romandichter vor allem Meister in der Verwendung von Abtönungen sind, arbeitet die politische öffentliche Meinung gern mit den stärksten Farben, mit den blutigsten Superlativen. Als Nichtrusse wird man wohl daran tun, Herrn Plehwe aus dem Übermenschenformat etwas ins alltäglich Menschliche zu übertragen, und da kommt immerhin ein etwas anderes Bild heraus.

Ich denke es mir wie folgt: Plehwe kommt von der Staatsanwalts- und Polizeikarriere. Etwas von diesem Ursprung haftet jedem an, der von dort seinen Ausgang genommen hat. Gerichtspräsidenten, die Staatsanwälte gewesen, sind die Schrecken der Advokaten durch ihre inquisitorische Manier und durch ihre Neigung, in jedem Beschuldigten schon einen Überwiesenen zu erblicken. Die Beschäftigung ferner mit den Polizeiagenten ist am wenigsten geeignet, zur Skrupulosität zu erziehen. Man erinnere sich nur des Puttkamerschen Wortes: „Gentlemen geben sich für diesen Dienst nicht her.“ Die beständige Furcht vor Attentaten, die bei einem Chef der russischen Polizei wohlbegründet ist — Plehwe läßt sich seine persönliche Überwachung jährlich 800 000 Rubel kosten — trägt auch nicht dazu bei, jemanden menschenfreundlicher zu machen.

Bei Plehwe und anderen kommt zu allen üblen Einflüssen noch der hinzu, daß sie sich als Nicht-

russen — Plehwe ist polnisch-lettisch-jüdischen Ursprungs — durch besonderen russischen Chauvinismus hervortun müssen, um sich unverdächtig zu erhalten. Groß aber ist an Plehwe gar nichts, seine ganze Ministertätigkeit weist nicht eine einzige bemerkenswerte Tat auf. Er ist ein hochgestiegener Beamter, der sich mit allen Mitteln hoch oben behaupten will und sich für berechtigt hält, das Intrigenspiel seiner Rivalen mit allen landesüblichen Mitteln zu durchkreuzen. „Voilà tout!“ Wahrheitsliebe ist im allgemeinen keine Eigenschaft des sogenannten öffentlichen Lebens in Rußland. Es wäre daher unbillig, Herrn Plehwe Verlogenheit als ein besonderes Laster anzurechnen. Sie ist bei ihm nur ins besonders Maßlose entwickelt.

Man wird zugeben müssen, daß auch so das Bild noch weit davon entfernt ist, ein erfreuliches zu sein. Fügt man zu diesen Zügen noch die erwiesene Tatsache hinzu, daß Herr Plehwe seine eigenen polnischen Pflegeeltern, die ihn sozusagen von der Straße aufgelesen und erzogen hatten, dem Generalgouverneur Grafen Murawieff denunzierte, so daß sie zum Dank für ihre Wohltat nach Sibirien geschickt wurden, daß also Plehwe seine Karriere mit einer Handlung des infamsten Undanks und Verrats begonnen hat — siehe Struves „Oswoboschdenije“ — so wird man schwarz in schwarz genug haben, um auf weitere Tinten verzichten zu können.

Das bezeichnendste aber, was ich über das System Plehwe hörte, war doch die Antwort, die

ich erhielt, als ich einen recht hochangestellten Mann fragte, ob denn eine Besserung zu erwarten sei, wenn Plehwe einmal von seinem unausbleiblichen Schicksal ereilt worden sei.

„Nein,“ lautete diese Antwort. „So wohlverdient auch jedes Schicksal für ihn sein wird, geholfen wird uns damit nicht. Ein anderer Mann, das ist alles. Plehwe ist nur in idealer Ausprägung das, was das System verlangt. Der Polizeistaat braucht Polizeiseelen, und er findet sie immer. Plehwe ist mit allen Lastern außer dem der Bestechlichkeit behaftet, aber er ist durchaus kein Unikum in der russischen Beamtenwelt. Und es ist durchaus nicht wahrscheinlich, daß etwas besseres nachkommen würde. Wenn ganz Rußland hofft (wörtlich!), daß ihm bald der Garaus gemacht werde, so ist es nicht, weil man davon sich eine Besserung der Zustände verspricht, sondern weil man doch irgend eine Genugtuung erleben will, wenn das Maß einer dieser . . . . voll ist. Ein Philantrop und Rechtsfreund wird aber so wenig je Minister des Innern unter dem Absolutismus werden, wie er das Bedürfnis hätte, Scharfrichter zu werden. Nur ein anderes System kann uns andere Männer bringen. Das Galgensystem verträgt nur Henkersknechte.“

## II.*)

Er ist gerichtet. Seine Ermordung schien in Rußland selbst so unausbleiblich, daß schon vor Monaten in durchaus nicht revolutionären Gesellschaften die Frage erörtert wurde, wer an seine Stelle treten werde, wenn ihn das Schicksal ereilt haben wird. Von einem Beamten des Ministeriums des Innern, einem direkten Untergebenen Plehwes, stammen die Worte: „Wenn Plehwe erschossen sein wird, tritt Witte an seine Stelle.“ Der russischen Atmosphäre entrückt, versteht man kaum die kalte Geschäftsmäßigkeit, mit der dort die Chancen besprochen wurden, ob ihn die ganze Armee von Polizisten, die er für sich aufbot, werde schützen können oder nicht. Man wußte, daß niemand vor sein Angesicht gelassen wurde, ohne durchsucht zu werden, und dennoch hegte niemand einen Zweifel an seiner Beseitigung. „Es gibt keinen Schutz für einen Menschen wie ihn!“ hieß es. Ein russischer Schriftsteller und Edelmann, der bei ihm in Audienz zu tun hatte, erzählte mir, wie die Durchsuchung an ihm vorgenommen wurde. Ein eleganter Oberlakai trat im Vorzimmer auf ihn zu und redete ihn mit Vor- und Vatersnamen an. „Der Minister wird sich freuen, Sie zu sehen. Sie sind aus einem guten Hause, ich habe Ihren Vater gekannt. Wie sollt' ich auch nicht, eine so feine russische Familie. Aber verzeihen Sie, Ihr Anzug ist ein wenig verschoben.

*) Am Tage der Ermordung Plehwes geschrieben.

Gestatten Sie, daß ich Ihre Weste richte. So. Und die Rockschöße. Sehr schön. Sofort wird seine hohe Exzellenz erscheinen.“ Solchen Prozeduren wurden Edelleute unterzogen. Und doch — gegen einen Haß von solcher Glut, einen täglich neu gereizten Haß der Besten des Landes, schützt keine Mauer von Polizisten und Lakaien. Ich zweifle nicht, daß auch jetzt keine Vorsichtsmaßregel verabsäumt wurde. Die Vergeltung aber fand ihren Weg.

Was war es, das den Haß einer ganzen Nation gegen einen einzelnen Mann in einem solchen Maße erregte? Ich glaube, nur sein Zynismus. Er war nicht besser und nicht schlechter als irgend ein anderes Mitglied der russischen Beamtenkamorra, die sich ja nach dem Prinzip der Auslese der Schlechtesten rekrutiert und achtbare Elemente unter sich nicht duldet. Aber er war der Zynischste von allen, ein Witzbold der Verruchtheit. Die Russen wissen, daß ihr „System“ kein Erbarmen kennt, daß ihre Beamtenklasse ihnen gegenübersteht wie eine Okkupationsarmee gegen die unterworfene Nation. Aber sie unterscheiden noch zwischen blind ergebenen Sklaven der Autokratie oder Fanatikern der Disziplin und den Virtuosen des Macchiavellismus, denen jede höllische Provokation zuzutrauen ist und die ihrer Opfer obendrein lachen wie der Sadist der Gepeinigten. Man wußte, daß Plehwe absolut frei war von Gesinnungen und darum verzieh man ihm am wenigsten seine Skrupellosigkeit. Man wußte, daß er im Machtgenuß schwelgte wie ein Emporkömmling in der Devotion der Knecht-

seelen, und die Nation ließ es sich nicht gefallen, daß sich an ihrem Blute ein Streber und Karrieremacher dauernd berauschen solle.

An ihrem Blute, das ist keine Übertreibung. Der Königsberger Schandprozeß hat ja zur rechten Zeit auch dem indolentesten Philister, der sich sonst geflissentlich die Ohren verstopft gegen die Verzweiflungsausbrüche eines zertretenen Volkes, einen Begriff beigebracht von den Praktiken des russischen Polizeiregimes. Das Ausknuten und Hinmorden junger Studenten und Studentinnen, die Abschlachtung ungefügiger Häftlinge, die Vernichtung zahlloser Familien sind nun gerichtsordnungsgemäß festgestellt als die alltäglichen Hilfsmittel jener Diktatur, die von Banditen im Amte über wehrlose Bürger verhängt ist. Es wird denn hoffentlich auch das leidige Jammern über die Unvernunft und Verworfenheit der Terroristen diesmal den Offiziösen im Halse stecken bleiben. Denn das muß jetzt selbst der böse Wille zugestehen, daß in Rußland nicht die Rede sein kann von einer gesetzlichen Ordnung und Obrigkeit und von Verbrechern, die sich gegen diese auflehnen, sondern von einem Kampf bis aufs Messer, einem wirklichen Krieg zwischen der Nation und der über sie verhängten Beamtenkamorra. Es kann auch im absoluten Staate Recht und Gesetz geben; aber was in Rußland heute zum Regime gehört, das ist eingeschworen auf Unmenschlichkeit und Willkür, und darum kann die Gegenwehr der Terroristen wohl verfehlt genannt werden, nicht aber verworfen. Dem Helden von

Kischenew gebührt nicht der Schutz der allgemeinen Menschlichkeit. Derselbe Übermut, der russische Kapitäne veranlaßt, neutrale Schiffe in den Grund zu bohren, derselbe Übermut fordert auch die Gegenwehr der Gequälten und Gefolterten heraus.

Die Mordtaten von Kischenew sind aber das mindeste, was das nicht vorhandene Gewissen des Ermordeten belastete; sie waren nur das Alarmierendste. Die konstante Regierungstätigkeit Plehwes war das Hauptübel. Wenn man ihn aus dem Wege räumen wollte, ohne die Hoffnung, daß aus der Kamorra ein Besserer hervorgehen und ihm nachfolgen könne, so war es, weil man ihm eine besondere Virtuosität nachsagte in der Einschüchterung des Zaren, der ja voll edler Impulse ist, aber dank Plehwes Polizeikünsten beständig vor Attentaten zittert, und der sich außerdem von ihm einreden ließ, der Weg der Reformen sei der sichere Weg zum Schaffot. Viel, sehr viel wird für Rußland davon abhängen, ob der Nachfolger, wenn nicht ein besserer, so doch ein einsichtigerer Mann sein wird; käme beispielsweise Witte ans Ruder, der eigene Ideen hat und den Mut, sie zu vertreten, so könnte für Rußland eine Epoche der Blüte beginnen. Aber es ist recht zweifelhaft, daß sich die Kamarilla schon geschlagen gibt. Wie man nach Finnland den Tamerlan-Obolenski geschickt hat, wird man es ja wohl auch in Petersburg wieder mit einem Scharfmacher versuchen.

Ich habe im übrigen dem Bilde Plehwes wenig hinzuzufügen. Vielleicht noch ein kleines Faktum.

Es wurden von den Landschaftsbehörden Berichte darüber verlangt, wie der Not der Landwirtschaft abzuhelfen sei. Für Herrn Plehwe war die Enquete nur eine Gelegenheit, Übelgesinnte kennen zu lernen. Diejenigen Adeligen und Gutsbesitzer, die aus ihren Herzen keine Mördergrube machten und ehrlich Reformen verlangten, wurden auf Befehl Plehwes verhaftet, obgleich die Berichte geheim waren und nie der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden. Solcher Stückchen versieht man sich doch nicht vom ersten besten Nachfolger. Vielleicht kommt einer, der doch weniger raffiniert ist. Auch das wäre schon ein Gewinn für die unglückliche russische Nation. An einem offenen Grabe ziemt es sonst, den menschlichen Empfindungen Raum zu lassen. Damit sie sich aber diesmal nicht verirren, gedenke man heute der Tausende, die auf Befehl des Ermordeten noch jetzt in den Einöden Sibiriens schmachten, und der Hunderte, die unter den Knutenhieben seiner Schergen schon verblutet sind.



# Elias Rjepin.

Wenn jemand behaupten würde, daß es in einer europäischen Hauptstadt einen großen Künstler gäbe, der von einer ganzen Nation als ihr unbestrittener Erster verehrt wird und den doch das große europäische Publikum kaum dem Namen nach kennt, so würde man wohl ungläubig den Kopf schütteln, weil so etwas in unserem Jahrhundert der Eisenbahnen und der Druckerschwärze unmöglich sei. Und doch wäre diese Behauptung buchstäblich richtig. Es gibt einen solchen allerersten, in einer Millionenstadt lebenden, von Millionen anerkannten Künstler, von dem selbst die Kunstgelehrten außerhalb Rußlands kaum das eine oder das andere Werk gesehen haben, und, um das Unbegreifliche voll zu machen, dieser Künstler ist nicht etwa erst seit einigen Jahren zu seinem Ruf in seiner Heimat gelangt, sondern er schafft schon seit dreißig Jahren Meisterwerk um Meisterwerk, ja sein erstes Bild ist schon auf der Wiener Weltausstellung von 1873 allgemein als ganz hervorragend anerkannt worden. Nichtsdestoweniger hat man den Namen des Meisters diesseits der Weichsel längst wieder vergessen, weil Rußland eine Welt für sich ist und sich vom übrigen Europa mit fast barbarischem Hochmut abschließt.

Rjepin ist heute sechzigjährig, steht in seiner Vollkraft und übt das Lehramt an der Petersburger Akademie aus. Er ist Künstler und Bekenner zugleich. Er ist mehr als das, er ist wie Leo Tolstoi ein Revolutionär, ein furchtbarer Ankläger gegen die zwei dämonischen Gewalten, die das Volk in ihrem Bann halten, die Kirche und den Despotismus. Und zur Ehre der russischen Dynastie muß man sagen: nie ist diesem anerkannt größten Künstler des Landes nahegelegt worden, sich der gemalten Kritik des herrschenden Systems zu enthalten und sich höfischer, dekorativer Kunst zu befleißigen. Seine sogenannten Nihilistenbilder, deren Reproduktion von der Polizei verboten worden ist, sind zum großen Teil im Besitz von Großfürsten, und trotz seiner unverhohlenen Gesinnung ist gerade ihm das größte Reichsratsgemälde übertragen worden, das den Kaiser inmitten aller seiner Räte darstellt. Die Zaren waren immer liberaler als ihre Minister. Nikolaus I. schätzte Gogols „Revisor“ über alles, und Nikolaus II. ist der größte Bewunderer Tolstois. So darf auch Rjepin malen, was und wie er will. Und wir werden sehen, er macht von dieser Möglichkeit den rechten Gebrauch. Er ist Russe und Nur-Russe. Als Zweiundzwanzigjähriger erhielt er mit seinem Werk „Die Auferweckung von Jairis Töchterlein“ einen akademischen Preis und ein mehrjähriges Reisestipendium. Aber noch vor Ablauf der festgesetzten, in Paris und Berlin verbrachten Zeit kehrte er nach Rußland zurück und schuf gleich im Jahre 1873 sein „Barlak“, die Barkenzieher, die auf der

Wiener Weltausstellung Aufsehen erregt haben. Die dreißig seitdem vergangenen Jahre haben dem Bilde nichts anhaben können.

Wenn wir nichts anderes von Rjepin hätten als diese Barkenzieher, wir müßten ihn schon als guten Meister bewundern. Man braucht nur die Füße dieses Dutzend ärmster Lohnsklaven anzusehen, um die nur dem sicheren Talent gegebene Fülle der Charakteristik anzustaunen. Wie sich das gegen den Boden stemmt und fast in den Stein eingräbt! Wie die Leiber vornübergelegt sind in den breiten Gurt, der die Leine hält. Was es für eine uralte, schwermütige Melodie sein mag, nach der diese Barfüßler im Takte stromaufwärts stampfen? Gorki hat in allen seinen Barfüßlergeschichten den uralten Jammer der Steppenkinder nicht ergreifender gemalt. Ein schwermütiges Bild bei allem Sonnenglanz, um so schwermütiger, als nirgends eine Tendenz vorwaltet.

Man könnte aber auch nicht sagen, daß Rjepin durch die Wahl ausschließlich trauriger Sujets, wenn nicht in das einzelne Bild, so doch in die ganze Folge seiner Werke eine Tendenz hineingebracht hätte. Das ist nicht der Fall. Es gibt wiederum nichts Übermütigeres, Zwerchfellerschütternderes, als sein großes Gemälde „Kosaken setzen eine humoristische Antwort auf einen Drohbrief Mahomets III. auf“. Besonders respektvoll kann diese Antwort nicht gewesen sein: das ist an dem sarkastischen Gesicht des intelligenten Schreibers, wie an der Wirkung zu erkennen, die sein Witz auf die martialische

Umgebung übt. Ein schnurrbärtiger Alter mit der weißen Lammfellmütze auf dem Kopf hält sich den dicken Bauch vor Lachen, ein anderer fällt fast auf den Rücken, so daß sein kahler Schädel schier aus der Leinwand herausspringt. Einer schnalzt mit den Fingern, ein zahnloser Alter feixt vor Vergnügen, ein dritter haut mit der geballten Faust seinem Nachbarn auf den feisten nackten Rücken, einer zieht das rechte Auge zusammen wie jemand, dem ein zweifelhafter Geruch in die Nase steigt, einer mit einer ganz großen Zahnlücke schreit laut auf, andere schmunzeln stillvergnügt über ihren qualmenden, kurzen Pfeifen. Das alles ist um einen kaum einen Meter breiten primitiven Holztisch gedrängt, zwanzig Gestalten in einem natürlichen Knäuel, kein Kopf den anderen deckend, und dabei bleibt der Ausblick noch frei in das weit im Sonnenschein und Staub flimmernde Lager, wo es noch wimmelt von Pferden und Menschen. Die Stimmung, die aus dem Bilde dem Beschauer entgegenschlägt, ist eine so überwältigende, daß man auch bei der bloßen Erinnerung sich nicht enthalten kann, in das breite Lachen dieser saftigen Naturmenschen mit einzustimmen. In der ganzen modernen Malerei ist kaum ein zweites Bild voll so robuster Lebensfreude.

Nicht düster, wie das traurige Lied der Barkenzieher, nicht strotzend vor Landknechtsübermut und Lebenskraft, wie das Kosakenlager, ein Stück des leidigen russischen Volkslebens, wie es ist und nur für den Betrachter, der tiefer denkt, ein trauriges document humain, ist die „Dorfprozession“ in der

Tretjakow-Galerie in Moskau, der reichsten Sammlung von Werken des Meisters. Zerlumpte Muschiks in Pelzen schleppen auf Stangen einen schweren Heiligenschrein, und hinter ihnen drängt die Dorfbevölkerung mit Fahnen und Kruzifixen. Ich erspare es mir, abermals zu wiederholen, wie malerisch das alles gesehen ist, von den Goldleisten des Heiligenschreins bis zum letzten Sonnenstäubchen der Dorfstraße. Die technische Meisterschaft ist bei Rjepin selbstverständlich. Uns fesselt bei dem Bilde wieder die ungeheure Konzentration der Stimmung. Wie gehört das alles zusammen, der berittene Gensdarm, der mit der Knute erbarmungslos hineinprügelt in das Bauernpack, damit es der Geistlichkeit und einer löblichen Ortsobrigkeit Raum mache, der halbblöde, schmierige Küster, der wohlgenährte, bärtige Pope, die Masse der Verwahrlosten, der Krüppel und Bresthaften, der vertierten Bauern, die alten Weiber. Ein langer Zug von Dummheit, Brutalität, Autoritätsdünkel, Ignoranz, ein Kapitel aus der Macht der Finsternis, das Kruzifix mißbraucht zum Hilfsrequisit der Knute, ein Symbol des russischen Regimes, wie es kein Volksredner leidenschaftlicher brandmarken könnte, und doch nur ein Bild von der Straße, das dem Moskauer Kaufmann, der es bei seinem Sonntagsgang in das Museum betrachten mag, kaum auffallen wird, so frei ist es von „Tendenz“.

Dann wieder aus anderer Sphäre ein Werk, eine Tragödie von Shakespearischer Gewalt, ein Gemälde rot in rot. Iwan, der Schreckliche, hält seinen Sohn in den Armen, den er eben selbst mit seinem

schweren Stock erschlagen hat. Es ist ein grausenerregendes Bild, von dem man sich zehnmal weg-wendet, weil man den Jammer nicht mehr ertragen kann, und zu dem man doch immer wieder zurück-kehrt, so groß ist es gedacht, so wunderbar ist es geschaut, so unvergleichlich ist es gemalt. Den Wahnsinnigen, den ein Volk von Sklaven als seinen Herrscher duldet, hat endlich die Nemesis ereilt, und wie er da auf dem Boden kauert, den Körper des sterbenden Sohnes in den Armen, ist er wahrlich nur noch ein Gegenstand des Mitleids. Er will das Blut zurückhalten, das aus der klaffenden Schläfenwunde auf den roten Teppich rinnt. Er küßt das Haar, auf das vor einer Minute seine Keule niedergesaust war. Aus seinen entsetzten Augen brechen die Tränen hervor, die noch schrecklicher fließen, weil über das Antlitz des sterbenden Sohnes bei der letzten und vielleicht ersten Liebkosung des fürchterlichen Vaters ein Lächeln des Glückes huscht. Diesen Sohn hat er erschlagen! Nichts kann ihn retten! Nichts vermag er, der Zar von Moskau, der Herr des Kreml. Er reißt den Sohn an sich, an seine Brust, an seinen Mund. Was hat er getan in seinem Zorn, dessen er so oft sich gefreut, wenn er andere traf, die ihm minder nahe standen, und für den ihn die Schranzen so oft gelobt, weil ein Zar hart sein muß, ein furchtbarer und unerbittlicher Herr!

Wenn dies Bild in den Fürstenzimmern hinge, würde nie wieder ein Todesurteil unterzeichnet werden ...

Noch ein anderes gräßliches Bild zeigt, daß der Künstler, wie alle die großen, vor keinem Affekt zurückscheut, sich jedem gewachsen fühlt. Es stellt Sophie, die Schwester Peters des Großen, dar, die im Kerker mit ansehen muß, wie ihre getreuen Strelitzen vor ihrem Fenster aufgehängt werden. Es war das eine brüderliche Aufmerksamkeit, die der Zar ihr erwies. Die Ähnlichkeit der Fürstin mit ihrem Bruder ist frappant, schrecklich aber der Ausdruck des vor Schmerz, Zorn und Schreck ganz erstarrten, grüngelb gewordenen Angesichts. Es ist aber auch charakteristisch für den Meister, daß ihn aus dem Leben des großen Zaren gerade diese Episode zur Darstellung reizte.

Man muß überhaupt wohl sagen, für einen kaiserlichen Akademieprofessor ist die Wahl seiner historischen Stoffe kurios genug. Gutgesinntheit verrät sie gerade nicht.

Ich kann und will hier nicht alle die Früchte eines dreißigjährigen Künstlerfleißes einzeln nennen und schildern. Eine Vorstellung von der Schönheit der Werke kann man mit Worten ja ohnehin kaum geben. Eines aber kann mit der Schilderung seiner hervorragendsten Gemälde doch erreicht werden: Die Widerlegung jener albernen These, daß Künstler und Kunstwerk nur dann bedeutend sein könnten, wenn sie sich um ihrer Mitmenschen Freud und Leid absolut nicht kümmern und lediglich der Lösung artistischer Probleme dienen. Die l'art pour l'art-Doktrin hat keinen entschiedeneren Gegner als die größten Künstler unserer Zeit, und unter ihnen

auch Rjepin. Er läßt sie nur insoweit gelten, als jeder Künstler nur mit den Mitteln seiner speziellen Kunst zu wirken suchen müsse; das aber akzeptiert er nicht, daß es für die Größe eines Künstlers gleichgültig sei, ob er den Inhalt einer großen, reichen und tiefen oder nur den einer banalen Seele dem Empfangenden mitteile. Nur ein großer, das ist ein warmherziger, aufrichtiger und tapferer Mensch kann nach ihm ein großer Künstler sein, und als dieses Menschen erste Pflicht erachtet er es, am Leben seiner Mitmenschen teilzunehmen, im Ärmsten noch den Menschen zu achten, und den Ruf nach Freiheit und Menschlichkeit, solange er von den Mächtigen nicht erhört ist, mit aller Kraft zu verstärken. Ganz lächerlich wird, an ihm betrachtet, die These, daß Teilnahme am Ringen und Wehen der Zeit die Künstlerschaft beeinträchtigen müsse. Bei ihm ist das Gegenteil der Fall. Ihm hat sie eine Fülle seiner ergreifendsten Sujets geliefert, so auch den Duell- und Nihilistenzyklus.

Den Duellzyklus, der in einem packenden Bilde vom Schmerze des reuigen Siegers gipfelt, übergehe ich; interessanter, russischer ist für uns der Nihilistenzyklus. Nihilist ist übrigens ein abscheuliches Wort für die edlen jungen Männer und Frauen, die mit Einsetzung ihres Lebens hinausgehen ins Volk, ihm die Erlösung zu bringen von seinen ärgsten Feinden, der Unwissenheit und Unsittlichkeit. Nihilisten sind die Regierenden in Rußland, die auch vor Mordtaten nicht zurückschrecken, wenn sie dem System dienen, die Zyniker mit dem Wahl-

spruch après nous le déluge; nicht aber diese edelherzigen Schwärmer, die den Kampf aufnehmen mit dem allmächtigen, heiligen Synod und der nicht minder mächtigen, heiligen Knute.

Zur Zeit, da die ganze „gutgesinnte" russische Gesellschaft sich empört von der Jugend abwandte, weil einige Exaltados durch die Propaganda der Tat rascher zum Ziel zu kommen wähnten, als durch die ebenso gefährliche schwere Arbeit im Volk, hat Rjepin seinen Zyklus gemalt, der es fast begreiflich erscheinen läßt, daß unter den jungen Leuten einige zur Mordwaffe griffen. Wer kennt nicht aus den russischen Romanen jene nächtlichen Konventikel des jungen Volks, das bei dampfendem Samowar die halben Nächte hindurch in Debatten über die Befreiung des Volkes und den Kampf gegen die Despotie schwelgt, in jenen Debatten, bei denen so gar nichts herauskommt, als ein schwerer Kopf und ein unbeholfener Wille zur Selbstaufopferung? Mit einer solchen Debatte beginnt der Zyklus. Studenten und Studentinnen sind beisammen, lauter unverkennbare Russen, slavische Typen, die Studentinnen mit kurzgeschnittenem, die Studenten eher mit langem Haupthaar, meist bärtig. Sie lauschen eben im rauchigen, von der Lampe kaum erhellten Zimmer einem feurigen, jungen Redner. Wir finden denselben jungen Mann auf dem zweiten Bilde als Dorfschullehrer wieder. Er ist in's Volk gegangen. Auf einem der folgenden ist er schon denunziert, die Polizei untersucht seine Bücher und findet verbotene Schriften. Der Polizeispitzel und Denunziant, der

triumphierend das Päckchen hervorzieht, ist bis in die ausgestreckte Fingerspitze hinein charakterisiert als der Gentleman, der er ist. Auf einem weiteren Bilde erblickt man den jungen Märtyrer schon zwischen den Gensdarmen auf dem Wege nach Sibirien, und auf dem letzten kommt er nach Hause zurück, gealtert, gebrochen, und wird von den Seinigen, die er in der einfachen Stube überrascht, kaum erkannt. Man sieht diesen Zyklus in den Skizzen der Tretjakowgalerie, in Nachbildungen bei einzelnen Privatleuten, hochgestellten Personen, die schließlich doch nichts von der Polizei zu befürchten haben, und man wird an das Wort erinnert, das man in Rußland so oft hört: „Uns regieren die Schurken, und unsere Braven schmachten in den Kerkern.“ Der Nihilist trägt die Züge Dostojewskis, der in Sibirien soweit gebrochen wurde, daß er nach seiner Rückkehr dem Zaren dankte für die wohlverdiente Strafe und ein Mystiker und Reaktionär geworden ist. Auf einem anderen Bilde soll ein junger Nihilist vor seinem letzten Gange zum Schafott vom Popen mit den Tröstungen der Religion versehen werden; er weist den Geistlichen zurück.

Alle diese Bilder sind ganz schlicht im Vortrag. Die ärmlichen Interieurs, die durchgeistigten Gesichter der edlen Schwärmer, die brutalen und stupiden der Obrigkeit sprechen deutlich genug für sich, und es bedarf keiner theatralischen Effekte der Komposition, um dem Beschauer die nötige Stimmung mitzuteilen. Es wirkt im Gegenteil gerade

die Diskretion in diesen Bildern, die fast Uhdesche Schlichtheit. Aber die „Stützen der Ordnung“ werden ihm schwerlich dankbar sein für diese Werke, die auf Generationen hinaus den Haß gegen das System bei allen besser veranlagten jungen Menschen erwecken müssen . . . Nun, die Reproduktion ist ja untersagt.

Dafür gehen die Zeichnungen zu Hunderttausenden ins Volk, die Rjepin für die russische Volksbücherei angefertigt hat. Das ist ein von Leo Tolstoi mit Hilfe von Philantropen ins Leben gerufenes Unternehmen zur Bekämpfung schlechter Volksliteratur. Es steht unter der Leitung des trefflichen Gorbunow in Moskau. Jährlich werden an zwei Millionen Bücher zum Preise von 1—20 Kopeken ins Volk geworfen. Man kann sich denken, daß die Männer des Tolstoischen Vertrauens keine Barbarei protegieren. Die ersten Künstler aber liefern Titelblattzeichnungen und unter ihnen auch Rjepin, der feurige Tolstoianer. Rjepins Verehrung für den großen Poeten der russischen Erde tritt auch in seinen zahlreichen Tolstoibildern zutage. Er hat den Heiligen von Jasnaja Poljana wohl ein dutzendmal porträtiert, am Arbeitstisch, im Park nach dem Bade unter einem Baume liegend und lesend, oder als Kneippianer barfuß, oder mit wehendem Barte, hinter dem Pfluge einherschreitend, die Egge in der kraftvollen Hand. Es sind lauter meisterhafte Porträts, und insbesondere strahlen sie die unendliche Güte wieder, die aus den blauen Dichteraugen leuchtet, Augen, die der nie wieder ver-

gessen kann, auf dem ihr milder Schein je geruht.

Am meisten beschäftigt die öffentliche Meinung Rußlands ein letztes Bild, das zu deuten genug gibt. Zwei junge Leute, ein Student in der russischen Studentenuniform und eine junge Dame in Hut und Muff schreiten Hand in Hand von einer Scholle aus in das tobende Meer hinein. Was soll es bedeuten? Die jauchzenden, jungen Gesichter, die weitausgespannten Arme des Studenten schließen Selbstmordgedanken aus. Man wollte eine Illustration zu dem russischen Worte darin sehen: „Dem Mutigen ist das Meer nur knietief.“ Dann wäre der Sinn aber: „Nur Mut, ihr jungen Leute, scheut den Kampf nicht, das Meer ist für euch nur knietief.“ Man kann aber auch lesen: „Unsinnige, was wagt ihr? Seht ihr denn nicht, daß es das furchtbare, unerbittliche Meer ist, in das ihr hineinschreitet?“ Dann wäre es eine Warnung an die Adresse der russischen Jugend, die durch und durch revolutionär gestimmt ist und alles an alles wagen möchte. Soviel ist gewiß, der größte Maler Rußlands und einer der besten der Gegenwart, ist auf der Seite der Jugend und mit seinem Herzen bei ihr, wenn er auch, wie so manche andere, am Erfolge ihrer heroischen Selbstaufopferung zweifeln mag. Gegen dieses Meer von Unwissenheit und Knechteselend kommt hochherziger Jugendmut nicht auf. So groß und unermeßlich die russische Nation ist, ihrem Staate kann nicht geholfen werden. Er muß und wird in sich selbst zusammenbrechen, und dann wird auch die

Stunde der Erlösung schlagen für alle die Edlen und Armen, denen ein Rjepin, ein Leo Tolstoi ihre unvergleichlich großen Werke widmeten. Vielleicht ist diese Stunde näher, als man ahnt. Die russische Erde bebt schon unter den Märzstürmen, die jedem Frühling vorangehen.





# Die Judennot.

Die brutalen Judenverfolgungen unter Plehwe haben außer namenlosen Leiden den Juden doch auch einen nicht zu unterschätzenden Vorteil gebracht: die gesamte öffentliche Meinung Rußlands ist judenfreundlich geworden. Es ist mir bei meinen Unterredungen mit zahlreichen Bewohnern der russischen Hauptstädte aus allen Schichten der Bevölkerung nur ein einziges Mal passiert, daß ich ein Wort übler Gesinnung gegen die Juden gehört habe. Der dieses sprach, war ein in den Krieg ziehender Kosakenoberst, der mir treuherzig versicherte, die Engländer seien schlimme Leute-Juden! „Engländer-Jud". Sonst hat sich jedermann dagegen verwahrt, daß man die Russen für Judenfeinde halten könne. Die Juden sind Opfer der mörderischen russischen Politik, wie die Polen, die Ruthenen und die Liberalen; das war die allgemeine Auffassung, die ich zu hören bekam, und die naturgemäße Konsequenz dieser Auffassung ist, daß den Juden die Sympathien aller Oppositionellen gehören. Während die Offiziösen sich in bewußt unwahren Beschuldigungen der Juden ergehen, nimmt das ganze nichtoffiziöse Rußland für die Verfolgten Partei. Es ist ungefähr der Zustand, wie er im Westen vor der Emanzipation

der Juden existiert hatte, als die liberale Doktrin den Philosemitismus geradezu diktierte; nur daß in Rußland ein Volksantisemitismus überhaupt nicht existiert, so daß nach einer etwaigen Emanzipation während der voraussichtlichen Assimilationskrise eine antisemitische Reaktion, wie sie der Westen erlebt hat, kaum zu befürchten wäre. Eine einzige Schicht gefällt sich unter der fortwährenden Hetzarbeit der Nowoje Wremja und ihrer Sprößlinge in einigem Antisemitismus. Das ist die Schicht der wegen ihrer Unredlichkeit bekannten Kleinkaufleute, die dafür dankbar sind, daß man ihnen die jüdische Konkurrenz vom Leibe hält. Im übrigen wünscht ganz Rußland die Aufhebung der die Juden beschränkenden Gesetze.

Den Fremden versucht die Regierung natürlich einzureden, daß eine Entlassung der Juden aus ihrem Pferche gleichbedeutend wäre mit der Verjudung und dem Ruin von ganz Rußland. Diese Behauptung wird wider besseres Wissen aufgestellt. Eine Denkschrift über die Juden, die im Jahre 1884 für das Ministerium des Innern geschrieben und veröffentlicht wurde, wie das Werk von Stanislaus Brioch „Die Judenfrage in Rußland“ weisen schon statistisch nach, daß der größte Prozentsatz der dem Bettel verfallenen Muschiks auf die judenreinen Gouvernements Moskau, Tula, Orel und Kursk komme; daß der bäuerliche Wohlstand in den Gebieten des Pferchs unvergleichlich höher sei, als in den den Juden verbotenen Ländern. Die Steuerrückstände sind in den judenreinen Gouverne-

ments dreimal so hoch als im Pferch; dafür sind aber in diesem die von den Bauern mit Hilfe der bäuerlichen Banken erworbenen Ländereien weit größer als in jenen. Die Wucherer, die den Bauern Geld zu 300—2000 Prozent vorschießen, sind ausnahmslos Christen, und die Behauptung, daß die Juden das Volk dem Alkohol zuführen, steht moralisch etwa auf der gleichen Höhe wie die, daß man keine Juden Landwirtschaft betreiben sehe, wo ihnen der Aufenthalt auf dem flachen Lande verboten ist. Natürlich sind die Juden da Branntweinschänker, wo ihnen dieser Erwerb erlaubt ist. Aber daß sie nicht jeden andern diesem vorziehen würden, kann niemand glauben, der weiß, wie sehr gerade die Juden die Trunkenheit verabscheuen und mit welchen Gefahren für sie gerade der Handel mit diesem den Menschen vertierenden Gift verknüpft ist.

Das sind auch alles nur faule Ausreden zur Beschönigung der Ausrottungspolitik gegen die Juden, die in Wahrheit ganz andere Ursachen hat. Drei Gründe hat man mir angeführt, deren jeder einzelne genügt, die armen Juden in dem großen Kerkerstaat in eine besonders üble Lage zu bringen, aber auch das Regime in seiner ganzen für Westeuropäer fast unverständlichen Verworfenheit zu kennzeichnen.

Der erste ist der große Einfluß der reichen russischen Wucherer auf die Behörden. Wenn Shylock dem fürstlichen Kaufherrn aus Venedig zürnt, weil er Geld ohne Zins borgt, so ist die Rolle der Konfessionen in Rußland umgekehrt. Auch der Jude

wuchert, wo er kann — ein Schelm, der sich bei der gewollten Demoralisation des Pferches darüber wundert! — aber er hält sich im Vergleich zu seinen russischen Kollegen in den bescheidenen Grenzen, zu denen ihn seine Lage zwingt. Es muß ihm lieber sein, den Schuldner zahlungsfähig zu erhalten, als ihn von seinem Hab und Gut zu drängen, das er, der Jude, ja ohnehin nicht erstehen kann. Der russische Wucherer aber braucht kein Erbarmen zu kennen, weil er seinem Opfer gelassen den Acker wegnimmt und entweder verpachtet oder mit Nutzen wieder verkauft oder auch seinem eigenen Grund und Boden zufügt. Denn ein großer Teil der russischen Wucherer gehört der Gilde der Dorfwucherer an. Diese Leute beeinflussen mit ihrem Gelde die subalternen Behörden; die großen Spekulanten aber, die Wuchermillionäre von Moskau und Petersburg, die gleichfalls die billiger arbeitende jüdische Konkurrenz zu befürchten hätten, sind mächtig genug, auch Senatoren und Minister nach ihren Wünschen zu beeinflussen. So ist der russische Wucherer der erste Ankläger und Feind der Juden.

Der zweite, mächtigere ist der Geist Pobjedonoszews, des Fanatikers der Uniformität. Dieser juristisch-theologische Scholastiker ist zu dürr an geistigem Vermögen, um eine Staatskonzeption zu bewältigen, die irgend einer konfessionellen oder nationalen Mannigfaltigkeit der Reichsbewohner Rechnung trüge. Vor allem aber würde jegliche Toleranz die drei Grundpfeiler untergraben, auf denen seiner Auffassung nach das russische Reich

einzig ruhen kann: Autokratie, Orthodoxie, Russentum. Zur Konservierung dieses asiatisch-einheitlichen absolutistischen Regimes oder besser gesagt der Allmacht der Popokratie ist es aber vor allem nötig, das Volk in absoluter Unterwürfigkeit zu erhalten, und dies wiederum ist nur ausführbar, wenn ihm jede Möglichkeit, anderes als seinen eigenen Zustand kennen zu lernen, verschlossen bleibt. So wenig man in einer Kaserne jemanden dulden möchte, der den Geist blinden Gehorsams durch die Neigung zum „Räsonnieren" gefährdet, so wenig will man in dem großen russischen Staatskörper Menschen haben, die den Gefangenen auf den Gedanken bringen könnten, ob er denn unbedingt ein Gefangener sein müsse. Solcher Gedanken aber sind vor allem die kritisch veranlagten Juden verdächtig. Ihre Kriminalität ist zwar die geringste, sie sind die pünktlichsten Steuerzahler und auch sonst in der ganzen Welt die gehorsamsten Staatsbürger. Aber sie sind, der Himmel weiß woher, vielleicht von ihrer talmudisch-dialektischen Beschäftigung her, vielleicht auch, weil sie als Parias wenig Grund haben, von der herrschenden Ordnung begeistert zu sein, unerbittlich klügelnde Kritiker alles Bestehenden, und so könnten sie gar zu leicht Verwirrung in die naiven Gemüter der russischen Untertanenschaft bringen. Das ist der Hauptgrund, warum man sie mit einem Pestkordon umgibt. Natürlich ist die väterliche Fürsorge der russischen Regierung nicht viel weiser, als die Überzeugung so mancher Mütter von dem unerschütterlichen Storchglauben

ihrer Kinder. Auch ganz ohne jüdische Kritik beginnt der russische Bauer unter dem nie rastenden Schwunge der Hungerpeitsche zu denken und zu grollen, und wenn sich seine oppositionelle Gesinnung auch zunächst in der spezifisch russischen Form der religiösen Sektenbildung ausdrückt, so bedeutet doch jeder Sektierer mehr einen Abtrünnigen mehr vom Pobjedonoszewschen Ideal des russischen Untertanen. Auf die Sektenbildung aber haben die Juden natürlich gar keinen Einfluß.

Die dritte Ursache der Judenverfolgungen ist im teuflischen Gehirne Plehwes zu suchen, der dem humanen Zaren und vielleicht mehr noch der westeuropäisch denkenden Zarin den Nachweis liefern wollte, daß es ohne die Juden in Rußland überhaupt keine Opposition gäbe und zu dem Zweck die Juden nicht nur genauer in den Registern der Polizei führen ließ, wenn sie sich irgend ein anderes politisches Vergehen als die Teilnahme an einer verbotenen Versammlung zuschulden kommen lassen, sondern sie auch direkt provozierte, um sie in die Reihen der Revolutionäre zu treiben und diese damit zu kompromittieren. In Ungarn und Böhmen hat man Ritualmordaffären inszeniert, um den Juden einen Denkzettel zu geben und sie nationaler, d. i. magyarischer oder tschechischer gesinnt zu machen, da sie ärgerlicherweise deutsch bleiben wollten. In Rußland aber treibt man sie in's Lager der Revolution, um sie dann ausrotten und dieser verdächtigen zu können. Und trotzdem wagen es noch immer Gouverneure, die sonst gerne den

von oben gegebenen Direktiven willfahren, für die Juden gegen die von oben angeordneten Maßregelungen einzutreten, wie beispielsweise Fürst Urussow, der Gouverneur von Beßarabien, dem es zu verdanken ist, wenn trotz aller Bemühungen des Plehwegünstlings Kruschewan in Kischenew nicht neuerlich Pöbelausschreitungen gegen die Juden vorgekommen sind.

Als persönliche, aber darum nicht minder wirksame Ursache der Judenverfolgungen muß noch der Judenhaß der Zarenmutter und des Großfürsten Sergius, Generalgouverneurs von Moskau, erwähnt werden. Bruder und Gattin Alexanders III. konservieren dessen Gesinnungen. Insbesondere dem Großfürsten Sergius wird das Schlimmste nachgesagt. Diesem unglücklichen und bornierten Menschen sei von schuldbewußten Leuten eingeredet worden, jüdische Lieferanten hätten die Niederlage der Russen im türkischen Krieg verschuldet, und so schwer etwas in seinen Kopf hineinginge, so schwer ginge es auch wieder hinaus. Die Neigung, Menschen zu quälen, sei bei ihm pathologisch. Am leichtesten aber könne er sie an den wehrlosen Juden befriedigen.

Ein letzter Grund der Judendrangsalierungen, der von manchen als der wichtigste betrachtet wird, ist die sichere Rente, die für jeden gewissenlosen Beamten die Judengesetzgebung bedeutet. Die meisten der gegen die Juden gerichteten Gesetze sind überhaupt nicht durchführbar oder werden doch nur in ganz mangelhafter Weise durchgeführt dank

der Bestechlichkeit der russischen Beamtenschaft. *Der Absolutismus gemildert durch Korruption,* auf die Situation der Juden paßt dies bittere Wort am besten. Aber was ihnen die Lage einigermaßen erleichtert, erschwert sie ihnen auf der andern wieder, und es ist recht die Frage, ob das Loskaufsgeld der einen Generation nicht zum Einkaufsgeld für die andere wird. Die russische Beamtenschaft will auf die Bestechungs- und Erpressungsgelder nicht verzichten, und so verhindert sie jede gesetzgeberische Verfügung zugunsten der Juden. Diese schlecht bezahlten, wohl gefürchteten, aber doch mißachteten Beamten auf der schiefen Ebene ihres schlechten Gewissens sind in anderer Weise ebensolche Opfer des Systems wie die Juden. Menschen sind wir alle, ob Christ ob Jude, und unter der Wirkung des depravierendsten aller Regime kann weder der eine noch der andere auf die Dauer sich rein erhalten.

Das ärgste, was den Juden zugefügt wird, ist aber nicht, wie man glauben könnte, ein gelegentlicher „Progrom“, bei dem zur Entrüstung der ganzen gesitteten Menschheit wehrlose Menschen auf obrigkeitlichen Befehl erschlagen und ausgeplündert werden. Das ärgste ist die Einsperrung in bestimmte Zonen und in bestimmte Berufe. Das ist systematischer Massenmord, bewußte Vernichtungs- und Ausrottungspolitik. Wenn das Ghettoelend dank der strengen Enthaltsamkeit der Juden auch noch nicht vermocht hat, sie in der Weise hinzuschlachten, wie in den Hungergouvernements

die durch Alkoholgenuß geschwächte Bauernschaft hinstirbt, so ist doch die moralische Wirkung eine entsetzliche. Selbst die eiserne jüdische Familiensittlichkeit kommt in den westlichen Gouvernements ins Wanken und Jüdinnen stellen einen erklecklichen Prozentsatz zur Prostitution. Erfahrungsgemäß ist die sexuelle Depravation der Anfang jeder anderen. Und mit der einen, die in die Prostitution versinkt, ist es gewöhnlich nicht getan. Es lockern sich im weitern Umkreis eines solchen moralisch defekten Individuums die sittlichen Begriffe. Familien lösen sich auf, oder Unkeuschheit dringt in sie ein. Die ganze Weltanschauung wird eine andere, wo die Keuschheit der Frauen zum Handelsartikel oder ein Objekt ironischer Skepsis geworden ist. Im Vergleiche zu ihrer Umgebung sind auch diese Juden noch immer keusch zu nennen, denn es ist doch nur die Barbarei des Ostens, die auf sie abfärbt. Aber es ist doch ungeheuerlich, daß in christlichen Staaten die schon einmal errungene sexuelle Sittlichkeit eines Volksbestandteils in Gefahr kommen mußte, nur weil es eine böswillige Politik so will. Jüdische und germanische Sittenreinheit haben die Welt aus der tiefen Verkommenheit der Spätantike gerettet. Nun zerstört christliche Staatsweisheit einen Teil dieses eisernen Bestands der Menschheit an sittlichen Errungenschaften.

Es ist selbstverständlich, daß, wer nur immer es vermag, sich aus dem Elend des Ghettos zu retten versucht. Einige schmale Pförtchen hat ja auch die russische Gesetzgebung offen gelassen, und

durch diese quetschen sich strebsame Juden mit dem Aufgebote aller Kraft und — Schlauheit. Da entwickelt sich nun ein Kampf zwischen Brutalität und Pfiffigkeit, der auch der Komik nicht entbehrt. Die judenfeindlichen Behörden suchen natürlich zu verhindern, daß allzu viele Juden dem Ghetto entrinnen und sich in Städten ansiedeln, die man möglichst judenrein erhalten möchte; die Juden aber versuchen immer wieder, die Verbote und rechtswidrig ausgelegten Verordnungen zu umgehen und sich dort einzunisten, wo ihnen die Möglichkeit eines Erwerbes gegeben ist. Solche Städte sind beispielsweise Petersburg und Moskau. Es streift auch an's Tragische, welchen Martern sich Juden und Jüdinnen unterziehen, um das Aufenthaltsrecht in diesen Städten zu erlangen. Studieren darf eine nicht zuständige Jüdin dort nicht, wohl aber als Prostituierte dort wohnen. So hat sich ein junges, unschuldiges Mädchen, um die Universität in Petersburg besuchen zu können, als Prostituierte einschreiben lassen wollen, ohne zu ahnen, welchen Förmlichkeiten sie sich dabei zu unterziehen habe. Bei der ärztlichen Untersuchung wurde aber der Sachverhalt sofort durchschaut und das junge Mädchen wegen versuchter Irreführung der Behörden bestraft und abgeschoben. Ein bekannter Orientalist, ein siebzigjähriger Greis, hatte Geschäfte in Moskau zu erledigen; es gelang ihm aber nicht, vor Nacht damit fertig zu werden. Kein Hotel hätte ihn aufgenommen, keinen seiner Freunde durfte er in Gefahr bringen, denn wenn bei den öfteren nächt-

lichen Streifungen in einer jüdischen Wohnung ein jüdischer Gast ohne Paß erwischt wird, so verliert der Ansässige die Aufenthaltsberechtigung. In seiner Not fragte der Alte einen Bahnbediensteten, wo er denn die eisige Nacht verbringen könne. Da gab ihm dieser den guten Rat, die einzige Stätte aufzusuchen, wo man ohne Paß ein Zimmer nehmen und übernachten dürfe — ein Bordell. Und so mußte der siebzigjährige Mann, um nicht zu erfrieren, die Nacht mit einer betrunkenen Dirne in einem Zimmer weilen, wo er, auf einem Stuhle sitzend, bis zum Morgen im Gebete verharrte. Der mir diese Geschichte mitteilte, war ein russischer Schriftsteller von edlem, weit gekanntem Namen.

Wer fünf Jahre in einer Gemeinde des Pferchs die Steuern erster Gilde gezahlt hat, erhält die Erlaubnis, den Pferch zu verlassen und sich anderwärts anzusiedeln. Aber er muß für jedes einzelne Glied seiner Familie unter den schwierigsten Formalitäten die gleiche Erlaubnis erlangen; wehe ihm, wenn ihm nun ein Kind nachgeboren wird! Dies hat keinerlei Zuständigkeit und es kann dem Vater wohl geschehen, daß er zurück muß in den Pferch, weil die Tendenz der Gesetzgebung nicht ist, Recht zu sichern, sondern die Juden in den Pferch zu bannen. Ein jüdischer Kaufmann erster Gilde in Moskau ersucht um das Recht, ein solches Kind in die Schule zu schicken. Die Aufnahme wird ihm verweigert, weil es nicht die nötigen Papiere besitzt. Der Vater appelliert an den Reichsrat in Petersburg und ersucht bis zur Fällung des dortigen

Urteils um die provisorische Zulassung seines Kindes zum Schulunterricht. Aber Justizminister Ehren-Murawieff legt Verwahrung dagegen ein, und so muß der Vater sich entweder Privatlehrer halten oder das Kind ohne Schulunterricht aufwachsen lassen.

Wer als Gehilfe bei einem Dentisten gearbeitet und dort ein Zeugnis erlangt hat, darf sich ein Atelier eröffnen, für das nur die Vorschrift besteht, daß es gut eingerichtet sei und niemand darinnen schlafe. Diese Erleichterung ist gewährt mit Rücksicht darauf, daß es in Rußland an Zahnärzten und Zahntechnikern sehr fehlt. Nun kommt ein jüdischer Dentist zum Advokaten und klagt ihm, er habe sein Atelier eingerichtet und bei der Polizei sein Gesuch eingereicht, praktizieren zu dürfen. Die Polizei ließ sich erst drei Monate Zeit, kommt dann und erklärt, da er drei Monate lang sein Metier nicht ausgeübt habe, müsse er sofort Moskau den Rücken kehren! Er mußte sofort seine Wohnung verlassen und die ganze Nacht umherirren, weil er nirgends Unterkunft fand!

Eine andere jüdische Dentistin wollte ihr Examen machen; man verlangte von ihr ein Zeugnis ihrer politischen Unbescholtenheit. Als sie um dieses ansuchte, verweigerte man es ihr, da sie kein Wohnrecht habe, also auch kein Zeugnis verlangen könne!

Diesen Kniffen der Behörde werden Kniffe der Juden entgegengesetzt, die für ein Dentistenzeugnis zahlen, sich ein Atelier einrichten und dann Handel

mit Bettfedern oder Kattun betreiben. Dem Polizeimeister, der zu konstatieren wünscht, ob das Dentistengewerbe auch wirklich ausgeübt werde, reibt man die Hände mit Rubelnoten ein. In jüngster Zeit haben die Juden auch die Modalität gefunden, ohne die Taufe, die sie scheuen, sich Christen nennen zu dürfen. Freundliche Popen, die für einen Taufschein gar nichts, aber für eine schriftliche Erklärung, daß X. Y. ein orthodoxer Christ sei, schweres Geld erhalten, stellen solche Erklärungen aus, der ungetaufte Hebräer kommt als orthodoxer Christ nach Großrußland und macht Geschäfte, während der hilfreiche Pope von ihm eine kleine Rente bezieht.

Überhaupt — nur zahlen muß er können, der Jude, dann geht es ihm gar nicht schlecht in Rußland, wo, wie gesagt, der Volksantisemitismus gar nicht existiert, und die natürliche Gutmütigkeit der Menschen, ihr herzliches, zutunliches, höfliches Wesen das Leben sehr erleichtert! Aber wehe dem Armen, der nicht auf Schritt und Tritt zahlen kann! Wehe dem Strebsamen, der sein Los verbessern will, und wehe dem Rechtliebenden, der für seine Rechte oder gar für das öffentliche Wohl zu kämpfen sich erfrecht! Es steht unter dem Ausnahmegesetz für Juden, daß ihn jeder ungestraft treten und beleidigen darf, er ist unter den unglücklichen Untertanen des Zaren der unglücklichste. Seine Intelligenz, sein Rechtsgefühl sind Verbrechen gegen die heilige Ordnung, die Dummheit und Gehorsam verlangt, und so geschieht das geradezu Unbegreifliche, daß ein großes Reich aus Mangel an wirtschaftlichen

Intelligenzen dem unvermeidlichen wirtschaftlichen Bankrott zusteuert, während es fünf Millionen geborene Unternehmer besitzt, die in einem Menschenalter Rußland auch in eine wirtschaftliche Großmacht verwandeln könnten!





# Zur Judenfrage.

Der Besuch Rußlands bietet Gelegenheit zu einem äußerst interessanten Studium. Man kann in rascher Reihenfolge Städte mit einer fast ganz oder zur Hälfte oder doch zu einem starken Prozentsatz jüdischen Bevölkerung und dann solche kennen lernen, in denen den Juden der Aufenthalt fast verboten ist, die also — im antisemitischen Jargon zu reden — fast judenrein sind. Im Westen gibt es weder das eine noch das andere. Es müßte mit sonderbaren Dingen zugehen, wenn solche ethnologische Unika dem aufmerksamen Beobachter nicht Aufschlüsse erteilen würden, die er anderwärts vergebens sucht. Und in der Tat ist mir in den judenreinen Städten eine Erkenntnis aufgegangen, die ich des Mitteilens wohl für wert halte: das Judenproblem ist nichts als ein relatives Übervölkerungsproblem, die Juden werden unerträglich nur da, wo sie sich selbst Konkurrenz zu machen gezwungen sind.

Zu dieser Erkenntnis bin ich auf folgende Weise gekommen. Das jüdische Proletariat Polens hat auf mich den abstoßendsten Eindruck gemacht. Die Lässigkeit im Gehaben, der Schmutz, die Verschmitztheit, die stetige Bereitschaft zur Übervorteilung konnten nicht anders, als den Westeuropäern, ungeachtet aller historischen Schulung und

alles Gerechtigkeitswillens, mit sehr schmerzlichen Gefühlen und unerquicklichen Gedanken erfüllen. Der böse Wunsch stieg auf, daß doch auf irgend eine schmerzlose Art die Welt von diesen unerfreulichen Erscheinungen befreit werden möge, oder der ebenso unmenschliche Gedanke, daß es doch eigentlich gar nicht schade wäre, wenn dieser Teil der polnischen Bevölkerung gar nicht existierte. Man schämte sich solcher Gedanken, aber man schafft sie damit noch nicht aus der Welt. Entweder müssen wir auf unsere Reinlichkeits- und Redlichkeitsbegriffe verzichten, oder einen großen Teil der östlichen Hebräer durchaus unerfreulich finden. Da ersteres nicht möglich ist, wird letzteres immer der Fall sein. Die Vergleichung mit dem noch schmutzigeren, noch unsittlicheren, noch verwahrlosteren polnischen Proletariat hilft über diese Gedanken nicht hinweg. Der Jude hat außer seinem Schmutz und seiner geschäftlichen Pfiffigkeit noch immer etwas, was an zivilisatorischen Adel erinnert, so daß er mit dem ersten besten Lazzaroni oder Strolch nicht verwechselt werden kann. Er ist nicht er selbst, sondern die Karikatur eines Kulturmenschen, und als solcher wirkt er ärgerlich.

In den judenreinen Städten hört das plötzlich auf. Die Juden, die man dort kennen zu lernen Gelegenheit hat, akademisch Gebildete, Kaufleute erster Gilde, zünftige Handwerker und Nachkommen der jüdischen Soldaten Nikolaus I., sind ganz anderen Kalibers, als ihre polnischen Brüder. Sie sind von den Russen überhaupt nicht zu unterscheiden.

Man ist immerfort geneigt, den bärtigen russischen Kutscher oder Kaufmann für einen Juden, den intelligent dreinblickenden Juden aber für einen Europäer zu halten. Und dann erfährt man, daß diese jüdischen Advokaten, Ärzte, Kaufleute und Handwerker von den Russen selbst als durchaus ihresgleichen behandelt werden, ja daß sie als relativ redlicher im Handel und Wandel einen gewissen Vorzug genießen. Dagegen weist der Russe, wo er in Massen einem einzigen Erwerb obliegt, wie etwa in den großen Kaufhäusern oder „Handelsreihen“ alle die Eigenschaften auf, die uns in Westen als spezifisch jüdisch bezeichnet werden. Er ist zudringlich bis zur Gewalttätigkeit, unsolide bis zum offenen Betrug. Die deutschen Hansastädte verboten ihren Kaufleuten aufs strengste, Russen Waren auf Kredit zu geben, Geld zu leihen oder von ihnen Geld zu borgen, alles unter Androhung sofortiger Strafe. (Liv-, esth- und kurländisches Urkundenbuch Reval 1852/64 No. 576, 588 und urkundliche Geschäfte des Ursprungs der deutschen Hansa, Hamburg 1830 II. No. IX S. 27, beide zitiert bei Lanin, Russische Zustände I, 142.) Bei den kleinsten Einkäufen macht man die Erfahrung, daß von einer kaufmännischen Reellität keine Rede ist, daß es keine festen Preise, kein Worthalten, nichts gibt, was uns im Westen längst als selbstverständlich erscheint. Ganz wie im Orient der Spaniole im Vergleich zu den spitzbübischen Griechen und Armeniern, so gilt aber der allerdings sehr dünn gesäte russische Jude als weit zuverlässiger und

solider. Nun ist aber der russische Jude kein Spaniole mit stolzer westlicher Vergangenheit. Er ist ganz wie der polnische aus dem Rhein- und Maintal zur Zeit der Judenverfolgungen nach dem Osten geflohen, konserviert heute noch in seinem schauderhaften Jargon das Mittelhochdeutsche seiner ehemaligen fränkischen Nachbarn, wenn auch in äußerster Verschmutzung und ist durchaus identisch mit den polnischen Juden. Man kann sich also nicht zur Erklärung seiner höheren Artung auf einen ethnologischen Unterschied berufen. Er ist einfach unter ganz anderen wirtschaftlichen Existenzbedingungen ein ganz anderer geworden, und Dr. Polyakoff aus Moskau ist in der Tat ein anderer als etwa sein Großvater Pollak aus Warschau.

Mit diesen Konstatierungen nähern wir uns schon dem eigentlichen Problem. Überfüllung eines Berufes erzeugt Schmutzkonkurrenz bei Christ wie bei Jude, bei Ariern wie bei Semiten; die Juden aber leben in der ganzen Welt in überfüllten Berufen, infolge historischer Gesetze der Anpassung auch da, wo ihnen andere, nicht überfüllte Berufe gar nicht verschlossen sind, und so entsteht die fatale Erscheinung der Verjudung gewisser Metiers, die nichts anderes ist, als die Schädigung des Berufes durch die Praktiken der Schmutzkonkurrenz. Wo dem wirtschaftlichen Leben keine Fesseln angelegt sind, überwindet der gesunde Organismus im Laufe der Zeit diese lokalen Entzündungen, wie man mit einem aus der Pathologie genommenen Ausdruck das Zuströmen abnorm vieler Zellen

einer bestimmten Art zu einem nicht dafür geeigneten Orte bezeichnen könnte. Die Berufe üben Selbsthilfe, das Sinken des Ertrags im überfüllten Metier führt zu einem Abfluß der überschüssigen Elemente und schließlich hat der Gesamtorganismus die Assimilationskrise überwunden, indem er jedem Partikelchen den Platz anweist, wo es ökonomisch am wertvollsten ist. In Deutschland dürfte die Ausgleichung nicht mehr allzu ferne sein; die Tatsache des unerhörten wirtschaftlichen Aufschwungs in den letzten 15 Jahren, der durchaus gesteigerte Wohlstand in allen Branchen beweist wenigstens, daß Deutschland durch seine kaum 50 Jahre alte Judenemanzipation wirtschaftlich in keiner Weise geschädigt worden ist.

Auch in Rußland wäre es natürlich das klügste, einfach die Aufhebung aller Beschränkungsgesetze auszusprechen und den Juden das Innere des Reiches, wie alle Berufe, denen sie sich widmen möchten, zu erschließen. Der Segen für Rußland wäre ein enormer, denn gerade die Juden als Zerebralmenschen und Glieder einer uralten Kulturrasse brächten der russischen Materie das was ihr fehlt, den intelligenten, kulturfähigen Mittelstand. Der Prozentsatz wäre auch durchaus nicht zu hoch für Rußland, so daß daraus etwa eine Gefahr für den nationalen Charakter der Gesellschaft entstehen könnte. Auf ca. 130 Millionen Russen kommen ca. 5 Millionen Juden, das sind knapp 4 Prozent. Ungefähr so viel weisen auch die „judenreinen“ Städte Moskau und Petersburg auf, ohne daß sie dort wahr-

nehmbar wären. (Man muß zugeben, daß es eine der Annehmlichkeiten dieser Städte bildet, daß sie nicht, wie etwa Warschau, überschwemmt sind mit schmierigen Kaftanjuden.) Würde es also gelingen, die Juden in der Höhe von 4 Prozent über das ganze Reich zu verteilen, so wäre damit für alle Teile unendlich viel gewonnen und die Menschheit von einem Problem erlöst, das je länger je mehr den Stand unserer Ethik und Humanität bedroht.

Doch daran ist vorläufig nicht zu denken. Zur Großherzigkeit und zu weitsichtiger Duldung hat die russische Regierung nicht die geringste Veranlagung — im Gegensatz zur russischen Gesellschaft, die durchaus frei von Antisemitismus ist — und so wird jede Erweiterung der jüdischen Wohn- und Berufsrechte mit dem Hinweis auf die alsdann drohende Verseuchung aller Städte und lukrativen Berufe abgelehnt. Wenn aber die russische Regierung sich zur Höhe eines weitsichtigen Liberalismus, der mit Jahrhunderten und nicht mit Jahrzehnten rechnet, nicht aufschwingen kann, wenn sie bei ihrem System der Bevormundung verharrt, warum entschließt sie sich dann nicht zu einer Maßregel, die allen Übergangskrisen vorbeugen und doch der Landeskalamität abhelfen könnte, warum eröffnet sie den Juden nicht das Reich und sämtliche Berufe zu jenem Prozentsatz, den die jüdische Bevölkerung bildet, und der ohne Schaden für den nationalen Typus resorbiert werden kann? Das Bevormunden will sie doch nun einmal nicht lassen, Berufsstatistiken werden sorgfältig geführt, der Ein-

tritt in jegliche Art von Erwerb ist ohnehin an bestimmte von der Behörde zu erteilende Konzessionen gebunden. Warum gibt man denn nicht allerorten im ganzen Reiche die Erlaubnis zu jeglicher Berufstätigkeit, Landwirtschaft mit inbegriffen, zu jenem erträglichen Prozentsatz? Die Erschließung nur ganz bestimmter Berufe im sonst „judenreinen" Innern, mit der man sich jetzt behilft, führt ja genau wieder zum gleichen Mißstand, wie er in universeller Weise und in jüdischen Gouvernements obwaltet, zur Überfüllung und „Verjudung" dieser Berufe, was um so natürlicher ist, als die Juden durch ihre lange Entwöhnung von der menschlichen Haupttätigkeit, dem Ackerbau, ohnehin die Neigung haben, sich ganz bestimmten, spekulativen Metiers zuzuwenden, wo ihre schon erworbenen üblen Eigenschaften durch die Gewohnheit der Schmutzkonkurrenz noch gestärkt werden. Da wäre es wirklich die Aufgabe gerade eines patriarchalischen Regimes, das die Freizügigkeit ohnehin nicht kennt und nicht duldet, die arge Einseitigkeit der jüdischen Betätigung durch Erschließung des ganzen Reichs zu beheben und eine neue, gesunde Gliederung der jüdischen Massen zu erwirken. Eine Monopolisierung des Handels, der Börsen, der Advokatur, der Journalistik durch die Juden ist natürlich ein Mißstand, wenn auch lange nicht die Kalamität, die man davon befürchtet, weil sie doch nur ganz vorübergehend statthaben könnte. Welch ein Segen aber wäre es für das jüdische Proletariat, wenn es sich bis zur Höhe von 4 Proz. in die Handwerkerpositionen des ganzen Reichs er-

gießen, vor allem aber auch in allen Gouvernements bis zu 4 Prozent des Grund und Bodens erwerben und damit langsam zum Ackerbau zurückkehren könnte! Man sage nicht, daß die Juden von der Landwirtschaft nichts wissen wollen. Man gebe ihnen nur die Gelegenheit, sie gründlich zu erlernen ohne Gefahr für Leib und Leben, man gestatte nur die Gründung von Ackerbauschulen und die Pachtung genügenden Landes für die Zöglinge dieser Schulen und man wird sehen, in welchen Scharen das Proletariat des Pferchs in diese „Sanatorien“ strömen wird. Die zionistische Bewegung hat ja doch unzweifelhaft das eine Gute gewirkt, daß in den jüdischen Massen wieder das Verständnis für bodenständige Existenz, für den Wert landwirtschaftlicher Beschäftigung erweckt worden ist. Selbst die mystische Hoffnung auf eine einstige Verwertung der ökonomischen Kenntnisse im Lande Zion ließe sich benützen, und welch eine Wohltat für die Welt, wenn einmal das polnisch-russische Judenelement, seßhaft gemacht, vier vom Hundert der russischen landwirtschaftlichen Bevölkerung bilden würde. Vier Millionen jüdischer Ackerbauer und nur noch eine Million in den übrigen Berufen, die Erlösung vom „Geschäft“, vom Leben in den Stadtpferchen, die Rückkehr zur Natur — das alles könnte die russische Regierung erwirken, ohne darum den Gottseibeiuns des Liberalismus in ihr Land einlassen zu müssen — sie brauchte nur unerbittlich auf der Ziffer von 4 Prozent für jeden Beruf, jede Stadt und jede Landschaft zu bestehen, die den Juden neu eröffnet wird,

und in 50 Jahren würde es überhaupt keine Judenfrage mehr geben, weder in Rußland noch anderwärts. Denn es gibt in der Tat nur eine Ostjudenfrage mit schmerzhaften Ausstrahlungen nach allen Enden der Welt. Diese zu lösen hat allein Rußland die Macht. Darum wird sie ungelöst bleiben noch auf lange hinaus, denn wen sollte der russische Beamte schröpfen, wenn nicht mehr den gequälten, verängstigten, wehrlosen Juden?



## Die russischen Rechtszustände.

Es war vielleicht nicht ganz zufällig, daß ich in einer Abendgesellschaft mit einem der ersten Rechtsanwälte Petersburgs bekannt gemacht wurde, dessen beißender Sarkasmus in der Besprechung der Tagesereignisse mir sofort auffiel und den Wunsch in mir rege machte, eine eingehendere Aussprache mit ihm zu haben. Sie wurde mir mit jener russischen Liebenswürdigkeit, die dem Fremden gegenüber nie versagt, sofort gewährt. Nachträglich hörte ich, daß ich mir dazu gratulieren dürfe. Denn eben jener Rechtsanwalt sei nicht nur einer der schärfsten Köpfe und genauesten Kenner des Landes, er sei auch, wie die wenigsten wirklich arbeitsamen Menschen in Rußland, mit Obliegenheiten so überhäuft, daß auch größere Herren oft stundenlang bei ihm antichambrieren müßten, bis sie zu einer Besprechung mit ihm gelangten. Die Konversationsstunde, die mir der vielbeschäftigte Mann anberaumte, ließ diesen Umstand auch erkennen. Sie lag recht nahe bei Mitternacht, dehnte sich dann aber allerdings weit über diese hinaus. Ich hatte das Opfer einiger Stunden Schlafs jedoch nicht zu bereuen.

Der Diener geleitete mich in ein bis zur Decke hinauf mit Büchern tapeziertes großes Zimmer, in

dem hinter seinem Schreibtisch in Akten vergraben mein Gewährsmann saß. Er erhob sich, gab dem Diener den unvermeidlichen Auftrag, Tee und Zigaretten zu bringen, und dann versanken wir in die tiefen Lederfauteuils, die den Teetisch umstanden. Formalitäten waren im Nu erledigt und nach wenigen Minuten waren wir bei der Sache, den russischen Rechtszuständen, die mich als der Schlüssel zum Verständnis aller anderen Verhältnisse des Landes am meisten interessierten.

„Ein Unterschied erschwert die Findung des Rechtes hier ungemein," begann der Rechtsanwalt. „Das gereizte Verhältnis zwischen Magistratur und Advokatur. Der Richter steht dem Rechtsanwalt feindlicher gegenüber, als in anderen Ländern, und ist oft genug geneigt, ihn seine Macht fühlen zu lassen. Das ist im Zivilprozeß, wo schließlich der Richter nur mit Parteien zu tun hat, weniger bedenklich als im Strafprozeß, wo der Richter die Staatsautorität dem Angeklagten und seinem Verteidiger gegenüber vertritt. Da kann schon der Beschuldigte leicht die Animosität büßen, die bei dem Richter gegen seinen Anwalt herrscht."

„Und woher rührt diese?"

„Sie hat eine allzu menschliche Ursache. Daß ein beschäftigter Anwalt von Ruf und Verbindung 30—40000 Rubel und mehr jährlich verdient, ist nichts Unerhörtes. Vergleichen Sie damit die elenden Richtergehälter, bedenken Sie, wie kostspielig hier das Leben ist, ziehen Sie die geradezu unglaubliche Arbeitsüberlastung des Gerichts in Betracht und den

Mangel an jeglicher gesellschaftlichen Satisfaktion, so werden Sie begreifen, daß unser Richterstand die Welt nicht durch rosenfarbene Brillen betrachtet, am wenigsten den gutsituierten Advokaten."

„Sie sagen: Mangel an gesellschaftlicher Satisfaktion. Ist denn der Richterstand nicht hoch geachtet?"

„Der Beamte ist in Rußland überhaupt nicht geachtet, höchstens gefürchtet. Furchtbar aber ist doch in erster Linie die Verwaltung und Polizei. Dort gibt es auch die rascheste und glänzendste Karriere, und so wenden sich die Söhne der großen Familien, soweit sie Beamte werden, lieber diesen Karrieren zu. Der Richter muß schwer arbeiten und hat wenig Dank."

„Macht sich dieser Übelstand nicht auch in moralischer Hinsicht in bezug auf die Unparteilichkeit der Gerichte geltend?"

„Sie meinen zu deutsch, ob unsere Richter nicht käuflich oder bestechlich seien? Nun, da muß ich zur Ehre dieser Beamten sagen, daß sie relativ genommen den ehrenwertesten Stand bilden unter allen unseren Funktionären und in ihrer Mehrzahl Bestechungen gänzlich unzugänglich sind. Freilich, Amtsstrebertum gibt es genug und Gefälligkeit nach oben ist beinahe selbstverständlich, seitdem die Unabhängigkeit des Richterstandes, die uns die außerordentliche Besserung des Beamtenmaterials gebracht hatte, wieder beseitigt worden ist."

„Ihre Richter sind nicht unabhängig und unabsetzbar?"

„Wo denken Sie hin, unter unserem jetzigen Regime? Wir können unabhängige Richter nicht brauchen. Unter Murawieff ist der Druck auf die Gerichte stärker als je. Dafür ist für jedes wohlgefällige Urteil eine ausgiebige Belohnung ganzer Senate zu erwarten. Wir haben gleich jetzt einen solchen Fall. Hier haben Sie die Namensliste von sieben richterlichen Beamten, die vom Justizminister Murawieff für den wohlwollenden Beistand, den sie in einem Prozesse gegen die Charkower Bank den Gläubigern, den Moskauer Millionären Rjabouschinsky, geleistet haben, außertourlich befördert worden sind.“

„Gestatten Sie, daß ich dieselben notiere?“

„Warum nicht? Ich bin ja nicht der einzige, dem diese Liste zugegangen ist.“

Ich notierte: Davidow, Sokalsky, Inschnewsky, Laiming, Deljarow, Dubliawsky, Podgursky; sie waren auf einem mit der Schreibmaschine hergestellten Blatt aufgeführt mit den Auszeichnungen und Beförderungen, die sie erhalten haben nach einem Prozesse, der einer Moskauer Millionenfirma beträchtlichen Vorteil brachte.

„Auf der anderen Seite“, fuhr mein Gewährsmann fort, „hat der Richter alles zu befürchten, wenn er nicht willfährig ist. Glauben Sie, eine Justizkomödie, wie die von Kischenew, kann man aufführen mit unabhängigen Richtern? Und da finden sich noch immer Richter, die keine Maßregelung scheuen, sondern nach ihrer Überzeugung Recht sprechen. Darüber sollte man sich wundern,

nicht über das Gegenteil unter einem Regime Murawieff-Plehwe."

„War es denn früher besser?"

„Es war schon besser und wäre noch besser geworden, wenn unsere Regierungen ihrer Mission treu geblieben wären, das gänzlich unmoralische Volk zu erziehen, statt es noch mehr zu korrumpieren. Im Kurse Pobjedonoszew, wo die Politik die Moral ersetzt, ist aber eine Besserung nicht zu erwarten; Sie hätten ebensogut vom Spanier der Inquisition Rechtlichkeit verlangen können, wie von uns, wo doch auf alle Arten unanständiger Handlungsweise, wenn sie nur zur Uniformität der in Gedankenlosigkeit zu erhaltenden Masse zu führen scheinen, Prämien gesetzt sind."

„Sie sagen, das Volk ist unmoralisch?"

„Es fehlt ihm vor allem der Rechtsbegriff. Niemand hat hier ein Recht, niemand glaubt hier eins zu haben. Der natürliche Zustand ist, daß alles verboten ist. Eine Gewährung ist eine Gunst, auf die niemand Anspruch hat. In einem Prozesse obzusiegen ist Sache des Glücks, nicht die Folge einer bestimmten Rechtslage. Man hat kein Recht darauf, recht zu behalten, weil man etwa recht hat. Infolgedessen ist es auch gar nicht diffamierend oder beschämend, unrecht zu haben. Wie die Lose fallen, so geht es einem. Ich werde Ihnen ein Beispiel sagen, das Ihnen nahe liegt. Sie waren heute in der Eremitage. An irgend einer Tür, vor der ein Diener steht, fragen Sie, ob der Eintritt erlaubt sei. Die Antwort lautet nicht: ja

oder nein, sondern: es ist befohlen, einzulassen, oder: es ist nicht befohlen, einzulassen. Das geht bis ins kleinste hierin. Daß Sie Ihr Kind bei sich behalten und erziehen, ist nicht etwas Natürliches, sondern es ist gestattet, Kinder zu haben und sie zu erziehen — notabene letzteres nur insoweit es die Polizei erlaubt. Wenn Sie heute von jemandem, von Ihrem Diener z. B. bestohlen werden, in arger Weise mittelst Einbruchs etwa, was tun Sie?"

„Ich erstatte natürlich Anzeige."

„Sie sagen, natürlich, weil es Ihnen natürlich ist, daß ein Verbrechen zur Anzeige gebracht, ein Verbrecher gekennzeichnet werde, weil Sie gewissermaßen die Pflicht fühlen, auch für Ihre Person die Rechtsordnung zu hüten. Wenn mir als Russen dasselbe passiert, werde ich mich erst zwingen müssen, und erst nach langem Kampfe werde auch ich die Anzeige erstatten, weil, nun weil ich als Advokat und Rechtsvertreter kein naiver Russe mehr bin, sondern infiziert mit allgemeinen Rechtsideen. Der Normalrusse erstattet äußerst selten eine Anzeige bei der Polizei, weil ihm die Überzeugung von der Notwendigkeit eines Rechtes vollständig mangelt. Wenn er von jemandem sagt, er sei ein geschickter Spitzbube, so liegt bei ihm der Nachdruck auf dem Worte ‚geschickt' und spricht uneingeschränkte Anerkennung aus."

„Das muß doch Handel und Wandel aufs äußerste erschweren."

„Gewiß. In Rußland leben, heißt sich durch

tausenderlei Geschicklichkeiten obenauf erhalten. Einen sicheren Rechtsboden hat man nie unter den Füßen. Öffentliches und privates Gut sind vielleicht nicht einmal in der Türkei so wenig sicher als hier. Haben Sie von der großen Stahlaffäre gehört?"

„Nein."

„Es ist kein Wunder, denn viel Aufhebens macht man bei uns von derlei kleinen Unfällen nicht. Da ist ein Kapital von acht Millionen Rubel spurlos verschwunden. Sie waren in das Kohlen- und Stahlwerk ‚Stahl' gesteckt. Auch ein Großfürst war daran beteiligt, Großfürst Peter Nikolajewitsch. Man erwirkte auf einer Domäne eine Konzession für 99 Jahre, auf einem gewissen Terrain Eisenerz zu graben. Es wurde eine Gesellschaft gebildet auf zehn Millionen Aktienkapital. Der Großfürst brachte Apports für eine Million Rubel. Der ungeheuer reiche Chludow hat acht Millionen hineingesteckt. Man hat französische und belgische Sachverständige geladen. Die sind auf Extradampfern befördert worden, der Champagner ist in Strömen geflossen. Natürlich waren die Expertisen glänzend. Aber nach drei Jahren war von den bar eingezahlten acht Millionen Rubel keine Kopeke mehr vorhanden, es war alles gestohlen worden, Erz oder Kohlen waren aber gleichfalls keine da, nie dagewesen. Nicht einmal die Gerichte hat man damit beschäftigt. So wenig Aufsehen hat die Geschichte erregt."

„Wann hat diese Affäre gespielt?"

„Zwischen 1898 und 1901.“

„Und Ihre Presse vermag nichts gegen diese allgemeine Korruption?“

„Wir haben ein Wort: ‚Mit zerbrochener Schaufel ist schwer misten.‘ Das bißchen Kunst, die Presse zu korrumpieren, haben so talentvolle Leute wie wir sehr rasch vom Auslande gelernt. Bei einer geknebelten Presse wie der unsrigen ist das noch weniger schwer wie draußen, wo doch eine Zeitung unter Umständen allerlei von der rückhaltslosen Ehrlichkeit haben könnte. Aber eine Presse mit Suworin und der ‚Nowoje Wremja‘ an der Spitze, die unbedingt jeden Rekord der Niedertracht schlägt, wie soll die sanieren? Und vergessen Sie immer nicht das eine: eine Presse kann furchtbar wirken, wo jemand durch den Nachweis seiner Nichtswürdigkeit in der Gesellschaft unmöglich gemacht wird. Aber wo bei uns in den obersten Schichten der Gesellschaft notorische Gauner ungehindert verkehren, wo nicht einmal die Großfürsten dem Verdacht der Bestechlichkeit entgehen, da tut man niemandem damit etwas zuleide, wenn man ihm nachweist, daß er einige Hunderttausend geschickt auf die Seite gebracht hat.“

„Sie sagen, selbst die Großfürsten?“

„Sind vor dem Verdachte nicht sicher. Ich bin der persönlichen Überzeugung, daß keiner von ihnen je einen Rubel nimmt. Aber die Leute, die davon leben, daß sie Konzessionen erwirken für Aktiengesellschaften etc. . . . wissen es so darzustellen, daß sie für die Beeinflussung der obersten Per-

sonen, der Minister und Großfürsten, bedeutende Summen brauchten. So entsteht dieser Ruf."

„Und das glauben geschäftskundige Leute?"

„Glauben? Das Gegenteil würde niemand verstehen. Denken Sie sich eine Szene bei mir. Es kommt ein Geschäftsmann, der eine Sache führen lassen will. Er fragt nach dem Honorar. Ich sage 500 Rubel. Dann fragt er nach den Spesen. Ich sage einige Rubel für Stempelgebühren etc. Da wird er deutlicher. Die Unkosten meine er. Gibt es keine, erwidere ich. Der Geschäftsmann erhebt sich enttäuscht: Ach, Sie haben keine Connaissancen? Ich will nicht sagen, daß sich das bei mir sehr oft zuträgt. Denn wer zu mir kommt, weiß schließlich schon, was ich leisten kann und was nicht, und was meine Usancen sind. Aber es ist doch charakteristisch. Jenseits des Richterstandes, der immer noch von der Tradition aus der Zeit seiner Unabhängigkeit zehrt, ist alles bestechlich und käuflich, und damit rechnet jedermann."

„Und offenkundiges Unrecht empört niemanden?"

„Was ist Unrecht? Willkür der Großen. Die sind wir seit Jahrtausenden gewohnt und nehmen sie hin wie die Launen des Geschicks. Der Bauer macht keinen Unterschied zwischen einem Hagelschlag, der ihm seine Ernte verdirbt, und einer Obrigkeit, die ihn drangsaliert oder schädigt. Dagegen kann man sich nicht auflehnen, denn wenn man Gott flucht, schickt er noch größeres Unglück, und wenn man mit der Behörde hadert, so ist man unbedingt verloren. Duck' dich, Brüderchen, es geht

alles vorüber, das ist unserer Weisheit letzter Schluß. Dazu sind wir durch unmenschliche Despoten und durch eine Beamtenschaft von Dieben und Schwelgern erzogen. Es fehlt aber auch der scharf ausgeprägte Eigentumsbegriff, in dem der Rechtsbegriff, psychologisch genommen, wurzelt. Sie wissen, daß die Bauern bei uns zum geringsten Teil ihren eigenen Grund und Boden haben. Das Individuum geht auf und unter im ‚Mir', wo der Vormund, der Somska Natschabnik, der Dorfhauptmann und der Schnaps regieren. Diese Obtschina, das Gemeinde-Eigentum, ist die stärkste Bastion der Reaktion. Da hinein dringt kein Strahl der Aufklärung, höchstens das Elend, der immer wiederkehrende Hunger bringt schließlich einen Zustand der Verzweiflung hervor, in dem der Bauer zu allem fähig ist, aber nicht zu irgend einer Handlung, die ihn kulturell fördern könnte. Man hat im Jahre 1898 bei der Volkszählung Dörfer gefunden, wo niemand eine Ahnung davon hatte, was Papier ist, Bauern, die nicht wußten, wie der Kaiser heißt. Der ‚Mir' ist aber auch gegen die Gutsbesitzer, und jede Diskussion zwischen den Dorfgemeinden und den Gutsherrn wird künstlich verhindert. Denn die Gutsherrn sind heute ja meist liberal. Das Regime aber steht und fällt mit der Isolierung der Bauernschaften gegen liberale Einflüsse. Denn der Bauer ist von Natur nicht unintelligent, und wo man es nicht verhindert, lernt er rasch."

„Das ist wohl auch einer der Gründe der Mißhandlung der Juden?"

„Es ist der Grund. Glauben Sie doch nicht, daß der heilige Synod allein es vermag, die Gesetzgebung zu beeinflussen für die Orthodoxie. Sektierer und Juden sind nachweislich die einzigen Menschen, die eine eigene Moralität haben und deshalb Recht und Unrecht zu unterscheiden wissen. Sie sind auch die einzigen, die Kritik üben an den Handlungen der Behörden. Sie waren also ein gefährlicher Sauerteig in der ganz schlaffen, hindämmernden Bevölkerung. Drum war es eine Aufgabe der Selbsterhaltung für die Autokratie, die Juden zu isolieren und unschädlich zu machen. Glauben Sie nicht, daß bei uns irgend welcher Antisemitismus herrscht. Man sucht ihn jetzt künstlich einzupflanzen durch solche Leute wie Plehwes Intimus Herrn Kruschewan von ‚Beßarabetz'. Aber tief geht die Wirkung auch nicht dank demselben Umstand, der das Fortschreiten der Kultur erschwert: der Bauer kann nicht lesen und dem Popen glaubt er überhaupt nicht. Kischenew war direkt befohlen, und auf Befehl des Zaren schlägt man jeden tot. Ein Volksantisemitismus ist nicht vorhanden, nur ein Staatsantisemitismus zum Zweck der Isolierung der Bauernschaft, die nicht mit aufgeklärten Elementen in Berührung kommen darf."

„Sollten die Juden dem nicht Rechnung tragen und sich der Politik gänzlich enthalten?"

„Erstens sehe ich den Grund nicht ein, warum sich die Juden zu Mitschuldigen jenes unseres infamen und seelenmörderischen Regimes machen sollen. Drangsaliert werden sie ohnehin, ob zahm

oder wild, sie bleiben unter Ausnahmegesetzen schon deshalb, weil man den Beamten nicht die stets fließende Quelle der Brandschatzung der Juden verstopfen kann. Dann aber: die Juden haben sich bei uns nie solcher Sympathien erfreut, als seitdem sie beginnen, sich zur Wehr zu setzen und mit dem Häuflein unserer Radikalen gemeinsame Sache zu machen. Erst jetzt gehören sie zu uns und doch eigentlich immer nur jene, die wirklich mit uns und für uns kämpfen. Im übrigen wird auch hier gefälscht. Die Statistik, die einen Prozentsatz von 85 Juden unter hundert Revolutionären aufweist, ist gefälscht, weil man die Nichtjuden durchschlüpfen läßt, um die radikale, d. i. die konstitutionelle Bewegung als unrussisch und jüdisch zu kompromittieren und den ausländischen Antisemitismus gegen uns zu mobilisieren. Aber die Juden dürfen Herrn Plehwe dankbar sein; denn dank seiner Machenschaften ist unsere ganze Intelligenz philosemitisch geworden und erkennt die Solidarität ihrer und der jüdischen Interessen. Der Kampf aber trägt ungeheuer viel zur Assimilierung der Juden bei. Sie sind unsere Brüder, sie leiden mit uns und für uns, wenn auch ebenso für sich, denn seit zwanzig Jahren besteht unsere ganze Judengesetzgebung nur aus Verkürzungen der ihnen unter Alexander II. verliehenen Rechte; — wie sollten sie da nicht Revolutionäre werden? Aber sie sind nur Feinde der Regierung, nicht des Staates, und so finden wir uns auf demselben Boden."

Ich schloß meine Verhandlung wie überall mit

der Frage, welche Hoffnungen für die Zukunft zu hegen seien, und erhielt die gleiche Antwort wie überall:

„Alles hängt davon ab, wie dieser Krieg endet. Wenn Gott uns hilft und wir verlieren diesen Krieg, so ist eine Besserung denkbar, weil dann der Bankrott, auch vor allem der chronische finanzielle, nicht mehr verschleiert werden kann. Wenn jetzt ein Mensch in mein Zimmer träte, — um diese Zeit betreten nur anständige Menschen mein Zimmer — und ich würde ihn fragen: was hoffst und wünschst du vom Kriege, so wäre seine Antwort: Schläge! Das einzige Mittel uns zu retten. Wenn wir berechnen, wieviel Menschen alljährlich durch den Absolutismus erschossen und deportiert, wieviel Familien ruiniert werden, so ist das auch ein Krieg und ein ärgerer. Nur eine Niederlage kann diesem inneren Kriege ein Ende machen, der uns langsam zugrunde richtet. Drum nochmals: Wenn Gott uns hilft, verlieren wir diesen Krieg. Lassen Sie sich durch keine offiziellen Veranstaltungen täuschen. Jeder gute Russe betet: Gott hilf uns und lasse uns Schläge kriegen!“

Damit verließ ich lange nach Mitternacht das Haus des geistvollen Anwalts. Es war Butterwoche und mein Schlitten hatte Mühe, den Trunkenen auszuweichen, die uns über den Weg torkelten, und den kreischenden Dirnchen, die mit ihren Begleitern mit oder ohne Uniform saisongemäße Kurzweil trieben.





# Die Freuden der russischen Advokatur (Kischenew).

In einer Gesellschaft, die ich nicht schildern darf, weil ich sie nicht kenntlich machen will, hatte ich ein eigentümliches Erlebnis. Man saß beim Tee und plauderte, natürlich Politik, denn anderes wird in Rußland überhaupt nicht mehr gesprochen, als sich die Tür öffnete und ein hochgewachsenes, sehr stattliches Paar eintrat. Ein allgemeines Hallo begrüßte die neuen Gäste. Man drückte ihnen die Hände, nötigte sie auffallend herzlich an den Tisch, wie etwa Leute, die von einer weiteren Reise zurückgekommen sind. Ich werde ihnen vorgestellt, verstehe natürlich keinen Namen, freue mich nur an den schönen, eleganten Gestalten des Mannes wie der Frau und frage dann meinen Tischnachbar, warum denn die Herrschaften so auffallend freundlich begrüßt würden.

„Er kommt eben aus dem Gefängnis," war die ganz flüchtig hingeworfene Antwort.

Ich ließ mich damit denn doch nicht abspeisen, denn für einen Westeuropäer ist es doch gerade nicht der natürlichste Vorgang, daß er in einer hochangesehenen Familie unter den Gästen der Hausfrau sitzt und dort mit Leuten zusammentrifft, die gerade aus dem Gefängnisse kommen. Auch sehen

bei uns die Sträflinge anders aus, als dieses ungewöhnlich schöne Paar. Ich fragte also nochmals nach dem Namen und Verbrechen des Ankömmlings. Ich erfuhr sie und begriff damit alles.

Der stattliche Herr, russischer Edelmann und Advokat, der dann auf meine Bitte seine Hafterlebnisse auch in deutscher Sprache erzählte, war nächtlicherweile von der Polizei überfallen und sofort in Haft behalten worden. Seine Frau nahm die Kinder aus ihren Bettchen, weil auch diese sofort durchsucht wurden nach verbotener Lektüre und ähnlichem. Der Vorwand für den Überfall war, daß der hochangesehene Advokat angeblich im Verdachte gestanden habe, einem politischen Flüchtling in seinem Hause Unterkunft zu gewähren — zu diesem Zwecke untersuchte man natürlich auch die Wiege des Kleinsten, um zu konstatieren, daß der Verbrecher dort nicht versteckt sei. Der wahre Grund aber war der, daß Herr v. X. als Advokat politische Verbrecher verteidigte und dafür gemaßregelt werden mußte. Elf Tage verbrachte er in Untersuchungshaft. Die Hausdurchsuchung hatte nichts ergeben — nur die Allerunvorsichtigsten haben noch irgend eine Spur unzulässiger Lektüre in ihren Häusern, obgleich namentlich Struves „Oswoboschdenije“ fast allerorten gelesen wird. Sonstiges Üble konnte man dem hochangesehenen Manne auch nicht nachsagen, ganz wehrlos war er bei seinen großen Verbindungen auch nicht, sein Fall hatte schon großes Aufsehen erregt, und der Krieg war auch ausgebrochen, so begnügte man sich damit,

ihm die Annehmlichkeiten eines kleinen Aufenthalts in einem Polizeiloche zu bereiten und verzichtete für dieses Mal darauf, ihn zu verschicken oder von dem Orte seines Erwerbs auszuweisen, wie das minder vornehmen oder bekannten Advokaten nach viel längerer Untersuchungshaft leicht genug widerfährt.

Ich habe nach diesem kleinen, für einen Ausländer immerhin bemerkenswerten Erlebnis mich mehr für die Leiden der Anwälte interessiert und dann natürlich genug und übergenug über dieses Thema erfahren. Auch die Bekanntschaft eines der gemaßregelten Advokaten von Kischenew machte ich gelegentlich, konnte mich jedoch mit ihm nicht verständigen, da er absolut keine andere Sprache als russisch sprach. Es war ein stämmiger, noch ziemlich junger Mann mit starkem, dunklem Haupt- und Barthaar, echt russischer Typus. Als Sohn eines Popen und dazu eines Hofgeistlichen hätte er nach den Auffassungen der Gutgesinnten freilich anderes zu tun gehabt, als die Pläne der Regierung zu stören. Aber Dr. Sokolow ist ein sonderbarer Kauz. Er glaubt, ein Rechtsanwalt habe des Rechtes zu walten und wollte absolut nicht verstehen, daß auch das Recht in Rußland ein Politikum ist. Es gelang mir, von einem wohlinformierten Kollegen des Herrn Sokolow näheres über die Prozeduren gegen diesen zu erfahren. Da ein solcher Fall lehrreicher ist, als ganze Bände von Exklamationen, so will ich ausführlicher auf ihn eingehen. Er ist aber bei weitem der ärgste nicht, den ich erfahren habe,

denn um den Anwaltsstand zu terrorisieren und von der Vertretung politisch unbequemer Elemente abzubringen, bedient sich die Regierung noch ganz anderer Mittel. Der Fall Sokolow empfiehlt sich nur um desswillen zur eingehenderen Behandlung, weil der im Namen des Zaren verübte Massenmord von Kischenew schließlich doch die öffentliche Aufmerksamkeit etwas auf die Zustände im Zarenreiche gelenkt hat.

Die Teilnahme der Regierungsorgane an den „Progrom" von Kischenew wurde durch einen anderen Advokaten, Dr. Paul N. v. Perewerseff, aufgedeckt, der seine Anklagen mit der Verschickung nach Archangelsk büßte, wo er jetzt mit seiner Frau in einem Dorfe lebt, während seine Kinder von Verwandten aufgenommen worden sind. Perewerseff war nach den Unruhen nach Kischenew gekommen und hatte dort die Bekanntschaft mit Pronin, Kruschewan, Stephanow und Baron Lewendahl, dem damaligen Gensdarmeriekommandanten von Kischenew, gemacht. Da er als Verteidiger des Angeklagten kam, und unverdächtiger russischer Edelmann war, erfreute er sich zunächst noch des Vertrauens dieser Biedermänner, und so erfuhr er auch, daß Pronin, der Genosse Kruschewans, Schützling Plehwes, als Migtlied des Komitees für arme Sträflinge die Verhafteten genau instruierte, wie sie im Prozeßverfahren auszusagen hätten. Perewerseff bildete sich bald die Überzeugung, daß der Hauptschuldige nicht auf der Anklagebank erscheinen werde, nämlich Plehwe, der den Juden einen Denk-

zettel verabreichen und sie beim Zaren neuerdings denunzieren wollte, sondern nur die armen Teufel, denen man eingeredet habe, daß sie im Auftrage des Zaren die Juden zu plündern und zu erschlagen hätten.

Dr. Sokolow kam im Mai 1903 als Vertreter der Beschädigten nach Kischenew und erfuhr dort von Perewerseff, was dieser schon eruiert hatte. Er veranstaltete dann selbst während langer Monate eine Untersuchung, bei der auch er zur Erkenntnis kam, daß der „Progrom" von der Polizei und Baron Lewendahl im direkten höheren Auftrage inszeniert worden war. Er gab dieser Überzeugung im Prozesse Ausdruck und wurde infolgedessen auf Grund eines direkten Telegrammes des Ministers des Innern, Plehwe, an den Gouverneur, Fürst Urussow, am 9. Dezember 1903 verhaftet.

Am 10. Dezember traf ein weiterer Brief Plehwes an den Fürsten Urussow ein, worin verlangt wurde, daß über die Tätigkeit Sokolows in Kischenew rasch berichtet und dessen Verschickung nach dem Norden verfügt werde. Fürst Urussow erschien selbst im Gefängnisse bei Sokolow und machte ihm von diesem Schreiben Mitteilung. Sokolow schrieb nun das Protokoll, die Beantwortung von vier, nach den Angaben der Gensdarmerie aufgestellten Fragen.

In Punkt eins wurde behauptet, Sokolow sei nach Kischenew gekommen, offiziell in der Absicht, den Beschädigten juristische Hilfe zu leisten, in Wirklichkeit, um im Vereine mit Leuten, deren oppositionelle Tätigkeit sehr bekannt sei, eine eigene,

der gerichtlichen parallel gerichtete Untersuchung zu führen und die Juden zu veranlassen, tendenziöse, oppositionellen Zwecken dienende Aussagen zu machen und grundlose Anklagen vorzubringen.

Auf diesen Anklagepunkt antwortet Sokolow im Protokoll: „Ja, ich habe eine eigene Untersuchung geführt und damit auch meine Pflicht getan. Es ist bei uns nicht verboten, eine eigene Untersuchung offen oder geheim zu führen. Das einzige Motiv meines Vorgehens war das Interesse meines Klienten und die schlechte offizielle Untersuchung. An den Unruhen hatten sehr reiche Menschen teil, aber die offizielle Untersuchung wollte nur arme Beklagte haben. Das Interesse der Beschädigten aber fordert, daß auch die reichen Schuldigen vor Gericht gestellt werden. Diese Untersuchung war kein Geheimnis. Gouverneur, Staatsanwalt, Appellations- und Bezirksgericht kannten sie und die Kenntnis der Unruhen habe ich von Einwohnern der Stadt erhalten. Um diese Kenntnis zu empfangen, habe ich viele hundert Leute befragt, die Zeugen der Unruhen gewesen. Ich habe für meine Kanzlei besondere Bureaus. Die Polizei wußte das; die Behauptung, daß die Mitteilungen tendenziös und falsch seien, ist selbst falsch.“

Der zweite Punkt der Anklage sagt: Sie haben wissentlich falsche Angaben verbreitet, um die Regierung und die örtlichen Behörden zu diskreditieren.

Antwort: „Ich habe nie wissentlich falsche Angaben verbreitet, um die Regierung und die örtlichen Behörden zu diskreditieren.“

Dritte Anklage: Sie haben Ihre offizielle Stellung als Rechtsanwalt benutzt, um Mitteilungen über die Vorgänge in geschlossener Sitzung in die Öffentlichkeit zu bringen, und zwar die wissentlich falsche Angabe, daß im Prozeß die Teilnahme der Behörden, die Organisation der Unruhen mit Hilfe dieser Behörden und der Truppen erwiesen sei.

Antwort drei: „Ich habe niemanden gesagt, daß die Unruhen von der Regierung organisiert worden seien. Aber nach sehr genauen Angaben von Zeugen kann ich es als erwiesen erachten, daß die Unruhen mit Hilfe sehr vieler offizieller Personen, z. B. des Baron Lewendahl, organisiert worden waren." (Es folgt hier eine genaue Angabe der Details der Lewendahlschen Tätigkeit, deren Wiedergabe der Raum nicht gestattet.) „Der Untersuchungsrichter Freynat hat mir selbst gestanden, daß die Führer der Mordbrenner Beamte waren. Ich habe Herrn Freynat selbst darüber als Zeugen verlangt; er ist auch vernommen worden, jedoch erst, nachdem sämtliche Anwälte ausgeschlossen worden waren!"

Die Agenten Lewendahls, die mit den Mördern verhaftet waren, wurden nach wenigen Tagen freigelassen, was durch Zeugen festgestellt ist."

Vierte Anklage. Sie haben sehr rege Beziehungen zu Leuten, die der radikalen Opposition angehören. Diese Leute sind Dr. Doroshawski und Frl. Nerntschewa.

Antwort: „Beziehungen sind nicht verboten. Ich habe die Bekanntschaft dieser Personen nur gemacht, weil Dr. D. und Fräulein N. am Progrom insofern

teil hatten, als sie viele Juden gerettet haben. Fräulein Wera N. ist übrigens die Tochter eines geachteten Gutsbesitzers."

Aus dem Gefängnisse schrieb Sokolow an den Gouverneur, daß die Anklage grundlos sei. Nach dem Empfang dieses Briefes besuchte Fürst Urussow Herrn Sokolow im Gefängnisse und sagte ihm, daß er seiner Meinung nach in der Tat zu Unrecht verhaftet worden sei; es liege aber ein Befehl des Ministeriums des Innern vor. Der Fürst teilte Sokolow auch den Inhalt des Briefes mit, den er an Plehwe gerichtet habe, daß seiner Auffassung nach die Tätigkeit Sokolows kein Verbrechen bedeute, und er deshalb dessen Ausweisung nach dem Norden nicht verfügen könne; aber Herr Sokolow sei „fanatisch überzeugt", daß der Progrom organisiert worden sei mit Teilnahme der Behörden, und diese Überzeugung habe er gegen seinen Willen allen anderen Personen beigebracht. Daher müsse sein Aufenthalt in Kischenew schädlich genannt werden.

Nach einigen Tagen erhielt Urussow ein Telegramm von Plehwe, welches die Enthaftung Sokolows und seine Ausweisung aus Kischenew verfügte.

Fürst Urussow machte Herrn Sokolow davon Mitteilung, der ihm sein Erstaunen darüber ausdrückte, daß er aus Kischenew ausgewiesen werde, während Pronin, nach Urussows eigener Meinung einer der Hauptverbrecher, in Kischenew bleiben dürfe. Diese Anordnung werde nicht das Gefühl der Rechtssicherheit in Beßarabien erhöhen. In der Tat wurde die Ausweisung Sokolows allgemein als

ein neuer Beweis für die Mitschuld der Regierung an den Unruhen angesehen.

Niemand in Kischenew kennt jetzt mehr genau die Affäre. Perewerseff, der die Regierung direkt angegriffen hatte, wurde schärfer bestraft und verschickt, Sokolow ausgewiesen. „Im Schipkapaß alles ruhig.“

Natürlich nimmt die russische Anwaltschaft die Herausforderungen nicht gelassen hin. In der Sitzung des Vereins der Rechtsanwaltsgehilfen wurde Sokolow die Sympathie der Versammlung ausgesprochen, ebenfalls bei dem monatlichen Bankett der literarischen Vereinigung zu Petersburg, die sogar so weit ging, ihrer Mißbilligung gegen das Gericht und die Regierung Ausdruck zu verleihen.

Justizminister Murawieff aber, der Kollege Plehwes, nicht nur dem Amte, sondern auch der Gesinnung nach, erklärte einer Deputation von Rechtsanwälten, die ihm im Januar zu einem Jubiläum gratulierten, er sei der Advokatur sehr wohlgesinnt, aber die Advokaten sollten es vermeiden, „politisch“ zu plädieren, da das für die Advokatur sehr nachteilig, ja gefährlich sei, da sie dabei leicht ihre Autonomie einbüßen könnten . . . Sapienti sat.

Das sind die Annehmlichkeiten der Advokatur in Rußland und die Sicherheiten der Rechtsprechung. Man wird im Auslande die Dienste zu würdigen wissen, die trotz alledem der unerschrockene Anwaltsstand der Wahrheit und dem Rechte leistet.





# Öffentliche Meinung und Presse.

Die glänzende kaiserliche Bibliothek in Petersburg, deren Benutzung mir durch die Liebenswürdigkeit unserer Botschaft ermöglicht wurde, besitzt eine Spezialität von besonderem Werte, die Sammlung der sogenannten Russika, d. i. alles dessen, was in fremder Sprache über Rußland geschrieben worden ist. Höfliche und sprachenkundige Beamte gehen dem Besucher an die Hand; man erfährt von ihnen, daß besondere Agenten im Auslande den Auftrag haben, über alle Erscheinungen, die sich mit Rußland befassen, zu berichten und dieselben einzusenden. So dürfte an keinem Orte der Welt so viel — revolutionäre Literatur aufgehäuft sein, wie in dieser kaiserlichen Sammlung. Denn patriotische Schriften werden zumeist russisch abgefaßt, um schnell genug gewürdigt und belohnt zu werden; die offiziöse Literatur in fremden Sprachen aber ist an Masse und Bedeutung nicht zu vergleichen mit dem, was die wahren Patrioten in ihrem Kummer in fremden Sprachen zu schreiben gezwungen sind. Ich habe Stöße dieser verbotenen Literatur durchgeblättert. Der Eindruck war für mich ein niederschmetternder. Es gibt nichts, was über Rußland noch nicht gesagt worden ist. Die ärgsten

und bestdokumentierten Angriffe auf das Regime, auf Personen, auf die Zustände stehen da säuberlich Band an Band in der kaiserlichen Bibliothek und haben genau so viel Wirkung getan wie Peitschenschläge auf einer Wasserfläche. Dem russischen Politiker, der mit der Waffe rücksichtsloser Kritik das System bekämpfen will, muß angesichts dieser Bibliothek alle Hoffnung schwinden. Was kann man da noch sagen, was nicht von Miljukow, von Lanin, von Leroy-Beaulieu schon gesagt worden ist? Die Stimme der Propheten dringt nicht bis zum Ohre der Könige, und dringt sie dorthin, so wird sie übertönt durch das Flüstern der Schranzen, die ihren Vorteil zu verteidigen wissen, oder sie findet überhaupt kein Echo im verhärteten oder schwachen Herzen der Machthaber.

Dieselbe Empfindung hatte ich, als ich im Verlaufe meiner Besprechungen mit leitenden Persönlichkeiten des Staatsdienstes und der „Intelligenz“ immer mehr frappiert wurde durch die Erkenntnis, daß es in Rußland eine öffentliche Meinung von ungewöhnlicher Stärke gibt, die in ihrer Kritik weit das übertrifft, was in ausländischen Zeitungen über die russischen Zustände gesagt werden kann, und daß auch diese Kritik auf die Obersten gar keinen Eindruck macht. Zunächst allerdings interessierte mich am meisten das Problem, wie es möglich sei, ohne Zeitungen — die russische Presse steht ja unter der barbarischsten Zensur — eine bis zur Monotonie einförmige Auffassung aller Tagesereignisse und Persönlichkeiten mit geradezu unheim-

licher Geschwindigkeit von Petersburg bis Odessa zu verbreiten. Ich gestehe, das Rätsel ist mir bis heute noch nicht gelöst. Es ist nur eine Hypothese von mir, wenn ich annehme, daß es drei, vier Zentren der Meinungsbildung in Rußland gibt, wovon eines unzweifelhaft in den Ministerien selbst zu suchen ist, das andere vielleicht im Adelskasino zu Moskau oder in anderen Klubs der Intelligenz, und daß bei der Fülle von Zeit, die sich jeder Russe für seine außergeschäftlichen Obliegenheiten gönnt, durch briefliche und mündliche Mitteilungen sich jedes neugeprägte Wort oder Urteil rasch über das ganze Reich verbreitet. Ich habe aus dem Munde hoher Staatsmänner wörtlich die gleichen Äußerungen gehört, wie am Tische Leo Tolstois in Jasnaja Poljana oder im Arbeitszimmer des Advokaten, der mir eine Unterredung gewährte. Nachdem ich mich aber mit dieser für den Berichterstatter nicht eben erfreulichen Tatsache der absoluten Einheitlichkeit der öffentlichen Meinung abgefunden hatte, ließ sich die Frage nicht mehr bannen, wie es möglich sei, daß ein solches Unisono der Wünsche und Ansichten in den obersten Kreisen nur verschlossene Ohren findet, wo es doch schon Geschichtslegende geworden ist, daß Alexander II. nur von der öffentlichen Meinung gegen seinen Willen zum Kriege gegen die Türkei gezwungen worden sei. Hat die öffentliche Meinung damals im Bösen soviel Kraft gehabt, warum hat sie sie jetzt nicht mehr und warum nicht im Guten?

Eine bohrende Frage findet früher oder später

eine Antwort — ob eine richtige, bleibe dahingestellt — schon weil das Bewußtsein sich nicht eher beruhigt, als bis es nicht etwas Plausibles zu seiner Beschwichtigung gefunden hat. Ich habe mir schließlich die Dinge folgendermaßen zurechtgelegt. Der betrogene Ehemann hört immer zu allerletzt von seiner Schande. Die Leute weisen schon mit Fingern auf ihn, die Dienstboten kichern, ja selbst die anonymen Briefchen flattern auf seinen Tisch, und noch immer ist er ganz ahnungslos oder höchstens ohne bestimmte Anhaltspunkte beunruhigt. Es gibt — außer dem höchst seltenen Verrat oder der noch selteneren Überraschung in flagranti — nur eine Möglichkeit der Aufklärung für ihn, die nämlich, daß ein ganz intimer Freund oder naher Verwandter die Rolle des rauhen Arztes übernimmt und die Beweise liefert, die unwiderleglich sind. Fast noch stärker interessiert, als ein Ehemann am Rufe seiner Frau, ist ein Autokrat am Kredit seines Systems. Dies System ist scheinbar mit seiner Persönlichkeit identisch. Er trägt die ganze Verantwortung, er hat Grund zum weitestgehenden Mißtrauen gegen alle, die sich ihm nahen, weil er selten jemanden sieht, der nicht von ihm etwas will — wer hat da den Mut, den Kredit und die Mittel, an den Zaren heranzutreten und ihm die Wahrheit zu sagen über das, was um ihn vorgeht und in seinem Namen geschieht? Ein naher Freund? Das müßte ein auswärtiger Monarch sein. Man weiß, wie sehr sich diese hüten, den Schein der Bevormundung auf sich zu nehmen, insbesondere der überaus stolzen russischen

Dynastie gegenüber. Und welcher andere Monarch hat nicht seine eigenen Interessen, die mit denen Rußlands nicht identisch sein müssen? Am wenigsten vielleicht der deutsche Kaiser. Aber unglücklicherweise ist das Verhältnis zwischen Wilhelm II. und Nikolaus II. nicht das allerinnigste, ja Nikolaus vermeidet offensichtlich die allzuhäufige Berührung mit Kaiser Wilhelm und spielt lieber, wenn er in Deutschland ist, mit seinem hessischen Schwager Lawn-Tennis. So blieben nur die nahen Verwandten. Nun, die bleiben denn auch, und die haben den Zaren ganz in ihrer Hand. Sie sind für ihn die öffentliche Meinung, und solange sie kein Interesse daran haben, sich auf die Seite der Opposition zu stellen, solange wird nach physikalisch-psychologischen Gesetzen die Stimme der wahren öffentlichen Meinung mit dem Quadrat der Annäherung an den Zaren schwächer werden, und alle anonymen oder unberufenen Aufklärungen und Denkschriften von opferwilligen Patrioten werden mehr als einen momentanen Eindruck nicht machen können. Die öffentliche Meinung, die den Zaren Alexander II. zum Kriege gegen die Türkei gezwungen hat, war die Meinung der kriegerischen Großfürsten, die öffentliche Meinung, die den jetzigen Zaren beherrscht und daran hindert, den Ratschlägen der Oppositionellen Gehör zu geben, ist wiederum die der Großfürsten, die nur im engsten Kreise der Hocharistokratie und der reaktionärsten Bureaukratie verkehren. Der Zar weiß das, aber er kann sich nicht helfen. Er hat dies erst jetzt wieder

erfahren, als ihn seine Umgebung im festen Glauben ließ, die japanische Angelegenheit sei auf dem besten Wege zur friedlichen Erledigung und dabei durch hinhaltende Taktik und unausgesetzte Rüstungen das Losschlagen der Japaner provozierte. Und er hat bei dem Tode Plehwes wiederum gezeigt, daß zwischen ihm und der überwältigenden Mehrheit der gebildeten Russen dank der Mauer der ihn umgebenden Kamarilla schlechterdings kein Kontakt besteht.

Es gibt nur eine Möglichkeit der sachlichen und wahrheitsgemäßen Information für einen verständigen Regenten, das ist eine freie Presse und ein immunes Parlament. Gewiß können auch Presse und Parlament irregeführt werden und irreführen, und es ist unstreitig bequemer, sich in einigen Rapporten oberster Ratgeber zurechtzufinden, als in dem chaotischen Stimmengewirr unbeschränkter Publizisten und Parlamentarier, unter denen sich ja nur allzu rasch die gewissenlosesten Demagogen einzufinden pflegen. Aber Schwierigkeiten darf nicht scheuen, wer so hohe Verantwortung trägt, und ein anderes Mittel gibt es eben nicht, die Wahrheit überhaupt zu Gehör zu bringen, als die Freiheit jeglicher kritischen Äußerung. Schließlich lernt man ja auch hören und lesen und lernt zu unterscheiden zwischen demagogischen und wahrhaftigen Argumenten. Es macht sich aber im Auslande niemand eine Vorstellung davon, wie die russische Presse und die Ansätze parlamentarischer Institutionen von der Beamtenkamorra drangsaliert werden. Die Auf-

lösung von „Semstwos“, die Unterdrückung von Zeitungen, die unbequeme Auffassungen zu äußern wagen, sind die kleinsten der Übel, von denen oppositionelle Gesinnung heimgesucht wird. Viel ärger ist die Heimsuchung der einzelnen, die im Verdachte stehen, besonderen Einfluß auf die Standesgenossen auszuüben. Sie werden nächtlicherweile überfallen, und günstigstenfalls monatelang in Untersuchungshaft gehalten; anderenfalls, wenn die Haussuchung ergibt, daß die geringste unerlaubte Literatur in den Händen des Betroffenen gewesen ist, ist seine Verschickung nach einem entfernten Gouvernement oder nach Sibirien selbstverständlich. Doch das sind leider schon allzu bekannte Dinge. Minder bekannt ist, wie mit Redakteuren verfahren wird, die sich erlauben, ein Blatt herausgeben zu wollen, oder als Herausgeber das Mißfallen der Polizei sich zuzuziehen. Großzensor in Petersburg, Chef der obersten Verwaltung der Presse, ist ein gewisser Zwereff, ein ehemaliger liberaler Professor der Universität Moskau. Renegaten sind allemal die ärgsten. Seit Zwereff Zensor ist, geht es der russischen Presse ärger als je. Ich bin mit dem gewesenen Chefredakteur einer großen Zeitung bekannt geworden, der mir das Verhör schilderte, das mit ihm angestellt wurde, bevor man ihm die Erlaubnis erteilte, ein Blatt unter Zensur herauszugeben. Es gibt nämlich zweierlei Blätter in Rußland, solche, die angeblich ohne Zensur erscheinen auf ihre eigene Gefahr, und bei dem geringsten Verstoß einfach unterdrückt werden — man

kann sich denken, wie gerne jemand Kapital in solchen Unternehmungen investieren mag, — und Zeitungen unter Zensur, die vor ihrem Erscheinen dem Zensor zugestellt und durch dessen Oberaufsicht einen gewissen, freilich nicht sehr weitreichenden Schutz erhalten. Das ist aber doch die einzige Form, unter der etwas von dem Kapital beschafft werden kann, ohne daß heute eine Zeitungsgründung von vornherein eine Unmöglichkeit ist.

Also Iwan Michailitsch Galitzyn will eine Zeitung gründen, hat alle vorbereitenden Schritte getan, Kapital und große Empfehlungen sich verschafft und erscheint nun bei dem gewaltigen Zwereff, die letzte Erlaubnis zu erbitten.

Zwereff ist ein Snob, der sich vor großen Namen beugt, und so kann er nicht von vornherein nein sagen, denn der Kandidat hat in der Tat die Empfehlungen der hervorragendsten Leute zu erlangen gewußt. So entspinnt sich folgender Dialog:

„Iwan Michailitsch, ich kenne Sie und Ihre Familie; Sie sind ein russischer Edelmann und als solcher berufen, die Interessen unseres Kaisers und der Kirche zu wahren; es ist auch gegen ihre Patrone nichts einzuwenden, aber Sie selbst sind aus Ihrer Studentenzeit her im Verdacht, westlichen Ideen Gehör zu schenken; auch ist Ihr Verkehr nicht ganz zweifelsrein; es ist mir berichtet, daß Sie auch mit Juden verkehren."

„Ew. Exzellenz wissen, daß meine Zeitung für den Progreß (in Rußland wird, auch wenn man Deutsch spricht, nie das Wort ‚Fortschritt', immer

nur das zum Terminus gewordene ‚Progreß‘ angewandt) eintreten will, was ja nicht verboten ist, und wenn Juden unter meinen Bekannten sind, so wäre es doch unchristlich, wollte ich diese beleidigen und aus meinem Verkehr ausschließen.“

„Ja, das ist ja recht schön, ich möchte aber wissen, ob Sie den Impertinenzen der Juden mit dem nötigen Nachdruck entgegentreten wollen?“

„Exzellenz werden einsehen, daß ein Blatt, das für den Progreß eintritt, nicht unmotivierterweise über die Juden herfallen darf; aber andererseits kann es doch auch nicht philosemitisch werden, denn unser Kaufmannsstand bei seinen antisemitischen Gesinnungen würde dann nicht inserieren, und das Blatt könnte so nicht bestehen.“

„Werden Sie in Ihrem Blatte die unsinnigen Bestrebungen, die auf die Einführung einer Verfassung gerichtet sind, unterstützen?“

„Wir wollen uns nur mit aktuellen Fragen befassen, und zu denen gehört die Einführung einer Verfassung nicht.“

„Wenn aber einer Ihrer Redakteure den Versuch machen sollte, die Diskussion dieser Frage anzuschneiden, würden Sie ihm das gestatten?“

„Meine Redakteure kennen das Programm und werden sich keine Illoyalitäten dagegen erlauben; sollte aber doch der Fall eintreten, so wäre es meine Pflicht, die Integrität des Programms zu wahren.“

„Iwan Michailitsch, Sie sind ein kluger Mensch und wissen auch mit der Zunge umzugehen. Ich kann Ihnen die Erlaubnis nicht verweigern, aber

ich warne Sie! Und nehmen Sie sich vor den Juden in acht, das ist heute die erste Pflicht eines russischen Edelmannes!“

Das ist die Unterhaltung, die sich sicherlich nicht nur ein einziges Mal im Kabinett Zwereff vor der Gründung eines Blattes abspielt. In frappanter Übereinstimmung damit befindet sich auch die Szene, über die Struve in seiner „Oswoboschdenije“ berichtet, nach dem Verbot eines Blattes, dessen Redakteur vorstellig wird, weil ihm die Erlaubnis widerrechtlich entzogen worden sei.

Es ist der Fall eines Moskauer Blattes, in dem ein Gedicht erschienen war, das bei einem öffentlichen Fest zum Vortrag kam, nachträglich aber noch einige Abänderungen des Autors erhielt. Das Blatt, ich erinnere mich seines Namens nicht, wurde verboten, der Herausgeber oder Chefredakteur, der gleichfalls ein russischer Edelmann sein soll, begab sich nach Petersburg und wandte ein, daß sein Blatt ja doch unter „Zensur“ erscheine, und wenn irgend einer zu rügen sei, so sei es der Zensor, der dies Gedicht durchgelassen habe. Aber Herr Zwereff verriet deutlich, daß ihm die „ganze Richtung“ nicht passe und er nur einen Vorwand für die Maßregelung des Blattes braucht. Natürlich ist eine solche Maßregelung unter Umständen der finanzielle Ruin, jedenfalls eine schwere Schädigung aller Mitarbeiter, und so ist Verbot oder Erlaubnis ein Pressionsmittel von außerordentlicher Kraft gegenüber den Überzeugungen der Redakteure. Auch in diesem Falle wurde ein Pression so un-

geheuerlicher Art versucht, wie sie hoffentlich selbst im Kapitel der Zensurniedertracht einzig dasteht. Es wurde dem Redakteur von Herrn Zwereff mit direkten Worten gesagt, er möge erlauben, daß man angebe, die Einschmuggelung des Gedichtes sei hinter seinem Rücken durch die Juden bewerkstelligt worden und der Minister des Innern werde sofort die Erlaubnis zum Wiedererscheinen des Blattes erteilen. Der Redakteur wies natürlich dies Ansinnen zurück, aber das Schandbuch Rußlands war wieder um ein neues Blatt vermehrt. Herr Zwereff ist noch im Amte.

Die Drangsalierung freisinnigerer Organe ist aber nicht das einzige Mittel der russischen Preßpolitik. Das Gegenstück dazu fehlt nicht, die offizielle Unterstützung der revolutionären und gouvernementalen Presse. Rußland erfreut sich eines Journals, das seinesgleichen an Verlogenheit und diabolischer Niedertracht in der ganzen Welt nicht hat, die „Nowoje Wremja“. Dieses panslavistische, deutsch- und judenfresserische Blatt, dem keine Lüge zu infam, keine Erfindung zu kindisch ist, sie seinen Lesern aufzutischen, wenn sie nur deren Instinkten schmeichelt, wird von der russischen Regierung ganz offen unterstützt und enthält daher unvergleichlich viel mehr Nachrichten als jedes andere, hat infolgedessen die meisten Abnehmer und kann seine Mitarbeiter und Korrespondenten am besten zahlen, so daß jeder, der das Bedürfnis hat, ein reichhaltiges Blatt zu lesen, gezwungen ist, dies edle Organ zu halten. Ich habe es überall in den russischen

Häusern gefunden, und fragte ich dann den Hausherrn nach seinem Urteil über das Blatt, so hörte ich überall die gleiche Antwort: Infam, aber unentbehrlich.

So ist dafür gesorgt, daß auch in Rußland die Könige — und das Volk — die Wahrheit nicht zu hören bekommen. Die Autokratie oder vielmehr Bureaukratie umgibt sich mit Schanzen, die keinerlei Durchlaß gewähren. Es muß schon ein Erdbeben kommen, um irgendwo eine Bresche zu legen. Dies Erdbeben ist allerdings nach der übereinstimmenden Meinung aller denkenden Russen näher als man glaubte: es ist der wirtschaftliche Zusammenbruch des nur noch mit ausländischem Gelde aufrecht erhaltenen Systems.



## Moskau.

### I.

Blauer Himmel, goldene Kuppeln, grüne Türme, rote Häuser, Glockenklang in den Lüften, Schellengeklingel auf den Straßen, betende Muschiks vor den Heiligenbildern, schöne Frauen in kostbaren Pelzen: wenn ich aus der Erinnerung mir das Bild von Moskau rekonstruieren will, so sind das seine Bestandteile, die sich zunächst chaotisch reizvoll vermischen, wie die Farben auf kaukasischem Goldemail. Wie schön ist diese Stadt! Wie oft bin ich oben gestanden auf dem Ivan Meliky-Turm und habe hinabgeschaut auf dieses endlose Wogen von leuchtenden Kuppeln und bunten Dächern, die sich an sanft geschwungene Hügel hinandrängen bis in den blauen Duft der Ferne. Nie ist mir die Heimatsliebe der Russen verständlicher gewesen, als dort im Herzen Rußlands, auf den Zinnen des Kreml hoch über dem Ufer der Moskwa! Und unwillkürlich gedachte ich, gedenkt wohl jeder Ausländer des Imperators, der von diesen gleichen Zinnen hinabgeschaut nach der Besiegung aller der Heere der Russen und sich dann fragte, ob er sie bezwungen oder nur in einen todbringenden Hinterhalt geraten sei. Ästhetische, ethnologische, histori-

sche und politische Einfälle umschwirren die Stirn des nachdenklichen Betrachters an dieser Stelle. Was wunder, daß sich der Russe hier auf heiligem Boden fühlt, und am liebsten die Schuhe auszöge, wenn er ihn betritt?

Der Volksmund hat kein freundliches Wort für Petersburg und einen Kosenamen für Moskau. „Mütterchen Moskau“ heißt er die eigentliche Hauptstadt des Russentums. Auch der Fremde kann nicht umhin, diese unterschiedliche Behandlung gerechtfertigt zu finden. Petersburg verblüfft, imponiert und — schreckt. Moskau schmeichelt sich bei dem ersten Anblick ein und wächst uns mit jedem Tage mehr ans Herz. Man denkt mit einer gewissen Zärtlichkeit zurück an den Moskauer Aufenthalt und sagt sich wohl gar bei allem Unglauben ein zagendes „Auf Wiedersehen“. Man glaubt ja nicht daran. Denn wer nicht gerade Geschäfte dort hat, kommt ja schwerlich ein zweites Mal in seinem Leben nach Rußland; aber man wünscht sich, in dieser so bizarren und doch so anheimelnden Stadt mit ihren freundlichen Bewohnern noch manchen guten Tag zu verleben. Warum? Es ist das schwer in kurzen Worten zu sagen. Der Staat lastet zu schwer über der forcierten Gründung Petersburgs. Dort ist alles Menschenwerk und kein erfreuliches. Eine ungeheure Zwingburg aus Quadern, umgeben von Hütten und Baracken. Moskau aber ist ein Naturprodukt, gegründet auf eine freundliche Einladung der Natur hin, und von seinen glücklichen Besitzern mit Herzlichkeit, ja mit einer gewissen

Andacht ausgeschmückt. Das fühlt auch der Fremde, wenngleich es für ihn nichts Ungewohnteres gibt, als die Andacht und Zärtlichkeit einer Volksart, mit der ihn kein einziges Band gemeinsamer Kultur verbindet. Mit welchen Schauern durchwandert man Rom vom Monte Pincio bis zum Vatikan, wie schwärmt man im Ozean der Weltgeschichte auf dem Kapitol, in den Gräbern des Forum Romanum, zwischen den Palastmauern des Palatin! Was ist uns dagegen der Kreml, dieses Heiligtum halbasiatischer Barbaren? Ein exotischer Leckerbissen, weiter nichts! Und doch: man kann sich dem Reize dieser Stätten nicht entwinden. Hier hat sich ein gutmütiges Volk nach seinem Geschmack ein Schmuckkästchen geschaffen, bunt und grell geziert, unbekümmert um das, was die Kultur des Westens als schön und heilig erklärt; hierher gravitieren alle nationalen Gefühle von hundert Millionen Menschen und endlich: das alles ist niemanden zu leide geschaffen, will niemanden erschrecken und niemanden unterdrücken. Hier ist der Zar nicht der Obergewaltige von so vielen Millionen Bajonetten, sondern „Väterchen Zar", der vor den unzähligen Heiligenbildern und Kapellen genau die gleichen Andachten verrichtet, wie sein letzter Muschik. Und hier ist Vergangenheit, nicht bloß eherne, drohende Gegenwart; die Vergangenheit eines fremdartigen Volkes, aber doch eines Volkes von liebenswerten Menschen, die uns zudem durch eine Literatur von unerhörter Lebenswahrheit nähergebracht worden sind, als manche unserer nächsten Nachbarn. Man

muß diese kindlichen, schwerblütigen und doch sorglosen Menschen mit ihrer unwiderstehlichen Herzlichkeit liebgewinnen. Und wem die Russen liebgeworden sind, der muß auch ihr Mütterchen Moskau lieb haben trotz oder gerade wegen seiner Bizarrerie.

* * *

Von Petersburg bringt uns der Kurierzug in dreizehn Stunden nach Moskau. Es sind durchwegs Nachtzüge, die diesen Verkehr vermitteln, denn der Russe schläft gern in seinen bequemen Coupés. Wir kommen also am Vormittage in Moskau an, gleich bereit, den ersten Eindruck der ungeheuren Stadt in uns aufzunehmen. Unsere Spannung ist natürlich groß. Moskau! Das ist doch schon das Russischste! Das muß doch auf den ersten Blick sich unterscheiden von allem, was wir bisher gesehen. Aber während der Hotelomnibus die Bahnhofsstraßen durchrasselt, ist zunächst nur wenig Eigenartiges zu sehen. Ein freundlicher Mitpassagier klärt uns auf: das sei nur das Quartier der Ausländer, die da ihre Geschäfte hätten. Da taucht aber auch schon eine Kirchenkuppel nach der anderen auf, eine glänzender und bunter als die andere. Auf unser befriedigtes „Ah!" hin werden wir belehrt, daß wir mit dem Vokal sparsamer umgehen möchten, sonst könnten wir rasch heiser werden. Moskau hat nicht weniger als 450 solcher Kirchen und noch zwanzig Klöster dazu. Also sparen wir! Aber der Vorsatz ist schwer zu halten.

Eine lange, mächtige Mauer erhebt sich plötzlich vor uns, mit unzähligen Zacken, Türmen und Türmchen. Die Mauer ist weiß, die Türmchen sind grün, und durch die Tore hindurch sehen wir lange Straßen und Bauten in allen möglichen Farben, dunkles Rot nicht ausgeschlossen. Das ist Kitai-Gorod, die innere Stadt mit den Bazaren. Buchara kann nicht asiatischer aussehen. Nun ahnen wir schon, was wir alles sehen werden. Ein riesiger, hochmoderner Hotelbau stört uns fast in diesem Ensemble. Nur rasch Unterkunft suchen und dann wieder hinaus.

Wir werden gut untergebracht. Von unseren Fenstern erblicken wir die Türme des Kreml, die über die nächsten Dächer winken. Da halte es aus, wer mag, im Zimmer hinter Doppelfenstern! Nach einer Waschung und einem Tee stehen wir wieder vor der Tür und werden rasch mit dem Iswoschtschik einig, der uns die vorgeschriebene Rundtour führen will. Pferd und Schlitten sind etwas geringer als in Petersburg, aber noch immer gut. Und so geht es im Sonnenschein hinaus in die Schneelandschaft, einen flüchtigen Überblick über die endlose Stadt zu gewinnen.

Zwei Stunden lang schleppte uns das wackere Pferdchen über Brücken und Landstraßen, bergan und bergab; und als wir halberfroren im Hotel wieder ankamen, da hatten wir kaum einen Bruchteil der Peripherie gesehen, aber wohl tausend Fuhrwerke mit dem struppigen Muschik im Korbschlitten, und mehr noch kleine Landhäuser aus

Holz, wie sie im Westen als Sommerwohnungen dienen mögen, hier aber auch im eisigen Winter trauliche Unterkunft bieten. Das ganze Moskau ist ein Komplex von offiziellen städtischen Gebäuden, die auf den engsten Raum zusammengedrängt sind, von Kirchen und Palästen im nächsten Umkreise des Kreml und von ungeheuren Vorstädten, die sich ringförmig um das Innerste legen. Diese Vorstädte aber haben halbländlichen Charakter, breite, unebene Straßen und niedrige, villenartige Häuser mit kleinen Gärtchen. Mütterchen Moskau läßt seinen Kindern Raum. Sie brauchen sich nicht in Zinskasernen zusammenzupferchen, und mehr als einstöckige Häuser sind Ausnahmen. Selbst dicht beim Kreml begnügt man sich mit einem Parterre für die Geschäftsläden und einem einzigen Stockwerk drüber. Eigentlich nur die Hotels streben mit drei oder vier Etagen in die Höhe. Man hat immerfort den Eindruck, daß Moskau gar keine Stadt sein will oder sich nur ganz widerwillig dem Zwange des engeren Beieinanderwohnens fügt.

Doch ist es noch immer Zeit, dem Genius loci nachzuspüren. Der Kreml, den wir auf unserer ganzen Fahrt nicht aus den Augen verloren hatten, lockt uns mächtig an. Er liegt vor uns, also hinein!

Ja, wenn das so schnell ginge! Wir überschreiten einen breiten Platz, über den magere Pferdchen eine stockhohe Straßenbahn schleppen, und da stehen wir vor Gebäuden, die uns nicht weiter lassen. Es ist die Duma, das Rathaus auf der Linken und das historische Museum auf der

Rechten, beide dunkelrot in der Farbe, am letzteren die Fassade ganz aus gebuckelten Steinen gebaut, so daß es den Eindruck macht, als sei das Ganze inkrustiert. Diesem Stil begegnet man noch öfter. Er stammt aus dem XVI. Jahrhundert und wird jetzt wieder aufgenommen. Die Idee, die Inkrustation des russischen Emails als architektonisches Stilmotiv zu verwenden, ist geistreich. Wir gelangen zu einem Tore der hohen, die innere Stadt Kitai-Gorod umgebenden Mauer. Aber bevor wir dies Tor durchschreiten, werfen wir einen Blick auf das eigenartige Treiben in der kleinen, kaum zimmergroßen Kapelle, die an der linken Seite desselben klebt. Es ist die iberische mit dem berühmten Muttergottesbilde, vor dem der Zar jedesmal seine Andacht verrichtet, bevor er den Kreml betritt. Jetzt ist das Original mit den echten Edelsteinen in der Stadt, wo es gegen Entgelt zu Kranken gebracht wird. Derweil nimmt eine Kopie seine Stelle ein. Um der täglichen Ausfahrten der Gottesmutter willen erlaubt der Generalgouverneur, Großfürst Sergius, den Juden nicht den Aufenthalt in der Stadt. Die Heilige soll auf ihren Wegen nicht die Spuren jüdischer Füße erblicken. Jeder bekreuzt sich vor ihr. Die meisten aber steigen noch die wenigen Stufen zu ihr hinan und bekreuzen sich abermals unter heftigen Schwenkungen des Oberkörpers; einzelne aber, Männer wie Frauen, werfen sich ihrer ganzen Länge nach zu Boden und berühren mit der Stirn die Erde. Ein Kerzenhandel floriert; kaum jemand tritt ein, der nicht eine Kerze ersteht und

sie vor irgend einem Heiligenbilde anzündet. Ein Unterschied der Stände ist nicht zu erkennen. Die große Dame, der hohe Beamte, der schmierige Muschik, sie sind ganz gleich in ihrer Andacht. Die Pelzmützen werden alle Augenblicke abgenommen und die ziemlich zeitraubende Zeremonie des russischen Kreuzschlagens vollzogen. Der wirklich Fromme begnügt sich nicht damit, vor dem Tore der Gottheit zu huldigen. Er tut es nach dem Durchschreiten derselben noch einmal.

Wir betreten endlich den „roten Platz", so genannt nach der roten Kremlmauer und dem roten Häuserkomplex beim Eingang. Wir merken wieder, daß Verblüffung nicht eben geistreich macht. Ein unisones „Ah!" ist das ganze, was dem Gehege unserer Zähne entschlüpft. Ich glaube, ich habe dann ein wenig geschrien vor Begeisterung, und am liebsten hätte ich die Leute, die, des Bildes gewohnt, gleichmütig ihres Weges gingen, am Rockzipfel gefaßt und ihnen gesagt: „So schaut doch, ihr Barbaren! Wißt ihr denn gar nicht, was ihr hier habt?" Wassily Blashénny, die Basilius-Kathedrale! Man darf das kuriose Bauwerk noch so oft in Abbildungen gesehen und zergliedert haben; steht man endlich davor und läßt die bunten Türme mit ihren grünen, roten, blauen und gelben Kuppeln vor dem blauen Himmel auf sich wirken, so hat man das Gefühl, daß man in eine ganz andere Welt eingetreten ist, die mit unserer westlichen absolut nichts mehr gemein hat. Eine souveräne Phantasie hat da gebildet und geschaffen, scheinbar regellos, nur von dem

Triebe der Abwechslung geleitet, hat Schößlinge und Knollen und Knoten getrieben und auf dem engsten Raume eine Üppigkeit entfaltet, die uns sprachlos macht, so sehr sich auch unser Stilgefühl gegen die Umkehrung aller eingeborenen Gesetze sträubt. Unser ganzer architektonischer Sinn geht auf klare Gliederung, auf Rhythmus und Proportion; der Künstler der Basiliuskathedrale geht auf Verschlingung, Arhythmik und Disproportion. Er ist Kolorist und nur Kolorist im Gegensatz zu unseren Renaissancekünstlern, denen die Farbe fast eine Schändung der keuschen Linie schien. Und doch hat er bei aller Bizarrerie ein Grundmotiv festgehalten, das wie in einer Fuge in allen Verschlingungen wiederkehrt, wie ja auch den tollsten Traum irgend ein Leitmotiv gleich einem roten Faden durchzieht. Dies Motiv — ich konnte mir nicht helfen, ich mußte es mir selbst immer nur das Tschibukmotiv nennen, nach dem gewundenen und perlenbesetzten Rohr der türkischen Pfeifen — ist mit allen möglichen indischen, persischen und romanischen Zutaten verarbeitet, behält aber doch seinen durchschlagenden byzantinischen Charakter. Man würde nur große Befangenheit verraten, wollte man diesen Bau ein Narrenhaus nennen, wie es mancher Künstler tut. Man muß sich nur von der Diktatur des antiken Geschmacks für eine Stunde freizumachen verstehen, um auch das Entzücken Iwans des Grausamen bei dem Anblick dieser architektonischen Orgie zu begreifen. (Er hat diesem Entzücken dadurch Ausdruck gegeben, daß er dem

Architekten die Augen ausstechen ließ, damit er kein zweites derartiges Meisterwerk schaffe.) Und an und für sich muß man sich sagen, daß die Aufgabe, dreizehn Kapellen mit dreizehn Türmen zu einem Bau auf kleinem Raum zu vereinigen, geistreich überhaupt nicht anders gelöst werden konnte, als durch die scheinbar regelloseste Phantastik. Akzeptiert man aber diese Voraussetzung, so kann man den Meister von Wassily Blashénny nur bewundern.

Nun, im Zeichen von Wassily Blashénny steht ganz Moskau, den Kreml mit inbegriffen. Es ist der Geist der Bizarrerie und üppigen Phantastik, der Geist des Südens und Ostens, der hier herrscht. Man empfindet den Schnee fast als ungehörig, so südlich ist der Charakter der Stadt. Auch der Kreml, vor dem wir nun stehen, ist Freiluftkunst, ein Seitenstück zum Viertel von San Marco in Venedig, wenn man das Meer hinwegdenkt. Man darf sich nämlich den Kreml nicht etwa als einen Palast denken, der Kreml ist ein ganzer Stadtteil, umgeben von einer zwanzig Meter hohen, zwei Kilometer langen Mauer, die ein unregelmäßiges Fünfeck umschließt. Er liegt auf einem ziemlich steil ansteigenden Hügel am Ufer der Moskwa und beherrscht die ganze Umgegend im weiten Rund. Seine Schönheit genießt man nicht im Innern der vielen Kirchen, Paläste und Kasernen, obgleich es auch da des Sehenswerten genug gibt. Sie erschließt sich nur von den Plattformen des Iwan Weliky-Turms oder von der Bastei, wo das Kolossaldenkmal Alexanders II.

steht. Am schönsten aber präsentiert sich der ganze Komplex vom jenseitigen Ufer der Moskwa, wo die hohe Mauer mit ihren zahlreichen Türmen und Kuppeln wie eine Ausgeburt morgenländischer Traumphantasie erscheint. Das glänzt und leuchtet in allen Farben, sticht in die Luft und grüßt doch freundlich herunter, man möchte nur immerfort in die Hände klatschen vor Vergnügen. Den Russen aber ist das Schmuckkästchen durchaus kein kindliches Spielzeug. Im Gegenteil. Da zieht man fein demütig die Mütze und hört nicht auf, sich zu bekreuzen. Denn „über Moskau nur der Kreml und über dem Kreml nur der Himmel“. Drinnen allerdings gewinnt auch der Muschik seine Kindlichkeit wieder, und wenn er vor den ungeheuren Kanonen steht, dem „Zar der Kanonen“, einem alten Bronzegeschütz, so steigt er unfehlbar auf die Pyramide der riesigen Kugeln, die davor steht, schwingt sich in die Höhe und gafft in den meterhohen Schlund des Geschützes hinein. Oder in das Loch der Glockenkönigin zu kriechen, die vor dem Iwan Weliky steht, worin zweihundert Menschen Platz haben, unterläßt er auf keinen Fall.

Wir, die wir keine kindlichen Muschiks sind, dürfen uns solche Scherze aber nicht erlauben; wir müssen gewissenhaft die Sehenswürdigkeiten dieser größten aller Raritäten absolvieren, was reichlich einige Tage in Anspruch nimmt. Dem Leser ersparen wir, uns zu folgen. Selbst die Schatzkammer mit ihren Krönungsinsignien und den faustgroßen Edelsteinen verlockt uns nicht zu einer Schilderung

— das könnte ja alles auch in Berlin oder Wien zu sehen sein.

Nur von der ganz erlesenen Schönheit der kolossalen Erlöserkirche muß noch gesprochen werden. Das Werk ist zu einzig in seiner Art, als daß man an ihm stillschweigend vorübergehen dürfte. Die Kirche liegt frei, weithin sichtbar, und bildet den glanzvollen Abschluß des Kremlbildes, von der Moskwa aus gesehen. In ihrer gewaltigen Höhe mit den kolossalen Goldkuppeln, von denen die mittlere 30 Meter im Durchmesser mißt, leuchtet sie wie eine Verheißung des Lichts in die bunte Romantik des Kreml hinein. Achtundfünfzig Hochreliefs in Marmor zieren die Fassade, sechzig Fenster geben dem Innern helles Licht, das durch unzählige Kerzen noch goldiger gefärbt wird. Die Pracht des ganz in Gold und Marmor gehaltenen Mittelschiffes überwältigt geradezu, und es bedürfte gar nicht der silbernen und goldenen Patriarchengewänder, um uns von dem ungeheuren Reichtum der russischen Kirche den allerstärksten Eindruck zu geben. Neben der Isaakskathedrale in Petersburg ist wohl diese Erlöserkirche mit bestimmt, dem Petersdom in Rom nationalrussische Konkurrenz zu machen. Ich glaube aber, man sollte sich der Vergleiche enthalten. Das Wort „Rome tatare“ stammt von Madame de Staël und hat mit einer gewissen Einschränkung auch die Billigung Moltkes erfahren, der Moskau ein „Rome russe“ nennen möchte. Ich kann da für meine bescheidene Person doch nicht mittun. Bei dem Worte Rom schwingen doch zu viele Unter-

töne in unserer Seele mit, als daß wir überhaupt einen Vergleich damit zulassen könnten. Aber für einen Russen? Wer weiß, wo ihn die Schauer der Ewigkeit mehr berühren, vor dem Petersdom oder vor dieser Erlöserkirche?

* * *

Doch nein, so darf man nicht fragen. Muschik und Kopéz, der Bauer und der kleine Kaufmann haben überhaupt kein Verständnis für ein Rom; ihnen imponiert auch keine Schönheit, ihnen imponiert nur der barbarische Prunk mit der Kostbarkeit der Materialien. Der gebildete Russe aber empfindet genau wie wir und wird die Imponderabilien des Wortes Rom nicht noch an einem anderen Orte der Welt suchen. Und diejenigen, die ich gesprochen habe, gerade in Moskau, hätten recht viel von dem „Originalen“ ihrer Heimat hingegeben für einen Hauch europäischer Atmosphäre. Die Kontinuität zwischen dem Zeitalter Iwans des Schrecklichen und dem heutigen besteht nicht für diese Edelleute, Advokaten und Journalisten von Moskau. Sie nehmen unser Entzücken über die Bizarrerien ihres Kreml, ihrer Kirchen und Klöster mit höflicher aber schmerzlicher Resignation auf. Es schmeichelt ihnen gar nicht, daß sie für den Westler Kuriositäten sind, wie etwa Baschkiren und Tataren, und sie wollen nichts davon wissen, daß sie verurteilt sein sollen, ein Leben im russischen Stil abseits von Europa fortzusetzen. Es ist ja doch romantisierende Reaktion und nichts weiter, diese

extreme Begeisterung für das Bodenständige, das oft genug nichts anderes ist als das verjährte Zufällige. Man hat längst nachgewiesen, daß die Gotik, für die man sich in der Zeit der germanischen Romantik so ausschließlich begeisterte, gar nicht gotisch, sondern französisch ist. Und so hat Rußland gar keine Veranlassung, seinen Stil für alleinseligmachend zu halten, der eigentlich byzantinisch ist. Byzanz ist aber Gegensatz zu Europa, dessen Weg über Rom und Wittenberg nach dem Paris von 1789 geführt hat. Und so will das fortschrittlich gesinnte Moskau auch los von Byzanz. Als ich recht tief im spezifisch Russischen untergetaucht war, legte man mir nahe, doch einmal einer Vorstellung im „Künstlertheater“ beizuwohnen und dann zu sagen, ob Moskau denn wirklich ganz russisch und asiatisch sei. Ich folgte diesem Rate und hatte es nicht zu bedauern.

---

## II.

Man hatte recht, mir einen Theaterbesuch zu empfehlen zur Widerlegung der Ansicht, daß Moskau eine stockrussische Stadt sei. Ein Hotel beispielsweise beweist gar nichts für den Charakter einer Stadt. Es verrät uns höchstens das Jahr seines Baues. Denn heute baut man in der ganzen Welt im bewährten „modern style“. Auch die eine oder andere elegante Straße besagt nichts. Da spielt die Nachahmung gesehener Muster eine zu große Rolle.

Das Theater aber, das bestehen will, muß sich dem herrschenden Geschmack so anpassen, daß es wirklich als bezeichnend für diesen betrachtet werden kann, und am Gehaben eines Theaterpublikums kann man sehr wohl Quantität und Qualität der Intelligenz einer Stadt erkennen.

Nun, das Künstlertheater, oder wie es wegen seiner „sezessionistischen" Einrichtung genannt wird, das Dekadententheater von Moskau ist geradezu ein Unikum. Es ist in bezug auf das malerische Bühnenbild den Meiningern überlegen und kann sich kühnlich mit den modernsten Bühnen messen, was Inszenierung und Echtheit des Stils anlangt. Freilich nach der Besetzung der einzelnen Rollen darf man nicht fragen; sie ist zum Teil unter — mittelmäßig. Ich habe einen Julius Cäsar mit angesehen, bei dem es die Verschwörer für nötig hielten, mit dem Aufwand aller Lungenkraft ihre Pläne in die Nacht hinauszuschreien. Dafür aber war die Wohnung des Imperators von einer Echtheit, die in Rom nicht hätte überboten werden können, ebenso das Forum, ebenso das Feldherrnzelt von Philippi. Die Massenszenen waren gradezu hinreißend geführt.

Für mich aber interessanter als die Aufführung war das Publikum. Und das Publikum, durchaus dem gebildeten Mittelstande angehörig, wußte genau so zu würdigen, was gelungen, was mißlungen war, wie nur irgend ein besseres Theaterpublikum in Wien oder Berlin. Auch das mit den einfachsten künstlerischen Mitteln sehr ansprechend ausgestattete

Foyer mit seinen Darstellungen aus der Geschichte des russischen Dramas und seinen zahlreichen Porträts von Schriftstellern und Theaterleuten wurde im Zwischenakte von diesem Publikum besucht und genossen. Hätte ich nicht immer die Laute der mir unverständlichen Sprache um mich gehört und nicht hier und da eine russische Studentenuniform gesehen, wäre mir nie in den Sinn gekommen, daß ich mich hier im Herzen Rußlands, so weit ab von der Kultur befand.

Und so auch die Familien, bei denen ich meine Abende verbrachte. Höchstens die Herzlichkeit, mit der man aufgenommen wird, sticht wohltuend ab von unseren Gepflogenheiten der vorsichtigen Reserve Fremden gegenüber. Aber diese herzlichen und gastfreundlichen Leute, die uns sofort an den Samowar nötigen, sind durchaus keine Hinterwäldler, sondern mit allen Vorgängen der Welt aufs innigste vertraut und haben ungemein scharfe Augen. Der sie besuchende Europäer, der da glaubte, sich vor ihnen inszenieren zu können, würde bald gewahr werden, daß die russischen Schriftsteller, die uns durch ihre tiefe Psychologie verblüffen, ihre Kunst nicht aus den Fingern gesogen haben. Sie ist den Russen sozusagen angeboren. Sie verbirgt sich nur unter den reizendsten Verkehrsformen, die mich insbesondere in Moskau geradezu bezaubert haben. Nirgends die geringste Pose, nirgends die geringste falsche Eleganz, nirgends der geheuchelte Enthusiasmus für Kultur, der uns gewisse Kreise unserer Großstädte so widerwärtig

macht. Liebenswürdigste Natürlichkeit ist der Grundton der Moskauer Geselligkeit. Literarische und künstlerische Interessen aber sind geradezu selbstverständlich in einer Gesellschaft, die im Konsum von Revuen kaum von der englischen erreicht wird. Freilich wird heute jedes andere Interesse vollständig in den Hintergrund gedrängt durch die Politik. Ich habe an Gesellschaften in den besten Kreisen der Gelehrtenwelt teilgenommen, in denen kaum die Jugend für anderes als die politischen Fragen Interesse zeigte. Selbst kleine deklamatorische Vorträge, mit denen einzelne Gäste sich auszeichneten, waren mit politischen Anspielungen gewürzt und wurden nur um dieser Würze willen von alt und jung gerne genossen.

* * *

Das Moskowitertum hat sonst einen üblen Ruf. Es gilt als die Verkörperung der russischen Reaktion gegen jeden Versuch zivilisatorischer Art, der von Petersburg ausgeht. Für das Kleinbürgertum, den altgläubigen Kaufmann zumal, mag das auch heute noch gelten. Der Adel des Moskauer Gouvernements, die Universität und die Mitglieder der freien Berufe, wie Ärzte und Advokaten, sind aber gerade in Moskau viel rücksichtsloser und freisinniger in ihrer politischen Kritik als etwa in Petersburg. Ein so oppositionelles Organ wie die „Russki Wjedomosti“ gibt es in Petersburg überhaupt nicht. Es existiert allerdings ein scharfer Gegensatz auch zwischen der Intelligenz von Moskau und dem offi-

ziellen Petersburg, aber dieser Gegensatz ist alles andere eher, als der zwischen Reaktion und Fortschritt. Es ist der Mühe wert, darauf näher einzugehen.

Das heutige russische Regime hat vom Kulturdespotismus Peters nur den Despotismus konserviert; der Zivilisationswille aber ist abhanden gekommen. Alle Regierungsweisheit besteht in der Verhinderung der Volksbildung; die Mittel dazu bietet die Polizei in der rücksichtslosen Verfolgung der nicht ganz staatsorthodoxen Intelligenz und der herrschende Geist des ancien regime in der Korrumpierung aller obersten gesellschaftlichen Elemente. Die Demoralisation wird von Amts wegen sozusagen gefördert. Wie unter den Bauern der als verdächtig gilt, der beim Lesen der Bibel überrascht wird, so setzt sich in Petersburg ein vornehmer junger Mann dem Argwohn der Behörden aus, wenn er an den „Zerstreuungen der Jugend“ nicht den ihm zustehenden Anteil nimmt. Herrenmäßige Menschenverachtung ist denn auch die Voraussetzung jeder Karriere in dem nordischen Paris. Das Glücksjägertum hat nirgends ein Gewissen, am wenigsten dort, wo es in militärischer Form auftritt. Da ersetzen Korpsgeist und Standesbegriffe bis zur absoluten Feindseligkeit die Moral. Man ist elegant und schneidig, stets bereit, das Leben zu wagen oder vielmehr es für den nichtigsten Tand in die Schanze zu schlagen. Man ist irreligiös und antimoralisch aus Prinzip, aber man ist von strengster äußerlicher Orthodoxie und monarchisch bis auf die Knochen.

Dies antimoralische (antidemokratische) oberflächliche und glänzende Petersburger Übermenschentum ist es, wogegen Moskau in allem und jedem den Gegensatz bilden will. Man ist menschenfreundlich, demokratisch, herzlich und gewollt unscheinbar in Moskau. Man gibt sich auch den Anschein, weniger zu streben als in Petersburg. Der Moskauer Kopéz (Händler) ist steinreich. Aber er bleibt in seinem kleinen Geschäftchen mit schmaler Eingangstüre und denkt nicht daran, den Kaftan, das altväterische lange Überkleid und die hohen Stiefel, in denen die Hosen stecken, abzulegen. Doch möchte ich nicht gerade auf diesen Kaufmann mich berufen, denn er ist es eben, der Moskau in den Ruf der Fortschrittsfeindschaft gebracht hat. Aber ein wenig hängt doch wohl auch der Widerstand, den der Moskauer Adel den Petersburger Sitten leistet, mit der trotzigen Selbstherrlichkeit jener altgläubigen Kaufleute zusammen. Wie dieser Kopéz von dem eleganten Kommis des Petersburger Kaufherrn sich nicht imponieren läßt, sondern bei seinen altangestammten Sitten bleibt, so läßt sich auch der Moskauer Edelmann von der Eleganz schneidiger Petersburger Gardeoffiziere nicht imponieren. Man trägt sich auch in Moskau elegant, ja pariserisch. Aber das schnöde Übermenschentum der Petersburger Amtsstreber erscheint den Moskauern nicht als zivilisatorischer Fortschritt, sondern als großstädtische Verderbtheit, die man verachten müsse. Drum bewahrt man in dieser Moskauer Intelligenz die patriarchalische Herzlichkeit. Man ist in erster

Linie Mensch und will es bleiben. Es ist nicht ganz zufällig, daß Leo Tolstoi so manchen Winter in der Moskauer Gesellschaft verbracht hat. In der Petersburger hätte er es nicht getan.

* * *

Die schönste Schöpfung dieses selbstbewußten lokalpatriotischen Moskauertums ist das Geschenk eines einfachen Kaufmanns, um das Moskau von allen Städten der Welt beneidet werden darf, die Tretjakow-Galerie, die größte und wertvollste Privatsammlung, die überhaupt existiert. Ihre Kenntnis ist für die Geschichte der modernen russischen Malerei einfach unentbehrlich. Das Petersburger Alexandermuseum hat einzelne Prachtstücke von Rjepin, Aiwasowsky und die schönsten Plastiken von Antokolski, aber gegen die 2000 Nummern der Tretjakow-Galerie kommt es nicht auf. Die Gründer haben außer dieser unschätzbaren Sammlung auch noch ein eigenes Haus und ein Kapital geschenkt, von dessen Zinsen auch nach ihrem Tode die Sammlung noch ergänzt werden konnte. Der Eintritt ist natürlich für jedermann frei. Nicht einmal Garderobegebühren dürfen von den Besuchern erhoben werden.

In dieser Galerie kommt man erst zur Erkenntnis, daß die russische Malerei der russischen Literatur nahezu ebenbürtig ist, daß auch sie ihre Tolstoi, Turgenjew und Dostojewski hat. Da ist vor allem Iljan Rjepin mit einer ganzen Kollektion von Porträts und großen Genrebildern. Ich habe

an anderer Stelle, in einem eigenen, diesem größten russischen Maler gewidmeten Artikel einige jener Kunstwerke zu schildern versucht und will mich hier nicht wiederholen, nur die Porträts von Leo Tolstoi will ich noch erwähnen, deren Nachbildungen jetzt auch im Westen zu finden sind. Da ist der Dichter einmal hinter dem Pfluge, das andere Mal barfuß im Garten, die Hände im Gürtel, den Kopf nachdenklich auf die Brust gesenkt. Es ist das beste Bild, das von Tolstoi existiert. Rjepin hält auch als Porträtist den Vergleich mit den allerersten Künstlern aller Zeiten aus. Die Stärke seiner Charakteristik ist geradezu beispiellos.

Besonders groß erscheinen mir die Russen aber auf dem Gebiet des realistischen Genres und der Landschaft, entsprechend ihrer Literatur, die auch nirgends den festen Boden der Beobachtung verläßt und doch oder gerade darum ganz einzig ist in der Fixierung der jedem Geschehnisse, jeder Landschaft eigentümlichen Atmosphäre und Stimmung. Unter den Malern des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts, die schon unter dem Einflusse Rjepins gearbeitet haben, gibt es keine Süßlichkeit des Farbenauftrags mehr. Alles ist ehrlich geschaut und kraftvoll wiedergegeben. Keine Düsseldorferei und keine Anekdotenmalerei. Freilich, einem an sich wirksamen Sujet gingen sie durchaus nicht aus dem Wege, und selbst ein bißchen politische Nebentendenz scheuen sie durchaus nicht. Aber sie sind darum nicht weniger Künstler, weil sie es verschmähen, durch Beschränkung auf ausschließlich

neutralen Sujets von den Fanatikern der l'art pour l'art-Doktrin das Recht auf den Künstlernamen zu erbetteln. Im Gegenteil. In der Naivität, mit der sie sich auch in ihrer Kunst als Menschen ihrer Zeit zeigen, geben sie zu erkennen, daß das Problem l'art pour l'art für sie jeder Bedeutung entbehrt, da ist es bei ihnen selbstverständliche Voraussetzung ist, daß sie nur mit den Mitteln ihrer Kunst wirken wollen und jedes Kunstwerk in erster Linie doch nach seinen künstlerischen Qualitäten werten. Nur hindern lassen sie sich nicht durch eine scheinbar neutrale, in Wirklichkeit aber reaktionäre Doktrin, ihre Sympathie für alles Freiheitliche und Menschliche zum Ausdruck zu bringen.

Da ist z. B. von Jaroschénko ein Bild, das den harmlosen Titel führt: „Überall ist Leben“. Es dürfte, ja es sollte eigentlich in der Galerie des Kaisers hängen, denn es ist ein Werk christlichster Gesinnung. Sträflinge füttern aus dem Eisenbahnwaggon, der sie in die Verbannung trägt, Tauben. Malerisch ist es vorzüglich. Das Licht fällt voll auf die girrenden Tauben im Vordergrund und auf die Sträflinge, die ihre Gesichter gegen die Eisenstäbe des Waggonfensters pressen. Man blickt durch den Waggon und sieht auch auf dessen Rückseite ein solches Gitterfenster, an dem ein Mann steht und hinausschaut. Das Innere des Waggons ist fast dunkel. Die Gruppe der Sträflinge im Vordergrund besteht aus einem jungen Mann, offenbar dem Schuldigen und seinem Weibe, das ihm mit dem einjährigen Kinde auf dem Schoße in die Verbannung

folgt. Dem Kinde zuliebe, um ihm eine Freude zu machen, füttert man die Tauben. Ein bärtiger Alter schaut vergnügt zu und neben ihm ein jüngerer, schwarzbärtiger Mann, dem man schon eher eine kleine Missetat zutrauen würde. Aber auf den Gesichtern aller dieser Ausgestoßenen liegt eine so kindliche Heiterkeit, eine so sichtbare Mitfreude an der Freude des Kindes, daß man eher an ihrer Schuld zweifelt als daran, daß sie noch gütiger, menschlicher Regungen fähig sind. Aber dennoch hat man für den Kaiser dies Bild christlichen Erbarmens nicht gekauft. Denn man hat wohl verstanden, was es trotz seines harmlosen Titels sagen will. „*Überall ist Leben*" soll gelesen werden: *Überall ist Erbarmen, überall ist Menschlichkeit, nur nicht bei der Polizei, beim Staate, bei der Autokratie.* Was mögen diese guten Leutchen verbrochen haben, die da so freundlich einem Kindchen zuschauen, das jauchzend Tauben füttert. Schwerlich etwas, wofür sie von der Heimatscholle weggerissen und in die eisigen Einöden Sibiriens verschickt werden müßten. Der junge Vater mit seinem freundlichen Gesicht, war er vielleicht „ins Volk gegangen", zu lehren, daß auch der Bauer ein Mensch ist, so gut wie der Polizei-Pristaw? Und man denkt mit Schaudern, daß auch im Vorjahre an die 2000 „Politische" in das Gouvernement Irkutsk verbannt worden sind . . .

Das ist das russische „Genre". Es ist voller Beziehungen, aber niemals bloß Illustration irgend einer Tendenz. Leicht macht sich der Maler die Lösung seines Problems nicht und spekuliert nicht

auf das entgegenkommende Einverständnis des Betrachters, der zufrieden ist, wenn er nur seine Gesinnungen angedeutet findet. Nein, ein solches russisches Genrebild ist vollwertig in der Charakteristik der Köpfe, in der Perspektive, in der Verteilung von Luft und Licht. Reiner tritt das bloß malerische Moment allerdings in der Landschaft hervor. Und darin leisten die Russen auch ganz Erstaunliches. Sie haben den Blick des Naturmenschen für die Eigentümlichkeiten der Landschaft, wie wir im Westen ihn uns erst wieder anerziehen müssen. Welcher westeuropäische Schriftsteller wäre imstande gewesen, Naturstudien wie Leo Tolstois „Kosaken“ oder wie die Heuernte aus „Anna Karenina“ zu schreiben? Und so möchte man auch fragen, welcher Westeuropäer hat so den Wald studiert wie Schischkin und das Meer wie Aiwasowsky? Oder Fluß und Luft wie Levitan? Da hängt ein Bild von Schischkin in der Tretjakow-Galerie „Morgen im Fichtenwald“. Eine Bärenfamilie macht sich an einer gestürzten und zersplitterten Riesenfichte zu schaffen. Da lebt jeder Zweig, die possierlichen Braunen sind genau so wahr, wie das Moos im Vordergrund und der Dunstschleier über den Bäumen des Hintergrunds. Merkwürdigerweise wirkt Schischkin in der Radierung stärker als im Ölbilde, dessen Farben ein wenig trocken bleiben. Aber seine Radierungen, die ich dank der Güte des Senators von Reutern in Petersburg in ersten Abzügen genießen konnte, sind wahre Kabinettstücke an Stimmung und Charakteristik. Es

ist, wenn man so sagen darf, der Psychologe des Baumschlags. Ein Baum auf der Düne ist eine ganze Tragödie aus dem Leben der Nadelhölzer.

Aiwasowsky, der Virtuose der bewegten See, ist effektvoller als der stille Schischkin. Seine Seestürme mit ihren transparenten Wellen jagen dem Beschauer geradezu Schrecken ein. Das Schwarze Meer war das Lieblingsobjekt seiner Darstellungen. Da scheinen alle Furien losgelassen zu sein, um den Fischer und gar den Schiffer zu ängstigen. Und diese Fluten leuchten, schimmern, sind wie mit durchsichtigen Glanz übergossen. Levitan wiederum hat den Reiz der unbewegten Wasserflächen begriffen wie kein zweiter. Sein Pinsel ist ganz in Stimmung getaucht. In Worten läßt sich die Schönheit seiner Bilder gar nicht wiedergeben. Er scheint ein ganz besonderes Organ für die Nuancen der Atmosphäre zu haben. Er soll über 70 Jahre alt geworden sein.

Die Kollektion Wereschtschagin hat nun noch einen besonders traurigen Aktualitätswert erlangt infolge des jähen Endes des Meisters. Die Tretjakow-Galerie hat außer den Napoleonbildern, die im Alexandermuseum prangen, fast die ganze Lebensarbeit des Virtuosen beisammen. Sein Wirken ist allerorten erst jüngst gewürdigt worden. Das Können des Vielgewandten war erstaunlich, seine philantropische Gesinnung und sein epigrammatischer Geist würzten die virtuos vorgetragenen Bilder, aber von ihm läßt sich trotz aller Virtuosität vielleicht am ehesten sagen, daß er die Malerei zu Zwecken

benutzt hat, die ihr fremd sind. Denn es war selten das malerische Problem, das ihn reizte. Nur seine koloristischen Orientstudien sind gewissermaßen absichtslos.

Es ist schwer, aus dieser Fülle von guten Meistern diejenigen herauszuheben und besonders zu nennen, die man vor allen anderen kennen müßte. Gemälde lassen sich ja auch nicht so leicht zugänglich machen wie Bücher, und erzählen läßt sich der Inhalt eines Bildes überhaupt nicht. So begnüge ich mich denn, nochmals die Namen Rjepin, Schischkin, Levitan und Aiwasowsky, dann aber auch die des Porträtisten Kramskoi, des Stimmungslandschafters Gay und des Genremeisters Makowsky zu nennen. Jedermann aber, den sein Weg je nach Moskau führt, sei der Besuch der Tretjakow-Galerie dringend empfohlen. Ein Volk, das solche Künstler auf allen Gebieten aufweist, wie das russische, hat nicht nur ein Recht auf das stärkste Selbstbewußtsein und auf die allgemeine Sympathie der Kulturmenschen; es hat auch vor allem ein Recht darauf, von seinem eigenen Machthaber für voll genommen und nicht wie eine Sklavenhorde behandelt zu werden.

* * *

Aber dafür ist den Oberen das Verständnis noch nicht aufgegangen. Man darf sich in Rußland noch so oft vornehmen, sich einmal einen Tag lang um die leidige Polizei gar nicht zu kümmern, man wird immer wieder mit der Nase darauf gestoßen. Unser

Weg von der Tretjakow-Galerie hinüber ins Hotel führt an einem langgestreckten, kasernenartigen Gebäude vorüber. Wir fragen unserem Begleiter nach dem Zweck desselben. Er erzählt uns sofort einiges Interessante. Zunächst: der Riesenbau ist die Manege, das Exerzierhaus für das Militär bei schlechtem Wetter. Sein gewölbtes Dach liegt auf den Mauern ohne eine weitere Stütze im Innern. Das Gewicht des Daches ist so groß, daß schon mehrfach die Mauern ins Rutschen kamen und nur mühsam gestützt werden konnten. Architekten hatten Voranschläge einer Abänderung gemacht, die aber ungezählte Tausende verschlungen haben würde. Man konnte sich zu nichts entschließen, und derweil wurde der Übelstand immer ärger. Schon war man nahe daran, in den sauren Apfel eines teuren Umbaus zu beißen, da erschien ein Bäuerlein und versprach, für hundert Rubel binnen einer Nacht zu helfen. Man ließ ihm gewähren und er half. Er bohrte einfach in den Scheitel des Blechdaches ein Loch, durch das die Luft ein- und austreten konnte, und sofort lag das Dach federnd auf den Mauern, ohne sie weiter durch Kaprizen zu gefährden. So die Erzählung des Moskauers. Ob sie richtig ist oder auch von Sachverständigen dafür gehalten worden, wage ich nicht zu beurteilen. Interessant genug schien sie mir, um mitgeteilt zu werden. Aber was mich noch stärker interessierte, war der Nebenberuf des Gebäudes. Es befindet sich in der Nähe die Universität. Finden nun Studentendemonstrationen statt, so weiß man es so einzurichten, daß die jungen Leute von Ko-

saken umzingelt und in diese Manege hineingetrieben werden, wo man sie dann zu Tausenden hinter Schloß und Riegel hält, bis die wohllöbliche Behörde sich diejenigen herausgesucht hat, die am zweckmäßigsten als Revolutionäre zu bezeichnen sind. Der Zufall hat gewollt, daß man gewöhnlich die Juden unter ihnen festnahm, seitdem Herr v. Plehwe für seine Theorie von der ausschließlich jüdischen Opposition die statistischen Belege brauchte.

Nach oben mochten ihm die Denunziationen gelingen, nach unten nicht. Ich habe gerade in Moskau gefunden, daß der Verkehr zwischen den intelligenten Christen und den wenigen Juden, denen der Aufenthalt in der Stadt gestattet wird, ein äußerst herzlicher ist. Die politische Erbitterung, der Verzweiflungskampf gegen das Regime eint sie alle — nach russischer Sitte tauschen sie Umarmung und Kuß bei jeder Begegnung, gleichviel, ob Jude oder Christ, wenn sie nur sonst Freunde sind. Es war für mich Westler ein interessantes und beschämendes Schauspiel, zu sehen, wie junge russische Edelleute mit weltbekannten Namen ihre jüdischen Freunde bei Willkomm und Abschied auf Mund und Wangen küßten. Mit diesem Eindruck nahm ich Abschied von Moskau. Mag der politische Druck noch so entsetzlich sein, eines haben die Menschen in diesem Kerker sich bewahrt, die Menschlichkeit, und so werden sie einst noch glücklich werden, wie sie heute in manchem schon glücklicher sind als wir, weil sie Menschen geblieben sind. Einer bekannten Schriftstellerin, die mich nötigte, ihr einige

Zeilen ins Stammbuch zu schreiben, schrieb ich die Worte, die ich hier wiederhole, weil sie die Summa meiner russischen Eindrücke, insbesondere nach den wohltuenden Moskauer Tagen ziehen: „Rußland ist ein Kerker, aber er ist von Menschen bewohnt. Der Westen ist frei, aber er kennt fast nur noch Geschäftsleute. Manchmal glaube ich fast, daß wir Sie beneiden sollten . . .“





## Die russische Studentenschaft.

Nicht allzulange nach der Demission Sängers, des ehemaligen Unterrichtsministers, suchte ich einen Universitätsprofessor auf, der mir als genauer Kenner der Universitätsverhältnisse bezeichnet worden war. Es ist selbstverständlich, daß mein Besuch bei ihm vorbereitet wurde; die russischen Zustände gestatten es ja niemandem, vor allem keinem Staatsbeamten, sich vor Unbekannten rückhaltslos auszusprechen.

Die Mitteilungen, die ich von diesem Gewährsmann empfing, deckten sich in bezug auf die Beurteilung der allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Lage Rußlands mit denen, die ich allerorten erhalten habe. Elend, Verzweiflung, unausbleiblicher Zusammenbruch, das waren auch hier die Worte, die aus den Darlegungen am vernehmlichsten herausschallten, und es wäre fast überflüssig, daß ich diese Unterredung wiedergäbe, wenn nicht doch noch einige Details zur Sprache gekommen wären, die besonders charakteristisch sind für die hochgradige Gärung, in der sich gerade jetzt das intellektuelle Rußland befindet.

Es waren kurz zuvor einige Studenten verhaftet worden. Ich fragte nach der Ursache der Verhaftung und nach dem voraussichtlichen Schicksal der jungen Leute.



„Es hat eine Studentendemonstration für die Japaner stattgefunden, die denunziert worden ist. Das war die Ursache der Verhaftungen. Über das Schicksal der Unvorsichtigen läßt sich noch nichts sagen," antwortet der Professor.

„Sie sagen, die Studenten haben für die Japaner demonstriert? Das ist doch kaum zu verstehen!"

„Und doch ist es so. Die ganze Intelligenz und also auch die Studentenschaft betrachtet die Japaner als einen unverhofften Bundesgenossen im Kampfe gegen das System und so verhehlt man nicht seine Sympathien für sie. Ein Nationalhaß besteht ja ohnehin nicht."

„Aber es sind doch die eigenen Brüder und Volksgenossen der Studierenden, die es mit ihrem Blut bezahlen müssen, wenn die Japaner siegreich bleiben!"

„Das ist nur zum Teil richtig. Erstens hat man zunächst Polen, Juden und Armenier auf den Kriegsschauplatz geschickt, so daß die russischen Familien den Krieg am eigenen Leibe noch nicht zu sehr spüren, und dann ist der Russe gewöhnt, daß Opfer bluten müssen für die Sache der Freiheit. Die Verhafteten stehen den übrigen Studenten jedenfalls näher, als die nach dem Kriegsschauplatz dirigierten Truppen."

„Aber sie haben doch ihr Schicksal herausgefordert!"

„Das gehört mit zum Kampfe gegen das System. Man sucht das Märtyrertum, seitdem man sich

überzeugt hat, daß mit bloßen Protesten und Petitionen nichts erreicht wird. Es spielt vielleicht auch etwas asiatischer Fatalismus mit und eine geringere Wertung des Lebens, als im Westen. Vor allem aber doch wohl die Überzeugung, daß die öffentliche Meinung die Opfer zu würdigen wisse und ihr Verhalten billige."

„Also wäre auch Ehrgeiz mit im Spiele?"

„Wenn Sie es so nennen wollen. Ein bißchen davon ist in jedem Märtyrertum. Die stärkste Triebfeder ist aber doch der jugendliche Opfermut, der Glaube, mit der Selbstaufopferung etwas für die Sache zu erreichen, der Fanatismus mit einem Worte. Es geschehen dabei ja die unglaublichsten Dinge, wie beispielsweise, daß sich ein Student im Gefängnisse mit der Petroleumlampe übergossen und angezündet hat, nur um damit gegen den Absolutismus zu demonstrieren."

„Ich habe von dieser entsetzlichen Geschichte gehört."

„Die jetzt Verhafteten," fuhr der Professor fort, „werden zum Teil vielleicht ganz bald freigelassen werden, da ich nicht glaube, daß man augenblicklich Lust hat, viel Staub aufzuwirbeln. Soweit sie aber Juden sind, werden sie wohl strenger bestraft werden, schon zu statistischen Zwecken."

„Ich verstehe."

„Ach, Sie wissen schon, daß man eine eigene Judenrubrik bei der Polizei führt, um zu beweisen, daß die Gärung nur von den Juden hervorgerufen werde. Herr Plehwe behauptet, er habe 40000 poli-

tische Angeklagte, wovon 80 Prozent Juden seien. Das ist künstliche Mache, nicht die Gärung. Ich kann umgekehrt wohl sagen, daß oft genug eben wegen dieser Statistik und weil die Juden ganz anders bestraft werden, als die Söhne vornehmer Familien, den Juden von ihren Kommilitonen nahegelegt wird, sich nicht zu exponieren, aber sie sind natürlich vom allgemeinen Fanatismus der Selbstaufopferung mit angesteckt."

„Woher stammen denn aber die speziellen Studentenunruhen, über die so oft berichtet wird? Handelt es sich da nicht um Universitätsangelegenheiten?"

„In den allerseltensten Fällen. Meist sind es Vorgänge der allgemeinen Politik, die in der Studentenschaft besonders lebhaftes Echo finden; die Reformen, die von uns, den Professoren, für die Universität verlangt werden, werden von den Studenten sogar aus dem Grunde verworfen, weil sie Ursachen zur Unzufriedenheit nicht beseitigen lassen wollen."

„Um welche Reformen handelt es sich da?"

„General Wanowski, der frühere Unterrichtsminister, war wohl ein beschränkter Mann, der die Universität für eine Kaserne hielt, die Professoren mit Obersten und Hauptleuten, die Studenten mit den Mannschaften verglich und erklärte, es fehle an nichts als an Unteroffizieren, die ihre Korporalschaften in Ordnung hielten; aber er erwies uns doch soweit Entgegenkommen, daß er achtzehn Fragen stellte, auf die der Lehrkörper

zu antworten hatte. Schauen Sie hier her“ — der Professor wies auf einen dicken Stoß Druckschriften — „hier haben Sie das Resultat unserer Enquete.“

„Und was ist in ganz kurzen Worten der Kern Ihrer Wünsche?“

„Ein Wort genügt: Autonomie. Wir wollen Lehrfreiheit, wie in Deutschland, selbständige Ordnung unserer eigenen Angelegenheiten und Befreiung von der Vormundschaft anderer Ressorts, die für uns weder Verständnis noch Interesse haben. Diese Forderung ist einstimmig von allen Universitäten ausgesprochen worden; in Moskau haben sich vom ganzen Lehrkörper nur zwei Professoren für das bisherige System erklärt.“

„Und haben Sie irgend etwas durch Ihre Enquete erreicht?“

„Einiges wenige. Wir haben ein eigenes Universitätsgericht von Professoren erlangt und die Erlaubnis zur Bildung von wissenschaftlichen Vereinigungen der Studierenden.“

„Das ist doch nicht allzuwenig. Und Sie sagen, damit sind die Studierenden nicht einverstanden?“

„Nein, sie fürchten, daß durch diese Zugeständnisse die Unzufriedenheit verringert werden könnte und sie wollen unzufrieden sein, bis sie alles erreicht haben.“

„Was ist alles?“

„Konstitution und Preßfreiheit. Sie bedienen sich auch nicht des Rechtes zu wissenschaftlichen Vereinen. Es wird jetzt überhaupt kaum studiert

an unseren Universitäten; die Politik hat alles verschlungen, die radikalen Elemente haben die Führung ganz an sich gerissen. Man hofft in wenigen Monaten, durch Demonstrationen und Gott weiß welche Schicksalshilfe eine Konstitution zu erlangen, und dann ist noch immer Zeit zu studieren. Vorläufig wäre auch das Studium ein Verrat an der Sache der Freiheit. Die Universitäten sind nur noch politische Feldlager, die auf die Marschordre warten, weiter nichts."

„Aber dann müßten sie doch mit dem autonomen Universitätsgericht zufrieden sein, das ihre jugendlichen Vergehen jedenfalls milder beurteilt als die Polizei."

„Es unterliegen erstens nur die Disziplinarvergehen unserer Justiz; zweitens aber vergessen Sie, daß die Studenten überhaupt nicht milde behandelt, sondern geopfert sein wollen."

„Freilich. Man lernt schwer mit einem Motiv rechnen, das man kaum begreift. Aber eins bleibt mir noch immer unverständlich. Man kann doch nicht gerade sagen, daß Rußland ein radikales Land sei, in dem Sinne, daß die ganze Oberschicht radikal wäre. Wie kommt es, daß die Studentenschaft, die doch vorwiegend aus der Oberschicht hervorgeht, so geladen ist mit revolutionären Tendenzen?"

„Ich kann Ihnen mit einem französischen Worte, das zwar für uns nicht besonders schmeichelhaft ist, antworten: Le russe est libéral jusqu'à trente ans et après — canaille. Der Russe ist absolut nicht konservativ, auch nicht der Beamte. Er kann

konservativ tun aus Amtsstreberei, aber in seinem Hause bleibt er doch frei gesinnt, und die Jugend, die noch nicht gelernt hat zu mucken und zu ducken, die schämt sich der Doppelzüngigkeit der Eltern und enthüllt immer wieder die wahre Gesinnung des Hauses. Dann aber ist doch unser ganzer Gutsbesitzerstand mehr als liberal, mit Ausnahme des Hochadels. Übrigens zwei- bis dreihundert konservative Studenten befinden sich ja auch an jeder großen Universität, die jetzt einen Geheimbund gebildet haben zum Schutze der heiligen Ordnung — es ist charakteristisch, daß es der ‚Nowoje Wremja' erlaubt worden ist, den Aufruf zur Bildung dieses Geheimbundes abzudrucken, obgleich bei uns alle geheimen Gesellschaften verboten sind."

„Und sind diese konservativen Studenten ihren Kommilitonen nicht gefährlich?"

„Bisher beschränken sie sich auf patriotische Demonstrationen. Sie könnten gefährlich werden, wenn sie sich einmal entschließen würden, Vorlesungen zu besuchen, aber auch dann nicht ihren Kommilitonen, sondern den Professoren, die sich ja weitgehender Lehrfreiheit erfreuen und von dem Rechte der Meinungsäußerung — natürlich im Rahmen des Fachs — auch Gebrauch machen. (Bald nach dieser Unterredung ist in der Tat ein Professor in Charkow, der sich sympathisch über die Japaner ausgesprochen hatte, von konservativen Studenten denunziert und von der Behörde diszipliniert worden, was zu großen Studentendemonstrationen geführt hat.) Für die Beaufsichtigung der Professoren und

Studierenden ist übrigens durch eigene Spitzel gesorgt, die zum Glück so ungebildet sind, um zu verstehen, was gesprochen wird, und deshalb wenig Unheil anrichten können."

„Haben die Professoren Fühlung untereinander, so daß sich eine Art Korpsgeist der Universität bilden kann?"

„Ganz entschieden. Die gemeinsame Not, das Verbot zur offenen politischen Betätigung führt sie zusammen. Wo anderwärts Rivalitäten oder Verschiedenheit der Ansichten Spaltungen hervorrufen, da ist hier nur ein solidarisches Ganzes — die Unterdrückung ist der festeste Kitt. Nur so ist es auch möglich, dem Polizeiabsolutismus einigen Widerstand entgegenzusetzen. Wir sind in der offenen Resistenz ganz schwach, ja geradezu wehrlos gegen die Brutalität des Systems, aber in der passiven fast unüberwindlich durch den Kontakt, in dem wir miteinander stehen."

„Ach, so komme ich auch auf eine der von mir so lange gesuchten unterirdischen Quellen der öffentlichen Meinung in Rußland?"

„Gewiß, die Universitäten bilden zum mindesten einen Hauptkanal."

„Und Sie halten die nächste Generation für durchaus freiheitlich?"

„Durchaus."

Auf meine Frage, mit der ich mich von jedem meiner Gewährsmänner trennte, was er von der nächsten Zukunft Rußlands halte, antwortete dieser

Professor, der besonders kompetent ist für die Beantwortung gerade dieser Frage:

„Wir sind entkräftet. Der Übergang zur Geldwirtschaft, der Bau von Eisenbahnen, die Zollgesetzgebung, die Anziehung der Steuerschraube schaffen für eine Weile Geld, aber keine Kraft. Wir stehen vor der Krise. Ich glaube, der Krieg wird sie gewaltig beschleunigen und uns zwingen, den Coupon zu kürzen. Dann kann es meiner Ansicht nach nicht lange dauern bis zur Einberufung einer Art von Nationalversammlung. Das ist mein Glaube und meine Hoffnung. Zustände der Exaltation wie die jetzigen an unseren Universitäten sind auf keinen Fall lange zu ertragen. So oder so muß bald eine Änderung eintreten und wir müssen an der Hoffnung festhalten: zum Besseren.“





## Russische Sektierer und Sozialisten.

Eines Tages wurde ich zu einem jungen russischen Edelmann gebracht, der sich mit dem Spezialstudium des Sektenwesens befaßt. Wir fuhren hinaus auf den äußersten Gürtel von Moskau, hielten vor einem kleinen Palais, mein Begleiter, ein anderer junger Bojar, spricht mit der Dienerschaft. Nach einer Minute werden wir über eine breite Marmortreppe in das erste Stockwerk geführt, wo sich eine Flucht hochmodern eingerichteter Gemächer vor uns auftut. Ich sage zu meinem Begleiter, daß es doch eigentlich Landesgrenzen nicht gebe, denn dieses kleine Palais mit seinen Interieurs modernster Stilart könne ebensogut in Paris oder London, wie hier in Moskau stehen. Statt jeder Antwort deutete der Bojar auf das Heiligenbild, das oben in einem Winkel angebracht war. Modern im Stil, eine Bibliothek mit modernster philosophischer Literatur und darüber das orthodoxe Heiligenbild — wir sind doch in Moskau.

Der Hausherr kommt, umarmt und küßt seinen Freund, die Vorstellung wird vollzogen, wir reichen uns die Hände, Zigaretten werden angebrannt und ohne weitere Umstände langt der junge Edelmann einige Hefte aus einer Schublade und beginnt mir ein Privatissimum zu lesen. Mein Begleiter hilft

aus, wo einmal die Sprachkenntnisse des Hausherrn nicht ausreichen, und so bin ich in der Lage, nach meinen Notizen ein kurzes Exzerpt aus einem Werke zu geben, das in Rußland nicht gedruckt werden darf, weil es sich mit dem verbotenen Thema des Sektenwesens in nicht ganz zensurfähiger Form befaßt.

Welche Bedeutung die Sekten für die innere Struktur des russischen Volkes haben, läßt sich wohl am besten durch einige Ziffern darlegen, die ungefähr die Kopfzahl der Sektierer angeben. Im Jahre 1860 rechnete man etwa 10 Millionen Raskolniks (Ketzer), im Jahre 1878: 14 Millionen, im Jahre 1897 schon 20 und heute fast 30 Millionen Russen, die der orthodoxen Kirche nicht nur nicht angehören, sondern ihr feindlich gegenüberstehen, und ihre Feindschaft naturgemäß auch auf den Staat ausdehnen, der sich mit der orthodoxen Kirche identifiziert. Die Sekten sind auch weiter in unausgesetzter Vermehrung begriffen und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß sie dem religiösen Bedürfnisse des russischen Volkes weit mehr entsprechen als die Staatskirche, wie sie auch heute schon den moralisch wertvollsten Teil der Nation umfassen.

Mich haben die Sektierer weniger an sich interessiert, obgleich ja jede Äußerung des menschlichen Glaubenstriebs von psychologischem Interesse ist, als von dem Gesichtspunkte aus, inwieweit sie geeignet wären, die Cadres einer Revolutionsarmee zu bilden, die den Absolutismus entwaffnen und niederbrechen und dann die neue Ordnung der

Dinge in die Hand nehmen könnte. Darüber suchte ich mich aus dem Vortrage meines liebenswürdigen Gewährsmannes zu unterrichten, danach fragte ich auch direkt. Die erhaltenen Aufklärungen lassen eine baldige revolutionäre Organisation nicht erwarten. Eine Rettung kann nach ihnen von unten nicht kommen. Der Absolutismus hat die Volksmassen nicht mehr in der Hand, aber er vermag wenigstens jede einheitliche Organisation der Unzufriedenen zu verhindern und die oppositionelle Intelligenz hat den Weg zum Volk bis in die jüngste Zeit noch nicht gefunden. Aus den allerletzten Jahren erst wird gemeldet, daß die Bauernschaft beginne, Symptome seltsamer Erregung zu zeigen, deren Urheber man nicht kennt. Die Regierung tut was sie tun kann; sie hat — 9 Millionen Rubel für die Verstärkung der berittenen Landpolizei ausgeworfen.

Nach der allgemeinen Ansicht sind die Sekten entstanden, weil Patriarch Nikon die im Gebrauch befindlichen, fehlerhaft geschriebenen Heiligenschriften und Ritualbücher durch sorgfältig nach den Originalen hergestellte Texte habe ersetzen wollen, die am alten Schlendrian hängende Geistlichkeit sich dem aber widersetzt habe. Als das große Konzil vom 13. Mai 1667 sich für die Nikonschen Reformen aussprach, sei die Spaltung dadurch vollzogen worden und von da an die Opposition der „Altgläubigen“ (Astarowerzy) der Kern aller volkstümlichen Bewegungen gegen das Zarentum gewesen. Mein Gewährsmann ist anderer Meinung. Nach seiner Auf-

fassung sind die Sekten sofort mit der Einführung des Christentums entstanden und repräsentierten den Widerstand des schlichten heidnischen Volkes gegen die komplizierte Kasuistik der byzantinischen Kirche. Bis zum 14. Jahrhundert habe die Kirche versucht, mit den Sektierern zu gehen und habe es geduldet, daß die Prozessionen nach altheidnischem Brauche mit der Sonne, statt gegen sie gehen. Vom 14. Jahrhundert aber sei sie mit der Staatsgewalt gegangen und daher datiere die Staatsfeindlichkeit der Sekten. Bis zum 17. Jahrhundert aber wurden auch noch regionale Götter als Ortsheilige geduldet. Seit aber Bischof Mascarius eine Liste der staatlich konzessionierten Heiligen herausgab, war der Zwist mit den an ihren Heiligen hängenden Sekten verewigt. Die Sektierer kümmern sich seitdem überhaupt nicht mehr um die offizielle religiöse Literatur. Sie drucken in geheimen Druckereien ihre eigenen Bücher.

Das Sektierertum repräsentiert also eigentlich in erster Linie den national-russischen Widerstand gegen Byzanz, dann aber auch den gegen Petersburg und insbesondere gegen Peter den Großen, der für den Antichristen galt und gilt. Aber neben diesen nationalistisch-religiösen Sekten und weiter über sie hinaus haben sich auch mystisch-rationalistische gebildet, die teils auf urchristliche Anschauung zurückgehend, den Waffendienst und den Eid vor Gericht verweigern, wie unsere Mennoniten, Nazarener und Baptisten, teils aus bloßen Vernunftgründen sich gegen das Kirchentum auflehnen und

ein nach reinen Vernunftlehren eingerichtetes Leben führen. Während die Altgläubigen schließlich nach langem und furchtbarem Märtyrertum — ihre Priester wurden verbannt oder hingerichtet — eine Art Abkommen mit dem Staate trafen und zum Teil heute geduldet sind, ist die große Mehrzahl der rationalistisch-mystischen Sekten staatsfeindlich geblieben und wird nach wie vor auch vom Staate verfolgt, obgleich sie an sittlicher Lebensführung größtenteils weit über dem orthodoxen Russentum stehen.

Man unterscheidet heute erstens Sekten mit Priestern (Popofzy), das sind die Altgläubigen, die, namentlich in der Moskauer reichen Kaufmannschaft vertreten, staatlich anerkannt sind, zu erkennen an ihren ungeschorenen Bärten, an der Art des Kreuzschlagens und der größeren Frömmigkeit. Zweitens Sekten ohne Priester (Bespopofzy), die eigentlich die interessantesten sind. Unter ihnen sind wohl die charakteristischsten die Selbstverbrenner oder Danieliten, die Beguni oder Pilger, die Chlisty oder Geißler, die Skopzen und Skakuny oder Springer. Ihre Gebräuche zeigen, was der Psychologe freilich ohnehin weiß, daß religiöse Erregung ungemein leicht zur sexuellen überleitet und daß beide auch gern in blutrünstigen Vorstellungen schwelgen. Ob nicht die faszinierende Wirkung so mancher Heiligengeschichten auf derartige Zusammenhänge im Unterbewußtsein zurückgeführt werden müssen, darf man demnach wohl fragen. Bei den Danieliten gilt der freiwillige Feuertod als verdienstlich. Die Beguny sind Vagabunden „ohne Pässe“ — nach

russischen Begriffen etwas Unerhörtes — ohne Namen, ohne rechtliche Institutionen. Es gehören ihnen Männer und Frauen an, die in Promixuität leben. Ihren Lebensunterhalt beziehen sie von geheimen bürgerlichen Mitgliedern der Sekte, die nicht wie die eigentlichen Beguny auf der beständigen Flucht vor dem Antichristen, d. i. dem Staate, sein müssen. Die Chlisty empfangen direkte Offenbarungen vom Himmel in den Zuständen der Ekstase, in die sie sich bei ihren gemeinschaftlichen Andachtsübungen versetzen. Sie sind Flagellanten, tanzen bis zur Erschöpfung im Kreise und sinken dann wahllos übereinander zur allgemeinen Orgie. Die Skopzen entmannen sich in solchen Zuständen, die Skakuny oder Springer tanzen in den Wäldern in furchtbaren Gliederverrenkungen paarweise bis sie umsinken. Allen diesen Sekten wird auch Kindermord nachgesagt; sie sollen angeblich die Kinder unbefleckt dem Himmelreich zuführen wollen. Es ist jedoch zu allen diesen Angaben zu bemerken, daß sie unzuverlässig sind, weil zu den geheimen Andachtsübungen kein Fremder zugelassen wird, die Phantasie der Denunzianten aber ebenso in sexuellen und blutigen Vorstellungen zu schwelgen pflegt, wie die der religiös Exaltierten. Die staatliche Verfolgung dieser Sekten ließe sich begreifen; man darf geistige Epidemien ebenso bekämpfen wie leibliche.

Ganz ungerechtfertigt aber ist die Verfolgung der rationalistischen Sekten, die überhaupt diesen Namen nicht verdienen, weil sie in jedem anderen Staate einfach freie politische, ethische oder philo-

sophische Vereinigungen bilden würden und sicherlich der Gesellschaft, in der sie leben, durch ihr leuchtendes Vorbild der Rechtschaffenheit und Sittenstrenge nur nützen können. Die Vertreibung der Duchoborzen hat schon Leo Tolstoi vor der ganzen Welt als Schandtat gekennzeichnet und für ihre Ansiedelung in Kanada große Opfer gebracht. Die Schaloputy und Malewanzen, meist Ruthenen, sind wahre Idealmenschen, frei von Kirchen- und Aberglauben, ohne jedes Rituale, arbeitsam, hilfsbereit, friedlich und freundlich, leben in freier Liebesehe ohne kirchlichen und staatlichen Zwang miteinander, lügen nie, schwören nicht und erweisen selbst ihren Feinden Gutes. Die Stundisten, die vom deutschen Pastor Bonekemper aus der Kolonie Rohrbach bei Odessa stammen sollen, sind ganz ähnliche fromme Kommunisten, die sich um den Staat nicht kümmern, nur Gemeindeeigentum kennen, Streitigkeiten unter sich schlichten und niemanden etwas zuleide tun. Charakteristisch ist die Protokollformel, mit der die Gensdarmen die Entdeckung eines Stundisten zu melden pflegen: „Ich bin am Hause des Bauern X. und seines Sohnes vorübergegangen und habe beide in einem Buche lesen gesehen. Ich bin eingetreten und habe festgestellt, daß dies Buch das Evangelium ist. Bauer X. und Sohn sind also Stundisten und als solche der Behörde gehorsamst zu melden.“ Für das Verbrechen, mit ihren Leuten das Evangelium gelesen zu haben, sind schon russische Adelige nach Sibirien verbannt worden. Der ehemalige Gardeoffizier Wassili Alexandrowitsch Paschkow, der sein

ganzes Vermögen Liebeswerken widmete und geistliche Andachten abhielt, wurde aus Petersburg ausgewiesen, die nach ihm benannte Bewegung wurde unterdrückt.

Warum das alles? Die Borniertheit des Pobjedonoszewschen Systems duldet keine Abweichung vom offiziellen Kirchentum, der Polizeistaat keine verdächtige Sittlichkeit. Es wird in Rußland von der Intelligenz mit Erbitterung der Satz Aksakows zitiert, der lautet: „Budi raswratjen, no budi blahonamjeren“ (sei ein Lump, aber sei politisch korrekt). — Jungen Leuten aus guter Familie wird Liederlichkeit direkt empfohlen, weil sie vor politischer Exaltation schütze — das Verbrechen der Stundisten, Duchoborzen und Malewanzen besteht darin, daß sie Christen im Sinne Christi sein wollen und vor der Höllenmaschine, dem russischen Staate, Abneigung haben; also werden sie im Namen Christi und des Staates verfolgt. Aber, wie die eingangs angeführten Ziffern beweisen, ohne jeden Erfolg. Das Sektierertum wächst unausgesetzt, und so wird auch Leo Tolstois religiöser Anarchismus einigermaßen begreiflich. Wer rund um sich schlichte, gute Menschen sieht, die ohne viel Agitation einfach den Staat als etwas Unchristliches und Unmenschliches ablehnen, der kann leicht zur Illusion gelangen, daß es möglich sein werde, das Gottesreich auf Erden durch Ausbreitung dieser Lehren zu gründen. Ihre Entstehung aber ist nur zu begreiflich in einem Staatswesen, das nie die Prätention gehabt hat, den Wohlfahrts- und Rechtsstaat vorzustellen, in dem

selbst die Kultur von Konquistadoren und Despoten ohne Gewissen verbreitet wurde.

Alle diese Sekten sind auf die Bauernschaft beschränkt. Das Sektierertum der Städte heißt Sozialismus. Man muß auch da von Sektierertum sprechen, weil selbst das kleine Häuflein der organisierten Industriearbeiter sich sofort nach russischer Art in kleine Gruppen zersplittert hat und auch die intelligente Oberschicht ebensoviele Häufchen mit eigener Doktrin und eigenen Organen bildet. Es ist mir trotz allen Bemühungen nicht gelungen, annähernd verläßliche Ziffern betreffs der Stärke der einzelnen sozialistischen Gruppen zu erfahren. Die Angaben schwankten zwischen 40- und 200000, sind also gänzlich wertlos. Über ihre Art und Eigenart ist man schon genauer unterrichtet.

Nach der Ermordung des Zaren Alexanders II., von der man in Rußland nicht glauben will, daß sie ohne Mithilfe jener Gruppen vor sich gegangen sei, die genau wußten, daß der Kaiser im Begriffe war einen Verhaftungsentwurf zu unterschreiben, wurde das kleine und gänzlich isolierte Häuflein von etwa 150 Desperados einfach ausgerottet, einige Tausende wurden nach Sibirien verschickt und damit hatte der sogenannte agressive Nihilismus ein Ende gefunden. Böse Menschen behaupten, mit jener Tat, die am meisten im Interesse der allmächtigen Polizei lag, mit der Ermordung Alexanders II. nämlich. Jedenfalls ist es der Polizei absolut nicht schwer geworden, sich dieses genau bekannten Häufleins zu entledigen. Damals entstand in Rußland der doktrinäre

Marxismus, der auch oben als Gegengift gegen den terroristischen Anarchismus betrachtet wurde. Die Marxisten, deren Organ die „Iskra“ (Funken) ist, sind Doktrinäre wie allerorten, schwören, wie wenigstens die Revisionisten behaupten, auf die Verelendungstheorie und wollen, daß der Bauer sein Land verliere und hinreichend nach dem Katechismus proletarisiert werde. Ihnen ist der jüngst verstorbene Michailowsky entgegengetreten, der Rußland besser kannte als die Städter des Iskra. Heute gelten die Marxisten schon als zurückgedrängt. Neben ihnen besteht der „Bund“ mit seinen beiden Organen, „das revolutionäre Rußland“, eine Monatsschrift in russischer Sprache, und der „Tribune russe“, dem eigentlichen Moniteur der sozialistischen Bewegung und neben Struwes „Oswoboschdenije“ die beste Quelle für die Kenntnis russischer Zustände. Die „Bundisten“ sind eher Lassalleaner, sind aber wegen ihrer straffen Organisation der Polizei höchst unbequem.

Eine Zeitlang hatte sich die Polizei wohl mit der Hoffnung geschmeichelt, die Arbeiterbewegung für ihre Zwecke einfangen zu können. Ein gewisser Subatow entwarf den Plan, die ökonomische Organisation der Arbeiterschaft polizeilich zu unterstützen und dafür das politische Wohlverhalten derselben einzutauschen. Aber die Industriebarone, auf deren Kosten dieser Friedenschluß vor sich gehen sollte, setzten sich zur Wehr, und insbesondere der Fabrikant Goujon in Moskau, der über 5000 Arbeiter beschäftigt, drohte einfach seine Fabrik zu schließen,

wenn man ihm die Inspektoren nicht vom Halse schaffe, und so fiel Subatow, der nur den Namen hinterließ, zur Bezeichnung jener, die noch immer einem Polizeisozialismus das Wort reden. Sie heißen „Subatowisce". An eine ehrliche Fabrikinspektion, an eine wirkliche Hilfe für die Arbeiter hatte man ja ohnehin nicht gedacht.

Die sozialistische Bewegung ergriff aber nicht bloß die Arbeiterschaft, sondern auch die Universitäten, die heute fast durchweg einem gewiß dem Sozialismus verwandten Radikalismus huldigen. Scharf lassen sich die Begriffe in diesem Stadium der allgemeinen Unzufriedenheit und Gärung ja allerdings nicht trennen. Unter ihnen und der gesamten Intelligenz wütet die Polizei auch am stärksten. Im Gouvernement Irkutsk befinden sich zurzeit nicht weniger als 3000 politisch Verschickte. Wie viele in den Polizeikerkern zu Tode geknutet werden, weiß kein Mensch. Die Antwort aber sind jene planlosen Attentate, die sich jetzt wieder häufen, denen bald hier, bald dort ein Gouverneur oder auch ein Minister zum Opfer fällt, deren Häufung in nächster Zeit aber allgemein erwartet wird.*)

Doch gibt es auch noch ein konservatives Element in Rußland. Ich habe einen wohlgenährten russischen Kaufmann, einen richtigen Moskauer Kopez (Kleinhändler) fragen lassen, wie er über

*) Diese Ausführungen waren lange vor der Ermordung Plehwes bereits im Druck. Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß bis zum Erscheinen des Buches weitere Opfer folgen.



den Krieg und die Zustände im Lande denke. Seine Antwort war zu charakteristisch, als daß sie nicht hier wiedergegeben werden sollte. „Man hat überhaupt nicht zu denken, man hat Gott und dem Zaren zu gehorchen.“ Auf diesen Elementen ruht die Ordnung in Rußland und auf der Stupidität der halbwilden Kosaken. Drum soll sich niemand durch die Symptome der Erbitterung in Rußland täuschen lassen. Eine zielbewußte, einheitlich geleitete Revolution ist ausgeschlossen, höchstens können sich einzelne Völker und die verhungernde Bauernschaft erheben, um blutig niedergeworfen zu werden. Die Erlösung steht den unglücklichsten aller Menschen noch nicht bevor. Der russische Staatsbankrott, an dem niemand zweifelt, wird vielleicht eine Besserung bringen. Drum beten die Russen, die ihn beschleunigen wollen: „Gott hilf uns, damit wir geschlagen werden.“



## Gespräch mit einem russischen Konservativen.

„Wollen Sie einen schlagenden Beweis für die Güte unserer Regierung, so brauchen Sie nur eines zu beachten," sagte mir eines Tages ein ganz vorurteilsloser Russe, „wir haben ebenso viele Fragen, als wir Bestandteile der Bevölkerung haben. Wir haben eine Finnen-, eine Polen-, eine Juden-, eine Ruthenen- und eine Kaukasierfrage. Wir haben dazu eine Bauern-, eine Arbeiter- und eine Sektiererfrage und außerdem noch eine Studentenfrage. Wo immer Sie das Konglomerat des russischen Volkskörpers durchschneiden, der Länge nach oder quer, überall stoßen Sie auf Konflikte, auf Brennstoff und auf Spannungen. Es ist von all den Problemen, die in geordneten Staaten überhaupt existieren können, nicht ein einziges gelöst, aber jedes einzelne durch ungeschickte, brutale, ja böswillige Behandlung zum brennenden und gefährlichen gemacht worden."

Der so sprach, war kein Liberaler, sondern ein im Staatsdienst stehender konservativer Aristokrat. Ich hatte mir ihn bei meiner Studienreise für zuletzt aufgehoben. Nachdem ich Unterredungen mit hohen Beamten aus der Unterrichts- und der Finanzbranche, mit Männern wie Fürst X., mit Bankiers und Advokaten gehabt und immer nur das gleiche Lied von der Unhaltbarkeit der Zustände und der

Nichtswürdigkeit der Regierenden gehört hatte, wendete ich mich an meine Freunde, die mir mit ihrem Einflusse alle Wege geebnet haben, und sagte zu ihnen: „Das geht so nicht weiter. Ich bin nicht nach Rußland gekommen, um wie in einer pneumatischen Röhre nur durch ein Milieu von liberalen und radikalen Malkontenten gepreßt zu werden. Ich will nicht bloß die Opposition in Rußland hören. Ihr müßt mir auch Zugang verschaffen zu irgend einem hochgestellten Konservativen, der auf dem Boden des Bestehenden bleibt und aufrichtig und in gutem Glauben das System verteidigt. Es darf nicht Suworin oder irgend ein anderer dunkler Ehrenmann sein, denn Stahlsche Theorien auf russische Verhältnisse anwenden kann ich auch selbst; es muß ein gutgläubiger, angesehener und gescheiter Mensch sein, mit dem ich aufrichtig die verschiedensten Fragen diskutieren kann, mit oder ohne Dolmetsch, das ist mir ganz gleich.“

Meinem Wunsche wurde rasch willfahrt. Ein fast ehrfürchtig bewunderter Gelehrter, in dessen Hause ich verkehren durfte, gab mir einen Brief an den konservativen Aristokraten, dessen Ausspruch ich eingangs zitiert habe. Ich sandte den Brief mit einer Anfrage, ob und wann ich vorsprechen dürfte, an den Exzellenzherrn. Umgehend erhielt ich die Antwort, daß ich am Nachmittag erwartet würde.

Ich muß gestehen, daß ich dieser Unterredung mit einigem Bangen entgegensah. Es war gegen den Schluß meiner Reise. Die bisherigen Ergebnisse hatten den Nachteil einer gewissen Monotonie

in der Schwarzmalerei, dafür aber auch den Vorteil, daß jede neue Unterredung die Eindrücke der vorhergehenden nur verstärkte und so nach und nach ein Bild der russischen Zustände, wie es sich im Kopfe der denkenden Russen malt, in ganz scharfen Konturen zum Vorschein gekommen war. Sollte nun dies klare und eindeutige Bild in der Lauge konservativer Kritik weggeätzt und ich womöglich um mein bestes Reiseerlebnis, um den Glauben an die Zuverlässigkeit der bisher gesammelten Daten gebracht werden?

Ich traf den Herrn zur bestimmten Zeit in seiner Wohnung, erkannte sofort, daß ich besonders warm empfohlen war und trug denn auch ohne Bedenken mein Anliegen vor.

„Ich will nicht mit Scheuklappen durch Rußland gegangen sein. Wenn Ew. Exzellenz die Güte haben wollten, was ich bisher gehört habe, als Konservativer zu widerlegen und mich eines besseren zu belehren, so würde ich Ew. Exzellenz zu besonderem Danke verpflichtet sein."

„Was haben Sie gehört?" war die Antwort des Grafen.

„Daß Rußland verhungert, während die Regierungen Budgetüberschüsse aufweisen."

„Ist leider wahr."

„Daß die Intelligenz verzweifelt?"

„Ist auch wahr."

„Daß ein Wiederaufleben des Terrorismus zu befürchten ist."

„Ist ebenso wahr."

„Daß ganz Rußland hofft, der Krieg werde verloren werden, weil nur so dem gegenwärtigen Regime ein Ende bereitet werden kann."

„Ist wieder wahr."

„Daß dieses Regime alles Maß der Verworfenheit übersteigt und nur mit dem Prätorianerregiment in Spät-Rom verglichen werden kann."

„Ist noch gar nicht wahr genug."

Meine Physiognomie muß während des knappen Frage- und Antwortspiels einen recht eigentümlichen Ausdruck angenommen haben, denn nun unterbrach mich der Graf und sagte:

„Sie wundern sich über meine Antworten, daß ich als konservativer Staatsdiener so spreche. Aber ich hoffe, Sie werden nicht konservativ und infam für identisch halten, und wenn Sie das nicht tun, werden Sie mir nicht zumuten, daß ich das Regime Plehwe billige."

Und nun kam die Auslassung, mit der diese Zeilen begannen. Der Graf fuhr dann fort:

„Glauben Sie nicht, daß Rußland von Haus aus mit so schweren Problemen geschlagen wäre. Nirgends liegen diese Fragen einfacher als bei uns. Wir haben nicht etwa wie Preußen oder gar Österreich-Ungarn nationale Probleme, die dadurch kompliziert werden, daß Majoritäten und Minoritäten fast unzertrennbar ineinander geschoben sind. Wir haben auch selbst in Polen kaum mehr nationale Aspirationen, mit denen man sich nicht friedlich verständigen könnte. Unsere Nationalitäten wohnen fast durchaus kompakt beieinander, die Finnen so-

gar staatlich abgesondert. Es wäre ein Leichtes, unter Aufrechterhaltung der Oberhoheit des Zaren sie alle zufrieden zu stellen. Aber die pfäffische Intoleranz Pobjedonoszews hat den Gedanken in die Welt gesetzt, daß mit einem einzigen heißen Bügeleisen über alle Verschiedenheiten der Religion und der Sprache hinweggebügelt werden müsse, selbst auf die Gefahr hin, die Köpfe zu versengen, und seitdem gilt es als patriotisch, Menschen und Überzeugungen zu drangsalieren, und für das Metier finden sich immer unsaubere Individuen, die auf diese Weise ihre Karriere machen. Das Muster des Typus ist der X-fache Renegat Herr Plehwe."

„Ich kann doch mein Erstaunen nicht unterdrücken, Ew. Exzellenz, daß Sie als Konservativer über das System Pobjedonoszews so urteilen."

„Warum ist das so unlogisch? Der konservative Gedanke ist vor allem der der organischen Entwicklung. Alles Gewaltsame ist seinem Grundwesen nach revolutionär, ob es nun reaktionären oder republikanischen Tendenzen dient. Das System Pobjedonoszew ist revolutionär und reaktionär, in seiner Form Plehwe aber ist es einfach ein ungeheurer Erpressungsakt am Zaren wie an der geknebelten Nation."

„Ew. Exzellenz spielen wohl auf die Ansicht hin, daß Plehwe den Zaren durch Revolutionsdrohungen einschüchtere?"

„Das ist keine bloße Ansicht, das ist eine Tatsache, über die wir ganz genau berichtet sind. Aber was nicht alle Welt weiß, das ist die Tatsache,

daß wir auch diesen Krieg, der eine Katastrophe werden kann, niemand anderem verdanken, als Herrn Plehwe, der bei allen Hinhaltungsmanövern gegen die Japaner mit die Hand im Spiele gehabt hat, der diesen Krieg provoziert hat, weil er glaubte, auf andere Weise sich nicht mehr halten zu können, als indem er die öffentliche Aufmerksamkeit von den Zuständen im Innern ablenkte und sich obendrein seiner Unzufriedenen entledigte."

„Wieso das letztere?"

„Das wissen Sie nicht? Nun, sehr einfach: die ersten, die nach Asien geschickt wurden, waren die Polen, Juden und Armenier. Unter unseren Kriegstruppen sind die Polen, aber insbesondere die Juden fünfmal so stark vertreten, als sie nach ihrer Bevölkerungsziffer vertreten sein dürften. Und unter den eingerufenen Reserveärzten können Sie die Christen suchen. Warum das alles? Um die wichtigsten Elemente der Unzufriedenen — natürlich gaben ja Polen, Juden und Ruthenen am meisten Ursache zur Unzufriedenheit — hinauszuexpedieren auf Jahre hinaus, vielleicht auf Nimmerwiedersehen. Derweil ist zu Hause Ruhe."

„Nicht besonders, merke ich."

„Warten Sie nur. Die Studenten, die so unvorsichtig sind, sich jetzt zu exponieren, werden noch alle den Osten kennen lernen."

„Exzellenz, so hat noch kein Radikaler gesprochen."

„Begreife ich sehr wohl. Die Herren Radikalen haben auch weit weniger Ursache, mit diesem Ban-

ditenregime unzufrieden zu sein, denn es treibt ihnen das Wasser auf die Mühlen; aber ein konservativer Mann wie ich sieht mit Entsetzen, daß alle Grundlagen der konservativen Staatsordnung unter unseren Füßen unterwühlt werden, und wir genau denselben Konvulsionen entgegengehen, wie Frankreich nach dem unvermittelten Sturz seines absoluten Regimes."

„Worin unterscheiden Ew. Exzellenz als Konservativer sich dann aber von den sogenannten Liberalen? In der Kritik wahrhaftig nicht . . ."

„Ich werde es Ihnen sagen. Die Liberalen, das sind die Girondisten mit ihren Cahiers und ihren Rousseauschen Ideen. Konservativ war der Minister Türgot, der die Monarchie retten wollte, indem er der Lotterwirtschaft der Favoriten ein Ende zu machen versuchte. Wir Konservativen glauben nicht an die alleinseligmachende Kraft einer Konstitution oder eines Parlaments, für das wir Russen absolut nicht reif sind, ich lasse es dahingestellt, ob die nicht in der englischen Selbstverwaltung erzogenen Völker des Kontinents es sind. Wir erwarten das Heil vom Zaren und nur vom Zaren . . ."

„Fürst X. spricht sich ähnlich aus. Er spricht nicht von liberal oder konservativ, sondern nur von einer russischen Kulturpartei und glaubt, daß ein tüchtiger Minister die ganze Situation retten könne."

„Das glaube ich absolut nicht. Denn unter den gegenwärtigen Umständen kann sich ein tüchtiger und redlicher Minister am Hofe gar nicht halten. Es gibt nur ein Heil, ein Zar, der für seine Re-

gentenaufgabe so erzogen ist, daß er nicht mehr der Spielball der Kamarilla ist, wie unser guter jetziger Kaiser.“

„Ich kenne eine Äußerung Pobjedonoszews, die lautet: ‚Die Autokratie ist gut, es gehört aber dazu auch ein Autokrat‘.“

„Gewiß, wenn auch nicht im Sinne Pobjedonoszews, denn Brutalität allein tut's wahrhaftig nicht, sondern Sachkenntnis und Willenskraft.“

„Dann müssen Ew. Exzellenz sehr trübe in die Zukunft blicken, wenn Sie das Heil von einem neuen, besser erzogenen Zaren erwarten: vorläufig ist doch nicht einmal ein Thronfolger in Sicht.“

„Ich blicke auch trübe genug. Gar keine Hoffnung habe ich. Denn was den anderen Hoffnung ist, ist für mich neuer Grund zur Sorge. Wir werden geschlagen werden in Asien, wir werden wirtschaftlich zusammenbrechen, d. h. unser längst vorhandener wirtschaftlicher Bankrott wird sich nicht mehr durch Budgetierungskunststückchen verschleiern lassen, und dann wird sich das alte Spiel mit Revolutionen und Konstitutionen wiederholen. Es wird irgend was Westliches aus der Konstitutionsfabrik importiert werden und wird sich nicht bewähren, es werden Reaktionen kommen, die Hand aller wird gegen alle sein . . .“

„Also Ew. Exzellenz wären gegen eine Befreiung der Presse?“

„Behüte Gott! Konservatives Regime ist noch lange nicht Polizeiregime. Eine öffentliche Meinung müssen wir haben und eine anständige Presse, denn

eine unfreie Presse kann nicht anständig sein. Eine Presse, die unter strengen Gesetzen steht, aber nicht unter der Polizeiwillkür, und eine ehrliche Verwaltung, die unter der absoluten Monarchie viel leichter erzogen werden kann, als unter einer parlamentarischen Herrschaft. Aber von allem dem wird nicht die Rede sein."

„Im Grunde finde ich kaum einen Unterschied zwischen den Auffassungen, die Ew. Exzellenz vertreten und denen, die ich jetzt seit Monaten in Rußland gehört habe . . ."

„Das kann Sie nicht verwundern, denn wenn Sie mich fragen, ob der Schnee draußen weiß oder grün ist, kann auch ich als Konservativer Ihnen nur antworten, daß er weiß ist. Es geht uns sehr schlecht, unser Bauer verhungert, unsere Intelligenz verzweifelt, unsere Finanzen sind verwüstet; ich glaube aber, daß uns noch weit ärgere Zeiten bevorstehen, und ich danke Gott, daß ich ein alter Mann bin, der das Ärgste schon überstanden hat."

So endete meine Unterredung mit dem Konservativen, den ich zur Kontrolle der gehörten radikalen Ansichten aufsuchte. Am Abend mußte ich meinen Freunden referieren, die mit Spannung auf meinen Bericht gewartet hatten. Meine Mitteilungen erregten das größte Aufsehen. Man hatte von diesem Konservativen ganz anderes erwartet und war erstaunt, Ansichten zu hören, die keiner der Anwesenden hätte schärfer formulieren können. Ob er mir gestattet habe, die Unterredung mit seinem Namen zu veröffentlichen?

„Die Unterredung, aber nicht seinen Namen,“ war meine Antwort.

Ein allgemeines „Aha!“ ging durch die Gesellschaft.

„So sind unsere Tschinowniks,“ bemerkte einer. „Unter vier Augen sind sie alle freisinnig, und wenn sie erst im Ruhestande sind, so werden sie ganz radikal.“

„Ich muß doch bitten, Graf X. hat sich entschieden gegen eine Konstitution ausgesprochen, für die Rußland noch nicht reif sei, also ist er kein Liberaler.“

„Und wir müssen bitten“, tönte es fast unisono zurück, „daß Sie sich um's Himmels willen diese Ansicht nicht aneignen und sie draußen nicht vertreten. Es wäre das größte Unglück, das uns treffen könnte, wenn man draußen glauben würde, daß wir wirklich für eine Verfassung nicht reif seien. Wir brauchen ja nicht die englische oder belgische. Aber ein immunes Parlament und eine freie Presse brauchen wir, sonst ist auf keine Reform Verlaß, und je weiter vom Zentrum, desto asiatischer werden die Satrapen regieren.“

„Ich habe zu berichten und nicht zu urteilen,“ antwortete ich trocken. „Ich bin meinem Gewährsmann schuldig, daß ich seine Ansichten so wiedergebe, wie er mir sie vorgetragen hat. Das einzige, was ich tun kann, ist, daß ich Ihre Kritik meinem Bericht anfüge.“

Damit war man denn zufrieden, und also ist es hier geschehen.





# Bei Leo Tolstoi.

## I.

Von Moskau führt ein gemischter Lastzug in einer Nacht nach der Gouvernementsstadt Tula. Der unfehlbare Baedeker empfiehlt dort auszusteigen, weil man auf der folgenden, näher an Jasnaja Poljana gelegenen Station Koslowka keine Fahrgelegenheit nach dem Gute des Dichters fände. Ich folge unserem Baedeker blind, weil ich es noch immer zu bereuen hatte, wenn ich von seinen Ratschlägen abwich. An und für sich ist es auch schon der höchsten Anerkennung wert, wenn ein deutsches — übrigens auch von den Russen selbst benutztes — Reisehandbuch für die wenigen Reisenden Sorge trägt, die zu Leo Tolstoi pilgern wollen. Man soll ja nicht glauben, daß der Dichter überlaufen wird. Die Familie wacht über seine Ruhe und läßt nicht jeden vor. So war ich während der ganzen Woche der einzige Fremde, der seinen Weg hinausfand. Und es war eine ganz besondere Empfehlung, die mir dort die Pforten öffnete.

Man kommt um acht Uhr früh in Tula an. Vorsorgliche Freunde hatten mir eine russische Karte an den Stationschef mitgegeben, damit er mir behilflich sei, einen wegkundigen Kutscher aufzu-

treiben. Aber er konnte die Karte nicht entziffern und meine französische Ansprache verstand er nicht. Da half ein Kosakenoberst aus, der gerade mit dem Beamten geplaudert hatte. Er fragte mich, ob ich auch ein wenig deutsch könne, und als ich die Frage bejahte, spielte er sofort den Dolmetsch. In wenigen Minuten war ein Muschik mit einem schmalen Schlitten und einem struppigen, starkknochigen Pferdchen besorgt, der den Weg schon mehrmals gemacht hatte. Dann aber nahm der liebenswürdige Kosak eine Einladung zum Tee im sauberen Stationsgebäude an und wir plauderten beim Frühstück noch eine Weile. Es war ein hochgewachsener, blonder Mann mit kurzem, slavischen Näschen und freundlichen blauen Augen. Seine Äußerungen aber widersprachen diesem Aussehen aufs entschiedenste. Er war auf dem Wege nach dem Ural, wo er sein Regiment treffen sollte und sprach davon, daß die Bajonnette seiner Kosaken krumm nach oben geschliffen seien, weil man die Japaner aufspießen und über die Schulter werfen wolle. Daß ich ein Deutscher sei, freue ihn; denn die Deutschen seien jetzt sehr brav gegen die Russen. Nur die Engländer seien schlimm. „Engländer-Jud!“ Leo Tolstoi sei zwar ein sehr genialer Mann, nur schön sei es nicht, daß er ein Atheist sei. Ich unterbrach ihn lachend und erklärte ihm:

„Herr Oberst, ohne Ihnen zu nahe zu treten: Leo Tolstoi ist ein viel besserer Christ als Sie.“

„Wieso das?“

Ich klärte ihn darüber auf, daß Tolstoi das

Urchristentum wieder herstellen wolle und nur ein Feind der Kirche und der Popen sei. Da wurde der Gute ganz vergnügt. Wenn's weiter nichts sei, die Popen könne kein Russe leiden. Alle Pfaffen seien Spitzbuben, die Missionare in China hätten alle ihre Mädchenschulen in Harems verwandelt, nur die protestantischen Priester führten ein moralisches Leben.

Es war das Plaudern eines großen, durchaus liebenswürdigen Kindes, dem selbst die Rauflust nicht übel anstand. Wer weiß, ob ihn unterdes nicht die Kugeln der „Makakis" schon erreicht haben. Ich habe später mit dem Grafen Tolstoi über diese Begegnung gesprochen. Auch er ist der Überzeugung, daß es nur der rechten Belehrung bedürfe, um diese von Haus aus gutartigen Menschen vom Mörderhandwerk abzubringen. Jetzt ist der Krieg für sie nichts als ein Jagdabenteuer, bei dem sie sich von den Leiden der Erlegten gar keine Vorstellung machen.

* * *

Tief eingehüllt in Pelz und Decken gleiten wir endlich über die glitzernde Schneefläche. Die Stadt Tula, die uns zu jeder anderen Zeit mit ihrer Metallindustrie interessiert hätte, ist uns in diesem Augenblick gleichgültig, wir lassen sie links liegen und schlagen sofort den Weg nach Jasnaja Poljana ein. Es sind bis dahin fast fünfzehn Werst, zwei gute Meilen, da wird unser Pferdchen schon ausgreifen müssen, wenn es uns über alle die sanften

Hügel hinweg noch am Vormittag ans Ziel bringen soll. Aber ein russisches Pferd hält etwas aus, und so brauchte ich die Gedanken, die mir je näher desto mehr durch das Hirn jagten, nicht durch unzeitgemäße tierfreundliche Betrachtungen zu stören. Eine Begegnung mit Leo Tolstoi ist für mich ein so unvergleichliches Erlebnis — wird mir das Schicksal vergönnen, diesen Augenblick von Grund aus zu genießen? Und . . . wenn er der Mann nicht ist, den ich erwarte, wenn wieder einer der Großen vor meinen Augen sich als Poseur entpuppt, der nur aus der Ferne groß und liebenswert erscheint — wieviel Illusionen habe ich überhaupt noch zu verlieren? Kann sein Aposteltum nicht eine hartnäckig festgehaltene Autosuggestion sein? Ist seine späte Religiosität nicht etwa bloße Hypochondrie, Furcht vor dem Jenseits, Vorbereitung auf den Tod? Ein Blick in seine Augen muß mich belehren; aus dem Klange seiner Stimme muß ich entnehmen, ob mein inneres Ohr mich nicht täuscht, wenn ich aus seiner urgewaltigen Diktion den Ton der Aufrichtigkeit heraushöre. Ich weiß, ich kann mich nicht selbst belügen, und wenn das Bild, das ich mir von ihm mache, von der Wirklichkeit auch nur im kleinsten Punkt korrigiert wird, so ist es mit meinem verschwiegenen Kult zu Ende.

Endlich biegen wir zwischen zwei steinernen Säulen in den Park von Jasnaja Poljana ein. Unten, am zugefrorenen Teiche, sehen wir eine jugendliche Mannesgestalt mit dem leichten Schritt eines Offiziers zwischen einem Rudel bellender und sprin-

gender Hunde dahinschreiten. Aber wenn mein Auge sich nicht täuscht, weht ein grauer Bart über die Brust des schlanken Mannes. Nun bleibt er stehen, legt die Hand über die Augen und blickt nach unserem Schlitten herüber. Er wendet den Schritt zurück. Er ist's. Wir sind kaum im Hause angelangt und von den Dienern aus den Pelzen und Überschuhen herausgeschält, da öffnet sich schon die Tür des niederen Hausflurs, und im Muschikkittel und Pelz, in hohen Stiefeln mit der hohen Pelzmütze steht er vor uns, wie wir ihn aus tausend Bildern kennen, Leo Tolstoi, und reicht uns gütig die Hand.

* * *

Während er, die Diener abwehrend, die kniehohen Filzüberschuhe von den Füßen streift, habe ich Muße, ihn anzusehen. Das heißt, mein Auge bleibt zunächst nur an dem Kopf haften, von dem das graue, weichgelockte Haar gescheitelt in den Nacken fließt. Dicke, buschige, graue Brauen überschatten die tiefliegenden blauen Augen und grenzen eine eckige, eigensinnige Stirn scharf ab. Die Nase ist fest, an der Wurzel schmal, vorn breit und feingeteilt, der lange, graue Schnurrbart deckt vollständig den beweglichen Mund; ein wallender, geteilter, weißgrauer Bart fließt von den greisen Wangen nach den Schultern hin. Der Kopf ist nicht breit, sondern eher schmal, durchaus unslavisch und wird mit Anstand auf dem Halse getragen. Breite, festgebaute Schultern stehen gerade vom Halse ab.

Der kräftige Brustkasten sitzt auf schmalen Hüften. Ein schlanker Fuß steckt in hohem russischen Stiefel und bewegt sich elastisch. Gang und Haltung sind fast jugendlich. Eine Ironie des Schicksals will es, daß der ärgste Feind des Militarismus in seiner ganzen Erscheinung den ehemaligen Offizier verrät; der Mann im Kleide des Muschik ist in jeder Bewegung Grandseigneur.

Wir stehen noch in dem zugleich als Garderobe dienendem Vestibül. Der Graf steckt beide Hände in den Gürtel, wohlgebildete, kraftvolle Hände, und fragt mich in tadellosem Deutsch nach meiner Tageseinteilung. Ich fühle, wie derweil der sanfte Blick seines Auges an meinen Schläfen hinabgleitet. Der Blick ist leuchtend und mild. Man wird nicht durchbohrt, sondern nur erhellt, aber man fühlt genau, daß diesem ruhigen, gütigen Auge nichts verborgen bleibt. Ich erwidere, daß ich um Mitternacht nach Moskau zurückfahren und ihn bis dahin um keinen Preis in seiner Arbeit stören möchte. Er heißt mich darauf meinen Schlitten zurückschicken, da er uns in der Nacht im eigenen an die Station bringen lassen werde. Ein Frühstück müssen wir unbedingt nehmen, bevor wir uns in das angewiesene Zimmer zurückziehen. Die Gräfin sei augenblicklich in Moskau, aber die jüngste Tochter werde aus der Dorfschule, wo sie unterrichte, bald zurückkommen. Ihrer Gesellschaft überlasse er uns bis zum Lunch — ich muß hier erwähnen, daß meine Frau, wie an der ganzen Studienreise, so auch an dieser Winterfahrt teilnahm —; er werde bei seiner gewohnten Zeit-

einteilung bleiben, seine Post erledigen, einen versprochenen Artikel schreiben, nachmittags ein wenig ruhen, dann ausreiten und vom Diner, d. i. von sechs Uhr abends ab bis um Mitternacht ganz zu meiner Verfügung stehen. Damit führte er uns hinauf in den ersten Stock, wo in einem langen Gemach ein langer, weißgedeckter Tisch stand, der den ganzen Tag über gedeckt blieb. Tee und Eier wurden gebracht. Bevor der Graf sich aber zurückzog, setzte er sich noch ein wenig zu uns, fragte mit weltmännischer Höflichkeit nach privaten Verhältnissen, nach der Zahl unserer Kinder und wie sie während unserer Abwesenheit versorgt wären, nach dem Befinden seines Moskauer Freundes, der uns bei ihm eingeführt hatte, mit einer weichen, wohlklingenden Stimme, die jede Befangenheit verscheuchte. Dann stand er auf und schritt mit einer leichten Verbeugung seinem Zimmer zu. An der Türe aber machte er noch einmal Kehrt und fragte, ob wir keine Nachrichten vom Kriegsschauplatz mitbrächten. Es war eben die Pause nach der ersten Katastrophe von Port Arthur. Wir mußten also verneinen. Dann erschien der Diener und führte uns in das Erdgeschoß zurück, wo uns zwei ineinandergehende Zimmer angewiesen waren. Wir hatten Zeit, den ersten Eindruck in uns zu verarbeiten.

* * *

Das ärgste war überstanden. Die Furcht vor — Enttäuschung. Sie war einer Art Rausch gewichen. Die unendliche Güte seiner Augen, die

Sanftmut seiner Handbewegungen, die Anmut seines leuchtenden Greisenkopfes üben eine faszinierende Wirkung aus. Da kann von keinem Zweifel an der vollsten Aufrichtigkeit mehr die Rede sein, da füllt ein ganz neues Moment das Bewußtsein aus: das Staunen über die demütige Gelassenheit dieses streitbaren Menschen, den man nach dem schwerblütigen Ernst seiner letzten Schriften und nach den landläufigen Bildnissen für einen düsteren Grübler halten könnte. Mögen noch so titanische Gedanken dieses michelangeleske Haupt durchwühlen, was darüber lagert ist ein Schimmer von heiligem, unzerstörbarem Frieden, der auch lindernd die Spannung unserer eigenen Seele löst. Und — wenn es gestattet ist, in der Erinnerung an den erlauchten Mann so profane Ausdrücke zu gebrauchen — auch der immerhin beunruhigende Gedanke, daß uns in dem Grafen ein Kauz und Sonderling, ein Fanatiker wollener Leibwäsche und naturgemäßer Nahrung entgegentreten könnte, ist zum Schweigen gebracht nach der ersten Minute des Verkehrs. Der Graf ist kein Sonderling, sondern ein eleganter Mann, trotz bequemer Tracht des russischen Muschik. Die Muschiktracht ist einfach die bewährte bei den Kommunikationsverhältnissen auf dem Lande. Und zwischen dem gutgeschnittenen, gutsitzenden Rock Tolstois und dem des zerlumpten Muschik ist auch noch ein beträchtlicher Unterschied. Ich muß gestehen, auch diese kleine Beruhigung war für mich von Wert. Denn wie die Weltleute einmal sind, selbst ein Heiliger ist für sie keine ernst zu nehmende

Persönlichkeit, wenn er sich in äußerlichen Absonderlichkeiten gefällt, wenn er keinen Geschmack hat. Leo Tolstoi aber hat entschieden Geschmack. Er ist nur stark und groß genug, sich der Diktatur der Mode nicht zu unterwerfen. Denjenigen aber möchte ich sehen, der im Gespräche mit ihm auch nur die Spur mondäner Überlegenheit fühlte. Der Graf ist wahrhaftig nicht der Mann, dem irgend ein Geck im Bewußtsein seines englischen Schneiders herablassend auf die Schulter klopfen würde. Vielleicht ihm selber unbewußt und gewiß wider seinen Willen merkt man noch recht wohl an ihm, daß er einst das Ideal gehabt, „comme il faut" zu sein, wie er in „Kindheit und Jugend" berichtet. So gleichgültig dieser Umstand bei der Weltbedeutung Leo Tolstois sein mag, man muß ihn doch erwähnen, eben weil die Legende vom Kittel des Muschik zu leicht ganz falsche Vorstellungen von dem Wesen des Dichters erwecken kann. Trotz aller gütigen Schlichtheit seines Gehabens wird niemand auch nur für eine Sekunde sich dem Eindruck entziehen können, daß hier ein in jedem Sinne vornehmer Mann zu ihm spricht.

* * *

Die uns angewiesenen Zimmer waren Teile seiner beträchtlichen Bibliothek. Auf einem Gesimse fand ich den sorgfältig geführten Katalog der vierzehn Schränke, jedes Buch auf einem besonderen Blatt verzeichnet. Ein Blick durch eine der Glastüren zeigte mir englische, französische, deutsche

und russische Bücher, selbst eine dänische Grammatik fiel mir in die Augen. Da standen nah beieinander ein Werk über Leonardo da Vinci, Björnsons „Über unsere Kraft“, Marcel Prévosts „Vierges fortes“, Jules Vernes „10000 Meilen unter der Erde“, Zolas „Fécondité“, ein Käferbuch, Buffon — die verschiedenartigste Lektüre und ersichtlich viel benutzt. Nur eine genaue Tageseinteilung kann den Grafen in den Stand setzen, diese Arbeitsleistung zu bewältigen, außerdem aber eine vielleicht bis zur Pedanterie getriebene militärische Exaktheit und Gründlichkeit in allem seinem Tun. Er hat später im Gespräch mit mir das bekannte Wort gebraucht: „Das Genie ist die Geduld.“ Er hat diese Geduld. Es ist ja bekannt, wie er arbeitet. Daß er sein Konzept mit der Schreibmaschine übertragen läßt, dann korrigiert, wieder übertragen läßt, wieder korrigiert und so fort, bis ihn die Arbeit befriedigt. An dem Tage meines Besuches aber machte der fünfundsiebenzigjährige Graf in der Frühe einen anderthalbstündigen Spaziergang, erledigte seine beträchtliche Post, schrieb an einem englischen Artikel über den Krieg, der dann in der „Times“ erschien und so ungeheures Aufsehen erregte, ritt am Nachmittage bei sechs Grad Kälte zwei volle Stunden, arbeitete wieder und blieb von sechs Uhr abends bis Mitternacht mit mir in nahezu ununterbrochenem Gespräch, wobei er fast immer deutsch, nur selten französisch sprach, und war am Schlusse der äußerst intensiv geführten Unterhaltung noch ebenso jugendlich elastisch wie zu Beginn,

ja eigentlich erst in der späten Nachtstunde begannen seine Augen in dem ganz märchenhaften Glanze zu erstrahlen, den man nie wieder vergessen kann, wenn man ihn einmal leuchten gesehen. Zur großen Gründlichkeit seines Tuns und zur strengen Tageseinteilung kommt also doch als wesentlichste seiner Eigenschaften eine Vitalitätsenergie, die geradezu eine phänomenale genannt werden muß. Leo Tolstoi ist ein Riese an psychischer und intellektueller Kraft, wie er es einst auch an körperlicher gewesen sein muß.

Es ist nicht rein zufällig, daß die zwei Helden, in denen er sich selbst am unverkennbarsten geschildert hat, Peter aus „Krieg und Frieden“ und Lewin aus „Anna Karenina“, große, starke Menschen von ungewöhnlicher Leistungsfähigkeit sind.

---

## II.

Es war noch nicht Mittag, als die Haustür sich öffnete und wirbelwindartig etwas Singendes, Lachendes hereingestürmt kam, die Treppen hinaufeilte und noch lange das Haus mit süßem Getön erfüllte. Bald darauf rief uns der Diener zum Dejeuner, und als wir die Treppe hinaufgestiegen waren, trat uns auf der Schwelle des Speisezimmers das Singende, Lachende mit der Silberglockenstimme schon entgegen, Komtesse Alexandra Lwowna, oder wie sie im Hause genannt wird, Sascha, eine blühend schöne Blondine mit den Brauen

des Vaters über großen, offenen blauen Augen. Komtesse Sascha spricht nicht deutsch. Sie machte beim Dejeuner die Honneurs. Der Graf selbst nahm daran nicht teil, da er seine Arbeit um diese Zeit noch nicht zu unterbrechen pflegt. Dafür aber kam eine andere Hausgenossin, eine Tscherkessin, Malerin von Talent, die in der Krim den Grafen geflegt hatte und dann im Hause geblieben ist. Sie macht sich jetzt nützlich, indem sie die Korrespondenz des Grafen registriert. Sie spricht aber nur russisch, so daß sie an der Unterhaltung nicht teilnehmen kann.

Natürlich sprechen wir nur von dem Vater. Seine Gesundheit war das Jahr zuvor nach den Malaria- und Typhusanfällen recht schwach, und auch heute noch ist die Familie immerfort in Sorge um ihn. Denn er schont sich gar nicht und will seinem hohen Alter durchaus nicht Rechnung tragen. Seit zwanzig Jahren hat er keinen Bissen Fleisch genossen. Vermeintliche Koteletts, von denen ich ihn später essen sah, sind aus Reis geformt und gebacken. Vorsichtig bringe ich das Gespräch auf eine ehemalige Hausgenossin, in deren indiskretem Buche über die Familie des Grafen die Behauptung aufgestellt war, daß der Graf nur offiziell Vegetarier sei, aber gelegentlich und insgeheim sich an saftigen Beefsteaks schadlos halte. An und für sich wäre ja nichts dabei, wenn ein starker Fleischesser auch nach dem prinzipiellen Übergang zum Vegetarismus hie und da das Bedürfnis nach Fleischgenuß befriedigen würde. Es wäre nur die Heimlichkeit des Genusses ein Stück von jener Hypo-

krisie, die den Grafen von seinen hartnäckigsten Gegnern nachgesagt wird. Wir erhalten hier aber die Aufklärung, welche Bewandtnis es mit dem Buche jener deutschen Dame hatte. Da die Familie Tolstoi aber längst der reuigen Dame das Buch verziehen hat, wäre es unzart von mir, dessen Vorgeschichte noch einmal öffentlich mitzuteilen. Leo Tolstoi heuchelt nicht. Er betrachtet es auch gar nicht als Verdienst, Vegetarier zu sein. Seine ganze übrige Familie genießt Fleisch, Komtesse Sascha mit inbegriffen. Er aber fühlt sich wohl bei der Pflanzenkost und bleibt also dabei, ohne irgend jemand nach Vegetarierart zur gleichen Heilslehre bekehren zu wollen. Der Graf bekehrt überhaupt niemanden, übt auf niemanden einen Zwang aus. Es kann jeder durchaus leben, wie er will, auch in seiner engsten Familie. Komtesse Sascha sagt rührend: „Das einzige, was wir von ihm erfahren können, ist, ob ihm etwas gefällt oder nicht. Das genügt aber auch, wenigstens mir.“

Es gibt überhaupt nichts Rührenderes als das Verhältnis dieses letzten noch im Hause verbliebenen Kindes zum Vater. Sie hängt an seinem Munde. Jeder halblaut ausgesprochene Wunsch von ihm wird von ihr mit geräuschloser Flinkheit erfüllt. Sie ist jetzt seit der Verheiratung der Gräfin Tatjana seine Sekretärin, und ihre weißen Hände spielen auf der Schreibmaschine, wie die des ältesten Typewriters. Sie trällert dazu ein französisches Liedchen und errötet bis in den Nacken, wenn man sie dabei ertappt und von ihrer weichen Stimme und ihrem

reinen Gehör spricht. Die Arbeit für ihren Vater ist ihr ein hoher Genuß. Sie unterwirft sich auch ganz seinen Gedanken. Sie hatte, wie begreiflich, Shakespeare geliebt. Seitdem sie aber das neueste Werk ihres Vaters über oder vielmehr gegen Shakespeare auf der Maschine abklopft, ist sie von seinen Argumenten bezwungen und bekehrt. Das sagt sie ohne jede Ziererei mit der Aufrichtigkeit eines Kindes. Es ist zu erkennen, daß die hohe Zärtlichkeit ihrer Liebe auf dem Grunde der Sorge entsprossen ist. Sie zittert um den Vater. Vielleicht bemüht sie sich auch, ihm alle die Geschwister zu ersetzen, die vor ihr das Haus verlassen haben. Von neun lebenden Kindern — es waren ursprünglich dreizehn — ist sie ja das letzte. Es ist aber auch zu erkennen, wie wohl dem Grafen die umsichtige Fürsorge dieser Tochter tut. Wenn sein Auge auf der hohen Schönheit ihres adelig-jungfräulichen Antlitzes ruht, ist es wie ein Lichtschein, der seine Züge überfliegt. Aber er tut es fast wie verstohlen. Seine Liebe ist verschämt, so wie es die ihre ist.

* * *

Kurz nach dem Dejeuner läßt der Graf mich zu sich bitten. Er hat eine Arbeitspause gemacht, um nun selbst einige Bissen zu essen. Derweil könnten wir plaudern. Wir sitzen wieder am gleichen Tische. Das Gespräch kommt auf den Krieg, gegen den der Graf soeben einen Artikel schreibt. Er macht die Bemerkung, daß der gutgesinnte Russe in einer sonderbaren Situation sei. Es widerspräche

allen menschlichen Gefühlen, seinem eigenen Volke eine Niederlage zu wünschen. Das ärgste Unglück aber, das Rußland treffen könne, sei die Fortdauer des jetzigen verbrecherischen Regimes, das so viele Opfer fordere und so viel Leid über Rußland verhänge und das im Falle eines Sieges nur befestigt werde. Gerade in diesen Tagen habe er einen Brief von einem hochbegabten Schriftsteller erhalten, einem gewissen Simonoff, den er selbst entdeckt und angeleitet habe. Simonoff, ein Bauer, war Portier in Moskau, ist aber auf Tolstois Rat zu seinem Vater zurückgekehrt und hat ein Bändchen Geschichten geschrieben, die Tolstoi höher stellt als die Gorkischen. Nun hat ihm die Gensdarmerie alles konfisziert und — wenn ich mich recht erinnere — ihn sogar verhaftet. Die Bedrückung sei unerträglich. Ich erzählte dem Grafen von meiner Begegnung mit dem Kosakenoberst in Tula und von der Hoteldienerschaft in Moskau, die um jeden Preis auf den Kriegsschauplatz wollen. „Gewiß,“ erwiderte der Graf, „der Soldat muß sich über jeden Krieg freuen, denn erst der Krieg gibt ihm vor sich selbst eine Art Existenzberechtigung. Was aber diese Hausknechte und Kellner anlangt, die so gerne den Krieg mitmachen möchten, so ist ihre Rauflust nichts als gemeine Raublust. In China haben die Europäer schändlich gehaust und geplündert. Das erfahren die Leute aus den unteren Klassen und so werden alle ihre bösen Instinkte geweckt.“

Ich sprach dem Grafen von den arrangierten patriotischen Demonstrationen in Petersburg, deren

Zeuge ich war, wo auch der Alkohol seine Rolle spielte.

„Ja, der Rausch!“ sagte der Graf, „der ist nötig, damit die Menschen nicht zum Bewußtsein kommen, daß töten, rauben und plündern eine Sünde ist. Man braucht sie nur sich auf sich selbst besinnen zu lassen, und sie könnten es nicht mehr, denn 1900 Jahre — wenn auch noch so verfälschten — Christentums hinterlassen eine Spur in dem Bewußtsein der Menschen und machen es ihnen unmöglich, wie Heiden zu hausen. Aber es wird auch alles getan, die Religion zu unterdrücken. Unsere oberen Klassen haben schon gänzlich das religiöse Bewußtsein eingebüßt. Entweder sagen sie, fort mit diesem Unsinn und werden krasse Materialisten, oder sie bleiben orthodox und wissen dann selbst nicht, was sie glauben, ein so dummes Zeug, daß die Welt in sechs Tagen erschaffen worden sei und daß sie erst sechstausend Jahre stehe. Dieser Wust, der den Leuten eingetrichtert wird, ist ebenso ein Mittel zur Verhinderung religiöser Gesinnung wie eine oberflächliche Wissenschaftlichkeit es ist. Und doch kann uns nur Religiosität von unseren Übeln erlösen, von Krieg und Gewalt, und kann die Menschen wieder zusammenbringen. Die Religion ist aber in latentem Zustand in jedem vorhanden und braucht nur entwickelt zu werden. Und diese Religion ist eine für alle, denn der religiöse Bewußtseinsinhalt ist bei allen Menschen ganz der gleiche. Aber die Kirchen verhindern diese Einheit und verschütten das religiöse Bewußtsein mit

Formeln und Dogmen, die eine Art Betäubung hervorrufen, statt den religiösen Hunger zu sättigen."

Ich erzählte nun die drollige Bemerkung des Kosakenobersten von Tula, daß Tolstoi ein großer Mann, nur schade, daß er ein Atheist sei.

Der Dichter lachte mit einem fast schmerzlichen Lachen.

„Es ist aber doch immer," sagte er, „etwas an dem, was die Leute glauben, nur ist es ein Mißverständnis. Für diesen guten Kosaken ist Glaube und Orthodoxie identisch. Meine Schwester selbst aber, die im Kloster ist, klagt, es sei doch schrecklich, daß ihr eigener Bruder behaupte, das Evangelium sei das schlechteste Buch, das je geschrieben worden sei. Die Wahrheit ist, daß ich das von den Heiligengeschichten behauptet habe; aber es redet sich das falsch herum. Die Behörde weiß schon, wie ich vom Evangelium denke, sie hat mir sogar zwei Verse aus der Bergpredigt gestrichen, die ich in ein Alphabet für das Volk gebracht habe."

„Wer hat das gestrichen?" frage ich.

„Die Zensur, jawohl. Eine christlich-orthodoxe Zensur streicht zwei Sätze aus der Bergpredigt, die ihr nicht passen. Das heißt dann Christentum."

Die Behörde bereitet der Familie Tolstoi überhaupt die größten Schwierigkeiten in ihrem Werk der Volkserziehung. Die Dorfschule ist unterdrückt worden, weil dort Lesen und Schreiben und nicht Orthodoxie unterrichtet wurde, und der Unterricht, den Komtesse Sascha jetzt erteilt, ist ein ganz sy-

stemloser. Es kommen fünf Kinder zu ihr ins Herrenhaus und werden dort in den Schwarzkünsten des Rechnens, Schreibens, Lesens und der Handarbeit unterwiesen auf die fortwährende Gefahr hin, daß eine hohe Obrigkeit sich wieder ins Mittel legt, um diese Schädigung des Staates abzuwehren.

„Es ist ganz wahrscheinlich, daß wir alle gemaßregelt werden, wenn mein Vater einmal nicht mehr am Leben ist,“ sagte uns Komtesse Sascha mit jener Gelassenheit, mit der man in Rußland sich für seine Überzeugung opfert.

* * *

Es war nichts Pastorales, auch nichts Unirdisches an der Art, wie sich Tolstoi in diesem Gespräche gab. Nach dem Essen war er aufgestanden und mit mir in dem langen Speisezimmer auf und ab geschritten, die beiden Hände im Gürtel, so wie er von Rjepin abgebildet ist. Er sprach konversierend, ohne auf irgend ein Wort einen besonderen Nachdruck zu legen, wie zu jemandem, den man nicht erst zu überzeugen braucht. Es war das Nachmittagsgespräch eines intelligenten Gutsbesitzers mit einem Gaste, die ganz leichte, beiläufige Konversation in einer Arbeitspause, die nicht tief gehen und nicht ablenken soll. Ich konstatierte dabei nur das rege Interesse, das Tolstoi an allen Tagesvorgängen nahm. Er war gar nicht der Eremit, der sich nur in heiligem Tun auf die Himmelsglorie vorbereitet, sondern ein angeregter, sehr rüstiger Herr in höheren Jahren, der die Dinge

ohne Gier und Leidenschaft, aber noch immer mit genügender Teilnahme verfolgt, ein Apostel ohne Salbung nach innen sowie nach außen.

Eine halbstündige Siesta war nach der durchfahrenen Nacht und den Erregungen des Vormittags ein Bedürfnis. Wir ruhten wie das ganze Haus, in dem man um diese Zeit kaum einen Laut hörte. Ob auch im Sommer solche Stille in dem Park herrscht, der nun tief verschneit dalag, weiß ich nicht. Jetzt ist das Haus auch aus dem Grunde so still, weil es zu groß geworden ist für den Rest der Bewohner. Eine ganze Flucht von einfach möblierten Gemächern im Erdgeschoß steht ganz leer, und darinnen wird es wohl nur lebendig, wenn die verheirateten Kinder zu Gaste kommen. Auch im ersten Stocke, wo die Arbeits- und Empfangsräume liegen, ist alles zu weit geworden. Wir hörten nur, nachdem wir uns ausgeruht hatten, das Klappern der Schreibmaschine, auf der Komtesse Sascha das Manuskript übertrug, das ihr Vater in der Frühe geschrieben, und den halblauten Gesang, mit dem sie ihre Arbeit begleitete. Dann aber regt sich's wieder. Der Graf will seinen Spazierritt machen. Ein schöner Rappe wird vor das Haus gebracht, und schon kommt der alte Herr die Treppe herunter mit seinen leichten, raschen Schritten. Er hat nun den russischen Shawl um den Hals und eine breite wollene Binde um den Leib gebunden, schlüpft in die hohen Filzüberschuhe und in die dicken Fausthandschuhe, stülpt die Lammfellmütze auf den Kopf, ergreift die Reitpeitsche und

tritt hinaus. Ein fremder Muschik wartet auf ihn vor dem Haustore. Er war von weit hergekommen, ein Anliegen vorzutragen. Der Graf hört ihn an, fragt ihn aus und ruft dann den Diener. Der ist nicht gleich zur Hand, der Graf bittet mich, den Diener zu beauftragen, daß er dem Muschik einiges Geld gebe. Dann ein Tritt in den Steigbügel und mit der Elastizität eines Jünglings schwingt sich der Fünfundsiebenzigjährige in den Sattel. Es ist heute noch zu erkennen, daß er ein vorzüglicher Reiter und Turner gewesen sein muß. Denn wenn in den höheren Jahren auch die Kraft der Sehnen nachläßt, die Exaktheit der Bewegungen bleibt dem, der sie einmal besessen. Dann ein Nicken des Kopfes und rasch verschwindet der Reiter in der Allee, die zur Landstraße führt. Es dunkelte bereits, als er zurückkehrte, recht durchfroren und nun scheinbar auch gealtert. Die Kälte hatte sein Gesicht verkleinert, seine Augenlider waren ein wenig gerötet, Brauen, Schnurrbart und Bart waren dick vereist. Aber es schien nur so, eine Stunde später war er rüstiger und frischer als zuvor, hielt sich hoch aufrecht und sprach mit steigender Lebhaftigkeit.

Wir aber benutzten die Nachmittagszeit zu einem Spaziergang ins Dorf mit Komtesse Sascha. Mit Freuden hatten wir ihre Einladung zu diesem Gange angenommen. Nun erschien sie zwitschernd und rosig, schlüpfte in einen lichtgrauen Tscherkessenmantel und in die kniehohen Überschuhe, band eine lange rote Schärpe um die Taille und stülpte eine graue Tscherkessenmütze auf das dichte

Haar. Schöneres konnte man nicht sehen als dies Stück Kraft und Gesundheit. Einen handfesten Stock nahm sie noch von der Wand, „gegen die Hunde“, und dann führte sie uns hinaus in den hohen Schnee, in den nur ein schmaler Weg getreten war.

Auch die höchste Verehrung gebietet nicht kritiklose Anbetung. Das Kulturphänomen Tolstoi ist zudem für uns alle von solcher Bedeutung, daß dem Berichterstatter, der aus eigener Wahrnehmung Mitteilungen machen kann, die vollste Aufrichtigkeit in der Wiedergabe seiner Eindrücke zur Pflicht wird. So glaube ich nicht die Gedanken verhehlen zu dürfen, die mich bei dem Gange durch dies Dorf nicht losließen. Ich hatte wieder Gelegenheit, die hohe Menschlichkeit des Hauses Tolstoi zu bewundern, als ich sah, wie Komtesse Sascha, diese Blüte der Schönheit und Reinheit, in die dumpfen, unsauberen Bauernhäuser trat, die schmutzigen und struppigen Bauernkinder liebkoste, ganz wie Katjuscha in der „Auferstehung“ nach der Ostermesse einen entstellten Bettler bei dem Ostergruße auf den Mund küßt. Aber diese absolute christliche Brüderlichkeit, die auch in den Ansichten des Hauses zum Ausdruck kommt — Komtesse Sascha sagt ganz im Sinne des Vaters: „der arbeitsame Muschik steht an Moral weit höher als wir, die wir den Boden besitzen und ihn nicht bearbeiten, und auch sonst unterscheidet er sich in seinen Tugenden und Lastern in nichts von uns“ — diese Brüderlichkeit hat doch den Nachteil, daß sie den Bruder läßt, wo sie ihn findet und ihn nicht zwingt, sich an andere, ästheti-

schere Lebensformen zu gewöhnen. Die Familie Tolstoi unterrichtet die Dorfkinder, sie hat eine kleine Poliklinik im Dorfe eingerichtet, aber sie macht ihren Einfluß nicht dahin geltend, daß die Dörfler sich rein kleiden, sich etwa die deutschen Kolonisten des Südens zum Vorbilde nehmen. Ich kann mir nicht denken, daß die Muschiks von Jasnaja Poljana ebenso aussehen würden, wenn der Gutsherr etwa ein englischer oder holländischer Philanthrop wäre, statt eines Russen, und ich kann auch nicht glauben, daß die Einfalt der Sitten oder die Wärme der Nächstenliebe leiden würde, wenn es im Dorfe etwa so aussähe, wie in einer Herrenhuterkolonie, in der es blinkt vor Reinlichkeit. Gewiß, der Graf enthält sich jedes Druckes auf die Menschen seiner Umgebung, und wenn sein Muschik sich nach Vätersitte ungewaschen wohler fühlt, als rein, und in einem ungelüfteten, ungereinigten Zimmer mit dem lieben Vieh zusammen wohler, als in einem Gemach, vor dem man genötigt wäre, die Schuhe auszuziehen, um den Boden nicht zu beschmutzen, so wird ihm der Graf nicht zureden, daß er sich in einen Schwaben oder Holländer zu verwandeln habe. Aber ästhetische Forderungen liegen überhaupt nicht im Sinne der Tolstoischen Weltanschauung, und darum glaube ich, daß sie im Westen nur schwer Eingang finden wird.

Es ist die Demut und „Niedrigkeit“ des Urchristentums, es ist ein antihellenisches Prinzip im Dorfschmutze von Jasnaja Poljana. Gewiß, der Hellenismus führt am letzten Ende zum schnöden

Herrenmenschentum Nietzsches, zum neronischen Haß gegen die Vielzuvielen, und eine vorwiegend ästhetische Wertung der Lebensgüter führt unweigerlich zur Unmoral in der Lebensführung. Aber jede Endkonsequenz, d. i. jedes Extrem, ist absurd; die gegen alles Äußerliche gleichgültige absolute Innerlichkeit ebenso, wie der herzlose Kultus der bloßen schönen Erscheinung. Wenn wir vom Muschik die Gelassenheit im Leide erlernen können, haben auch wir ihm als Entgelt dafür etwas zu bieten, das ist der Sinn für Leibespflege und ästhetisch veredelte Lebensformen. Doch Leo Tolstoi ist ein Feind aller Kompromisse, und vielleicht muß er es sein. Wenn der Impuls zur Verinnerlichung unseres Lebens, zur Brüderlichkeit und Heiligkeit, der von ihm ausgeht, in voller Stärke wirken soll, muß er wenigstens an seiner Quelle, bei ihm, noch frei sein von jeder konträren Beimischung. In der realen Welt bleiben die Gegenwirkungen ohnehin nicht aus, und irgendwie stellt sich das Gleichgewicht immer her. Die Synthese aus Nietzsche und Tolstoi ist überhaupt gar nicht so schwer zu finden; sie war in der „Kalokagathia" der Alten schon gegeben, wie im recht verstandenen Begriffe des Gentleman. Wenn das Tolstoische Menschenideal die Züge des Muschik trägt und schroff jede Konzession an die Forderungen einer ästhetischen Kultur abweist, so ist das wohl in allererster Linie auf die Abneigung zurückzuführen, welche die Petersburger Ausgabe der „Zivilisation" in jedem unverdorbenen Menschen

erwecken muß. Daß der Luxus allein den Menschen nicht hebt, kann man dort allerdings erkennen, ja man kann leicht zur Tolstoischen Auffassung gelangen, daß eine solche Kultur ihn verderbe, statt ihn zu veredeln. Ein einsamer Grübler wie Tolstoi gelangt in dieser Abneigung leicht zu ganz extremen Konsequenzen. Jedenfalls ist ihm, und seiner Tochter ebenso, der körperliche Schmutz der Bauern weniger unangenehm als der moralische des Städters. Das ist für ihn Natur, wie der schmierige Lehm der Ackerscholle.

Unter Niederkämpfung unserer Städtergedanken folgten wir unserer tapferen Führerin in die Häuser des Dorfes. Die bissigen Bauernköter, die sich ihr in den Weg stellten, jagte sie mit ein paar Stockhieben in die Flucht. Im ersten Hause war großes Elend. Der Muschik, ein Brustkranker, lag auf dem Ofen und bei ihm ein verkümmertes, buckliges Kind. Die Bäuerin saß am Webstuhl, um sie ein Haufen strohblonder, unsäglich schmutziger anderer Kinder. Ein halbes Dutzend Lämmer teilte die Stube und ihre furchtbare Atmosphäre mit den gesunden und kranken Bauern. Die junge Gräfin hatte für jeden ein herzliches Wort. Eines der Kinder war ihre Schülerin und arbeitete jetzt gerade an ihrer Schreibaufgabe. Natürlich wurde es belobt. Es war aber etwas unterwürfig Kriecherisches in dem Wesen der Bäuerin, das mir nicht gefiel. Ganz anders im andern, folgenden Hause, das einem reichen Muschik gehörte. Der lag gleichfalls auf der Ofenbank, sein Zimmer war etwas lichter, dank einem größeren

Fenster, aber der Boden war ebenso schmutzig und die unvermeidlichen Lämmer trieben sich ebenso im Stroh herum. Der Muschik erwachte bei unserm Eintritt und erhob sich. Sein mächtiger brauner Bart deckte fast die Brust, die unter einem offenen Hemde zum Vorschein kam und mit einer beträchtlichen Kruste bedeckt war. Dieser Muschik aber las die Zeitung, sprach vom Kriege und stellte eine ganz interessante Frage. Vor kurzem war Komtesse Sascha auch mit Bryan, der den Dichter besucht hatte, bei diesem Muschik, und beide hatten sich ein wenig angefreundet. Nun las der Muschik in der Zeitung, daß die Amerikaner Russenfeinde seien. Wie stand das mit seinem Freunde Bryan? Darauf also sollte die Komtesse antworten, ob Bryan jetzt auch sein persönlicher Feind geworden sei. Die Komtesse beruhigte ihn lachend. Die Bäuerin aber begleitete uns bis vor das Haus und sprach die charakteristischen Worte: „Ich schäme mich, daß wir da wie die Schweine leben, aber was soll man machen? Wir sind schon einmal so!“

Im selben Hause befindet sich das kleine Dorfspital, d. i. vorläufig nur ein Ambulatorium. Dies ist wirklich rein gehalten. Der Krankenstand ist aber ein recht großer. Es kommen auch die Bauern aus der Umgegend, und der Arzt hat oft vierzig Leidende in seiner Sprechstunde zu behandeln. Er soll ein tüchtiger und braver Mann sein, was in der Nähe Tolstois ganz selbstverständlich ist. Ob man wolle oder nicht, man wird hier eingehüllt in eine Atmosphäre reinster Nächstenliebe. Als ich aus

dem Dorfe zurückgekehrt war, schämte ich mich fast, daß ich in der Stube des Muschiks den Atem angehalten hatte.

---

## III.

Um sechs Uhr wurden wir zum Diner gerufen, an dem auch der Graf teilnahm. Es gab gebackene Fische als Vorspeise — für den Grafen Reiskottletts —, dann Braten und Gemüse, wovon der Graf nur dem Gemüse zusprach, Kompott und schwarzen Kaffee, als Getränk Kwas, später Tee und Backwerk, alles sehr schmackhaft zubereitet. Ein Diener trug auf und bediente bei Tisch. Es ist wohl nicht kleinlich, dieses alles zu erwähnen. Man lebt nicht von Heuschrecken und wildem Honig bei Tolstoi, sondern wie in jedem guten russischen Hause. Wir sind gottlob über die Zeiten hinaus, in denen das „Originalgenie“ zunächst sich durch eine extravagante Lebensführung legitimieren mußte. Geistige Eigenart verträgt sich sehr wohl mit der Herrschaft der Sitte in allen Gepflogenheiten des Alltags nach unserer berechtigten Anschauung. Uns wird im Gegenteil jede Originalität sofort verdächtig, wenn sie sich auch in Nichtigkeiten dokumentiert. „Ein weiser Mann trägt sich wie andere Leute.“ Die Eigenart Tolstois trägt nirgends den Stempel des eitlen Willens, sich in allem und jedem von andern zu unterscheiden.

Niemand wird erwarten, daß ich nun die fast sechsstündige Unterhaltung, die mit dem Diner be-

gann und erst beim Abschied an der Haustüre endete, in allen Details hier wiedergebe. Wohl ist mir kein Wort davon ganz entfallen, aber weder für die Reihenfolge der Themen könnte ich mehr einstehen, noch auch für jeden Ausdruck und jede Redewendung. Ich rekonstruiere daher nur das, was mir als das Wichtigste erscheint, aus dem Gedächtnisse und nehme jede Nachsicht für den Bericht in Anspruch. Er ist so getreu, als er bei menschlicher Unzulänglichkeit nach solchen Strapazen und Erregungen und ziemlich verspäteten Aufzeichnungen nur möglich ist.

„Ich stehe jetzt ganz unter dem Einflusse zweier Deutscher,“ begann der Graf. „Ich lese Kant und Lichtenberg, und zwar in sogenannten Lichtstrahlen. Denn eine Originalausgabe besitze ich nicht. Ich bin entzückt von der Klarheit und Anmut ihres Ausdrucks, bei Lichtenberg insbesondere auch von dem treffenden Witz.“

„Goethe sagt: Wenn Lichtenberg einen Witz macht, steckt ein System dahinter“, warf ich dazwischen.

„Ich begreife nicht, daß die heutigen Deutschen diesen Schriftsteller so sehr vernachlässigen und dafür sich in einen koketten Feuilletonisten, wie Nietzsche, so vernarren. Er ist doch gar kein Philosoph und hat gar nicht den ehrlichen Willen, die Wahrheit zu suchen und auszusprechen.“

„Aber er hat einen beispiellosen Glanz des Ausdrucks und unendlich viel Temperament.“

„Ich finde Schopenhauer auch als Stilisten be-

deutender. Aber geben wir einmal zu, daß er einen glitzernden Schliff des Ausdrucks habe, so ist das ja doch nur eine feuilletonistische Fähigkeit, die ihm nicht einen Platz anweist neben den großen Denkern und Lehrern der Menschheit."

„Er schmeichelt aber auch dem aristokratischen Instinkte der zu Macht und Ehren gelangten Neudeutschen und wirkt dem bösen Sozialismus entgegen."

„Wie steht es um den Sozialismus in Deutschland?" fragte der Graf sofort mit großem Interesse.

„Ich fürchte, er hat an Tiefe und Stärke verloren, was er an Breite gewonnen hat."

„Sie dürften recht haben," antwortete er. „Ich habe ganz selbst den Eindruck. Der Glaube an seine Unbesiegbarkeit ist gebrochen und im Innern beginnt die Überzeugungsstärke zu wanken. Es mußte auch so kommen. Der Sozialismus kann die Menschen nicht befreien. Das kann überhaupt kein System und keine Doktrin, das kann nur die Religion."

„Das sagt auch die Kirche."

„Aber sie lehrt es falsch. Was ist denn Religion? Das Streben jedes einzelnen nach der Vollkommenheit. Die Unterordnung unter ein Ideal. Solange der Mensch das hat, fühlt er einen Lebenszweck, kann alle Leiden ertragen und ist jeder Anspannung fähig. Das braucht gar nicht notwendig ein erhabenes Ideal zu sein. Es kann jemand den Ehrgeiz haben, seine Armmuskeln besonders aus-

zubilden, und wenn er das als seinen eigentlichen Lebenszweck auffaßt, so trägt ihn dies Streben vollkommen. Freilich kann man das Ideal nur scheinbar willkürlich wählen. In Wirklichkeit sind wir doch alle Entwicklungsprodukte, und nach neunzehnhundert Jahren Christentum können wir nicht mit innerster Überzeugung Ideale aufstellen, die dem wahren Christentum widersprechen. Man kann sich eine Weile auch etwas anderes suggerieren, aber das Gewissen wird sich nicht beschwichtigen lassen, und zur Ruhe kommt man doch erst bei dem religiösen Ideal der Selbstvervollkommnung und der Menschenliebe. Tödlich ist nur der Zynismus oder Nihilismus."

„Ich erinnere mich Ihres Vergleichs, daß eine Gesellschaft ohne Religion oder sittlichen Enthusiasmus einem Orchester gleiche, das der Kapellmeister verlassen hat. Eine Weile bleibt es noch im Takt, dann kommen die Dissonanzen."

„Wir sind jetzt in den ersten Takten nach seiner Entfernung. Es wird noch eine Weile gehen, aber dann wird alles aus dem Takte geraten. Die Oberen zuerst, weil sie den Versuchungen am meisten ausgesetzt sind, und dann schichtenweise auch die Unteren."

„Ich glaube auch, daß ein Staat wie ein Magnet ist, in dem jedes kleinste Teilchen seine Richtung haben muß, sonst verliert das Ganze die Kraft und den Zusammenhalt."

„Gewiß, ein Staat oder eine Gesellschaft ist ganz wie der Einzelmensch so lange lebensfähig, als

sie einen Daseinszweck der Gesamtheit fühlt. Dies Lebensprinzip der Gesamtheit ist aber identisch mit dem Ideal des einzelnen. Es ist der Strom, der jedes Teilchen umkreist und in die polare Lage bringt."

„Man versucht es mit dem Ideal der Nationalität und des Patriotismus."

„Das ist keines. Das ist ein absurdes Ideal, das sofort in einen unlöslichen Widerspruch mit unseren besseren Gefühlen gerät. Ein Ideal, das als Konsequenz fordern kann und fordert, daß ich meinen Nebenmenschen töte, um der Gruppe, der ich angehöre, einen Vorteil zu verschaffen, ist ein verbrecherisches."

„Aber der Widerstand ist gefährlich. Sie haben darüber eine Kontroverse mit Spielhagen gehabt, der Ihnen vorwarf, daß Sie den Menschen zumuten, sich vor die Räder eines rasenden Eilzugs zu werfen."

„Ich erinnere mich. Aber Spielhagen weiß gar nicht, wie viele Menschen sich schon den Forderungen des Evangeliums beugen. Unsere Duchoborzen sind gleich solche."

„Aber sie haben das Land verlassen müssen."

„Was tut das? Sie konnten aber sich selber treu bleiben. Und wenn wir erst die Erziehung geändert und die sündhaften Verherrlichungen von Mordtaten den Kindern aus der Hand genommen haben, dann werden es nicht mehr bloß Tausende, dann werden es Millionen sein, die sich weigern, für die Ruhmsucht oder den Geschäftsnutzen von einzelnen sich

hinopfern zu lassen und zu Mördern zu werden. Und dann hört dieser Teil der Weltgeschichte auf."

„Aber die Schule ist ein Politikum, und der National- oder Klassenstaat wird sich hüten, eine Erziehung zuzulassen, die seine Untertanen für Kriegszwecke untauglich machen würde."

„Gewiß, und solange es eine Kirche gibt, die unter Verleugnung ihrer Grundlehren sich zum Helfershelfer dieses Staates hergibt und seine Mordwaffen einsegnet, solange ist der Kampf gegen die aufgestachelten bösen Instinkte auch schwer. Aber die Schule vollendet ja nicht die Erziehung des Menschen. Viel wichtiger ist die spätere Lektüre. Wir haben da etwas ins Leben gerufen, das auch im Auslande nachgeahmt werden könnte. Unsere Posrednik, die Volksbücherei. Es sind das gute Bücher, Erzählungen insbesondere, die im Volk die schlechte Lektüre verdrängen. Sie werden sehr billig hergestellt, unsere Maler liefern Titelzeichungen dazu. Sie müssen sich das in Moskau ansehen. Ich werde Ihnen einen Brief an den Herausgeber, meinen Freund Iwan Iwanowitsch Gorbunow mitgeben, der Ihnen die Details mitteilen kann." Es geschah so. Mit einem liebenswürdigen Brief Tolstois suchte ich Gorbunow in Moskau auf, der unter dem Drucke der russischen Zensur das ungeheure Werk vollbringt, alljährlich mehrere Millionen guter Bücher zum Preise von wenigen Kopeken in das Volk zu werfen, ohne außer dem Anfangskapital von 30 000 Rubeln neuer Geldmittel bedurft zu haben. Ich erfülle eine Pflicht und zugleich einen Wunsch

Tolstois, indem ich hier nachdrücklichst auf das großartige russische Unternehmen hinweise, das vorbildlich für alle Nationen werden sollte.

Ich nahm das Thema vom Sozialismus wieder auf und sagte: „Im Westen unterzieht sich doch im wesentlichen die Sozialdemokratie der Aufgabe, die Massen zu erziehen und innerlich zu emanzipieren.“

„Das ist gewiß verdienstlich,“ antwortete der Graf. „Der Fehler steckt nur darin, daß die Sozialdemokraten lehren, irgend eine andere Organisation der Gesellschaft werde gewissermaßen automatisch das Übel aus der Welt schaffen. Die Hauptsache bleibt doch immer die Erhebung des einzelnen zu besseren Gesinnungen und Sitten, sonst ist keine Ordnung von Bestand und führt jede zu neuer Vergewaltigung. Man soll nicht die Welt verbessern wollen, sondern sich selbst.“

„Damit begegnen Sie eigentlich unseren Modernen, die gleichfalls gegen den Sozialismus Front machen und den extremsten Individualismus predigen. Ich sehe darin aber doch immer nur ein reaktionäres Manöver.“

„Wieso?“ fragte der Graf.

„Ich glaube, daß sich alle Kämpfe um die Kultur immer nur in einer kleinen Intelligenzschicht abspielen. Für die Masse ist wirklich die materielle Versorgung vorderhand noch die Hauptsache. In der Intelligenzschicht aber gibt es zwei Parteien, eine, die sich das Privilegium der Ausbeutung wahren will, das ist die der Feudalen, der Pluto-

kraten und diplomierten Erwerbsstreber; dann die andere der Idealisten, die den Fortschritt, d. i. die Erziehung und Befreiung der Massen will. Bald gewinnt die eine Schicht mit ihrer aristokratischen Ausbeuterphilosophie die Oberhand, bald die andere — nach welchen tellurischen oder siderischen Gesetzen sich die geistige Ebbe und Flut vollzieht, wissen wir noch nicht. Sicher aber ist, daß jede Partei sich des Lockmittels bedient, ihre Anschauungen als die fortgeschrittensten, die gegnerischen als die überwundenen zu erklären. Die Individualisten, die den Sozialismus verhöhnen, leisten damit der Erz- und Urreaktion, dem aristokratisch-plutokratischen Ausbeutertum den größten Liebesdienst, weil sie mit der Diskreditierung des Solidarismus in die Reihen der Idealisten Verwirrung tragen. Trotzdem nennen sie sich die Modernen und nennen die Solidaristen alte Zöpfe. Das Modernste ist im Westen schnödes Übermenschentum, Renaissanceschwärmerei und der Kultus der schönen Geste — ästhetisierender Snobismus."

„Das stammt alles von Nietzsche. Aber der Fehler liegt nicht im individualistischen Prinzip, das ja den Solidarismus nicht ausschließt, sondern im Gegenteil ihn fordert. Denn das Individuum gelangt ja im Streben nach Selbstvervollkommnung unbedingt zum Solidarismus. Der Fehler liegt im Ästhetentum, in der Basierung des Lebens auf Formenspiel und Genuß. Dabei ist das Kurioseste, daß diese Wiedererweckung, die Renaissanceverruchtheit, nicht einmal der Kunst genützt hat. Denn

was da herauskommt, ist doch nur die reine Albernheit. Ich habe seit Jahren nicht mehr so gelacht, als bei einer ganz ernsthaften Erzählung des Inhalts von ‚Monna Vanna' oder bei den Gedichten, die mir unser Ästhet und Dekadent Balmont vorgelesen hat. Das ist doch alles künstlerisch überhaupt nicht ernst zu nehmen, das will doch nur verblüffen durch Absurdität, wofür man freilich zuvor den gesunden Menschenverstand in Mißkredit gebracht haben muß. Und bei Ihnen in Deutschland ist es auch nicht besser. Warum liegt Ihre literarische Produktion so sehr darnieder?"

„Wer weiß das, Herr Graf? Man hat schon behauptet, daß nach 1870 die begabteren Köpfe sich ernsthafteren und luktrativeren Metiers zugewandt hätten, als der Literatur. Aber ich glaube es nicht. Die Wissenschaften weisen heute ebensowenig Genies auf, wie die Künste. Es scheint da auch Gesetze von Ebbe und Flut zu geben, daß manchmal eine ganze Welle von genialen Köpfen auf die Erde geworfen wird und dann wieder lange Dürre herrscht. Seit Gottfried Keller haben wir überhaupt keinen großen Schriftsteller mehr gehabt."

„Gottfried Keller? Ich höre den Namen zum ersten Male. Was war er? Was hat er geschrieben?"

„Ein Schweizer, der Goethes freien Lebensblick geerbt und die besten deutschen Novellen geschrieben hat, voller Plastik, voll würzigen Humors und beinahe bösartiger Menschenkenntnis. Er würde Ihnen große Freude bereiten."

„Hm — Sie sagen, daß er gewissermaßen von

Goethe stamme. Da wird meine Begeisterung doch fraglich sein. Denn ich kann nicht sagen, daß ich Ihren Goethe besonders liebe."

„Ist es möglich?"

„Es gibt Werke von ihm, die ich bedingungslos bewundere, die zum Schönsten gehören, was überhaupt geschrieben worden ist. Ich habe auch seine Zueignungen einmal auswendig gekonnt, aber doch machen auf mich z. B. die lyrischen Gedichte Heines einen stärkeren Eindruck, als die Goethes."

„Verzeihen Sie, Herr Graf, die Bemerkung. Dann genügt Ihre Kenntnis der deutschen Sprache nicht, um den Qualitätsunterschied zu bemerken. Heine ist ein Virtuose, der mit der Form spielt, bei Goethe atmet jedes Wort innerstes Erlebnis und ist von innerer Notwendigkeit eingegeben."

„Dasselbe sagt man bei uns von Puschkin, daß man seine Größe nur würdigen könne, wenn man mit dem Sprachgeist aufs innigste vertraut sei. Ich halte aber davon doch nicht allzuviel. Gewiß, eine Übersetzung ist nur wie eine Kehrseite des Teppichs; aber ich meine, große Werke behaupten sich auch in der Übersetzung noch, und so kann die Sprachform allein nicht ausschlaggebend sein für den Wert einer Dichtung. Aber das, was mich bei Goethe chokiert, ist gerade das Spielerische, das Sie Heine nachsagen. Sowohl Goethe als Shakespeare sind Künstler in dem Sinne, den Sie an den Modernen tadeln, sind nur auf das ästhetische Spiel gestellt, schaffen nur zum Genusse und nicht mit dem Herzblut."

„Das könnte ich nicht zugeben, Herr Graf, ohne alles zu verleugnen, was ich je empfunden und gedacht habe. Auch für Shakespeare nicht, in dem wir bei allem Handwerksmäßigen der meisten Sachen doch oft genug den Herzschlag durchhören, und wie erst für Goethe, dessen Dichtungen allesamt Selbstbekenntnisse sind, qualvolle zum Teil, und nur geschrieben, weil er selber sagt:

„Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?"

„Dies Pathos für die Menschheit finde ich viel mehr bei Schiller."

„Er ist rhetorischer, appelliert direkter an den Bürger und Zeitgenossen, aber mit dem Wohl und Weh der Menschenseele hat er sich doch kaum befaßt, als die vorwiegend politische Tribunennatur, die er war."

„Und es ist gerade dies, was mir ihn näher bringt, als Goethe und Shakespeare. Er war heilig durchdrungen von der Intention seines Werkes. Er hatte nicht die kalte Künstlerambition, nur seinem Sujet gerecht werden zu wollen. Er war ganz erfüllt von dem Verlangen, uns mit- und hinzureißen. Unter den Forderungen, die ich an den großen Künstler stelle, technische Vollendung, Bedeutung des Vorwurfs und aufrichtige Erfülltheit von dem Stoffe, ist die letzte die wichtigste. Man kann ein großer Schriftsteller sein, selbst wenn die technische Vollendung, die volle Beherrschung der Kunstmittel fehlt, wie etwa bei Dostojewski; aber ohne daß

man mit dem Herzblut schreibt, kann man es nicht sein.“

„Ich glaube, die Herzblutdoktrin würde doch das ganze heitere Genre ausschließen, und gerade dieses entspricht doch vielleicht am meisten dem ursprünglichen Zweck der Kunst.“

„Das sagen Sie, weil Sie selbst in der Kunst nur ein Genußmittel, nur ein Spiel sehen.“

Ich hätte nicht leugnen können, daß dies wirklich meine Auffassung ist, und wäre damit auf den tiefgehendsten Gegensatz zwischen unserer weltlichen, goethischen Lebensauffassung und der ausschließlich religiös-moralischen Tolstois gekommen. Ich konnte es aber nicht über mich gewinnen, die wenigen Stunden, die ich mit dem verehrten Manne beisammen sein durfte, mit einer fruchtlosen Debatte auszufüllen. Den fünfundsiebenzigjährigen Apostel, dessen asketische Philosophie das Produkt bestimmter Kulturzustände ist, hätte ich aber ebensowenig überzeugen können, wie er mich, den Westdeutschen, dessen zuversichtlichen Kulturglauben und Frohsinn die Sonne am Rheinufer ausgestreift hat. So lenkte ich über und sagte:

„Ich habe Ihre rigorosen Forderungen sowohl für die Kunst wie für das Leben bisher nicht ganz wörtlich genommen, Herr Graf. Ich dachte mir, wenn man das Pferd zurückreißt, will man ja auch nicht, daß es umkehre, sondern nur, daß es im Zügel bleibe. Sie wollen nur andern sonst mächtigen Impulsen entgegenwirken, dachte ich mir.“

„Nein,“ erwiderte der Graf nach einigem Nach-

denken, „so ist es nicht. Ich glaube an die absolute Richtigkeit meiner Forderungen. Ich bin nur auch selbst zu schwach oder zu schlecht erzogen, mich ihnen überall zu unterwerfen. So kann ich mich beispielsweise nicht enthalten, die Chopinsche Musik zu genießen, obgleich ich sie als exklusive Kunst verurteile, die sich nur an das Verständnis und die Empfindungen von wenigen, aristokratisch Verfeinerten wendet."

„Die Teilnahme aller am Kunstgenuß halte ich gleichfalls für ein unerfüllbares Ideal, und die Forderung an die Künstler, sich aller Werke zu enthalten, die nur von einer beschränkten Anzahl besonders beschaffener Menschen genossen werden könnten, für undurchführbar und sogar für schädlich. Wir würden doch damit die herrlichsten Werke einbüßen, die wir besitzen."

„Wenn die Forderung an und für sich berechtigt ist, so ist es ganz gleichgültig, was ihr geopfert werden müßte. Es ist alles nichtig neben der Wahrheit."

Ich konnte auch hier nicht weiterfahren. Denn ich sprach doch mit dem Manne, der seine eigenen unsterblichen Werke verleugnet, weil sie dem Verständnis der meisten entzogen sind und dadurch die Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten erweitern helfen. Auch den Einwand, daß fast die gesamte Wissenschaft aus demselben Grunde verurteilt werden müßte, durfte ich hier nicht machen, denn Tolstoi scheut bekanntlich auch vor dieser Konsequenz nicht zurück.

Es ist ihm aber doch nicht gleichgültig, ob man seine Anschauungen für wissenschaftlich fundiert, d. i. für richtig durchdacht hält oder nicht. Er sagte mir im Verlaufe des Gesprächs:

„Manchmal lache ich, manchmal ärgere ich mich darüber, wenn man mir vorwirft, meine Lehren seien nicht wissenschaftlich. Ich behaupte umgekehrt, der ganze Positivismus und Materialismus ist unwissenschaftlich. Wenn ich eine Lehre suche, nach der ich leben kann, so ist doch nur die logisch und konsequent oder wissenschaftlich, die von ihren Prämissen an bis zur letzten Schlußfolgerung keinen Widerspruch in sich enthält. Der Skeptizismus aber kommt zur vollständigen Leugnung jedes Sinns des Lebens. Und doch will auch der Skeptiker leben, sonst würde er sich töten. Er gibt also in der Tatsache, daß er am Leben bleibt, zu, daß seine ganze Philosophie für ihn nur eine müßige Verstandesübung ist, die für sein Leben ohne jede Bedeutung bleibt. Das heißt, sie ist für ihn gar nicht wahr. Ich aber suche die Prämisse, von der aus ich nicht nur leben, sondern auch ruhig und heiter leben kann. Diese Prämisse ist Gott und die Pflicht der Vervollkommnung für uns. Damit bleibe ich mir dann konsequent bis ans Ende und fühle, daß ich nicht nur dialektisch wahr bin, sondern durchaus auch für mein praktisches Handeln."

Es bedarf für keinen wirklich wissenschaftlich Denkenden eines Wortes darüber, daß Tolstoi hier mit der apriorischen Zwecksetzung des Nachweises, daß das Leben einen Sinn haben müsse, schon

das Grundprinzip aller Wissenschaftlichkeit verletzt, nämlich die Voraussetzungslosigkeit, und wie Kant, von dem er sich nicht ohne Grund angezogen fühlt, mit Postulanten arbeitet, statt mit Konklusionen. Aber wer wird sich dessen nicht erfreuen, daß der Dichter, der vor allem ein leidenschaftlicher Mensch war und ist, aus der Verzweiflung des Agnostizismus heraus sich mit kühnem Sprunge auf den Fels des Glaubens rettete, der jenseits aller Wissenschaft liegt und von ihr weder gestützt noch geschädigt werden kann? Wie viele von den stolzen Agnostikern schielen nicht überhaupt insgeheim nach jenem Fels hinüber, wo sie sich für alle Fälle noch ein Plätzchen reservieren wollen, während Tolstoi aufrichtig bekennt, daß er ohne diesen Grund unter den Füßen nicht mehr zu leben vermocht hätte. Er bedurfte dieser Beruhigung über die letzten Dinge, um seinem Dichterdrang, die Welt sonst ganz zu sehen, wie sie ist, genügen zu können. Nur die ganz dürrabstrakten Naturen finden ihr Auskommen mit der freiwillig beschränkten Folgerichtigkeit der auf die Empirie beschränkten Wissenschaft; alle Phantasiemenschen, auch Goethe, auch Bismarck, hatten ihr Teil mystischen Vertrauens in die Gedeihlichkeit des Weltenlaufs, die, populär gesprochen, Gott oder Vorsehung heißt. Mit der Wissenschaft hat dies poetische Ahnen freilich gar nichts zu tun.

Aber die Geringschätzung der eigenen Qualitäten und die Begeisterung für die komplementären ist eine altbekannte psychologische Tatsache. Der Dichter Tolstoi will ein stich- und hiebfester Philo-

soph sein, seine Dichtungen verleugnet er, und ebenso spricht er kühl, ja geradezu feindselig über die ihm verwandtesten Geister, über Goethe und Shakespeare. Es ist unter den Kunstfreunden nur eine Stimme, daß Tolstoi in der natürlichen Absichtslosigkeit seiner Gestalten und Geschehnisse nur mit diesen beiden, in der Fülle seiner psychologischen Einzelzüge nur mit Shakespeare verglichen werden kann. Jetzt aber ist Tolstoi dabei, ein Buch gegen Shakespeare, gegen den Shakespearekultus zu schreiben, das in Bälde erscheinen soll. Im Gespräche kam er immer wieder auf die unhaltbare Überschätzung dieses Artisten zurück.

„Wenn man noch fähig wäre," sagte er, „unbefangen an die Shakespearelektüre heranzutreten, würde man bald von der unbegründeten Ehrfurcht vor diesem Schriftsteller abkommen. Er ist roh, unmoralisch, ein Speichellecker der Großen, ein hoffärtiger Verächter der Kleinen, ein Verleumder des Volks, geschmacklos in seinen Späßen, ungerecht in seinen Sympathien, unedel, berauscht von dem Umgange, dessen ihn ein paar Aristokraten würdigten. Auch seine Kunst wird überschätzt, denn überall hat er das beste von seinen Vorgängern oder aus ihren Quellen. Aber die Menschen sind ganz blind; sie stehen unter dem Banne einer hundertjährigen Massensuggestion. Es ist ja unglaublich, was man durch konsequente Behandlung eines und desselben Themas in den Menschenköpfen für Vorstellungen erwecken kann . . ."

Ich glaube, man wird nicht fehlgehen, wenn

man in dem bevorstehenden Buche gegen Shakespeare außerdem auch eine Teilaktion seines Feldzugs gegen die ästhetisch-artistische Weltanschauung überhaupt erblickt. Eines der Hauptidole des Ästhetenkults will er stürzen. Nach der moralischen Seite wird er ja gewiß auch Erfolg haben. Der Sohn eines Kneipwirts und Histrione Shakespeare war gewiß nicht das Ideal eines Gentleman; das Erstaunen über das künstlerische Genie dieses üppigsten aller Gestalter wird aber Tolstoi schwerlich aus der Welt schaffen.

Das Thema von der Massensuggestion hat Tolstoi auch in anderem Zusammenhange behandelt. Er sprach von dem Unheil, das die Zeitungen in der Welt anrichten, wählte aber dafür meines Erachtens ein recht ungeeignetes Beispiel.

„Während des Dreyfusprozesses," sagte er, „erhielt ich wohl tausend Briefe aus allen Weltgegenden, die mich zu einer Kundgebung aufforderten. Wie hätte ich dem Folge leisten können? Ich bin hier in Rußland, die Verhandlung war in Frankreich. Es war absolut unmöglich, ein richtiges Bild von den Vorgängen zu erlangen, denn jede Zeitung berichtete anders. An und für sich: was war geschehen? Ein Offizier war unschuldig verurteilt worden. Das ist eine unbedeutende Angelegenheit. Es werden ganz andere Verbrechen von denen verübt, die Gewalt haben. Aber es wurde die ganze Welt alarmiert, und jeder hatte eine unumstößliche Überzeugung von der Schuld oder Unschuld eines Mannes, den niemand kannte und dessen Richter

niemand kannte. Das ist eine Seuche und kein Denken mehr.“

Man muß schon ganz eigene und einsame Wege gehen, um zu verkennen, daß gerade in diesem Falle die Presse ein ungeheures Werk vollbrachte, indem sie die Menschheit aufrüttelte und ihr die von den Jesuiten drohende Gefahr zeigte. Die Dreyfus-affäre gehört der Weltgeschichte an als epochale Begebenheit. Vielleicht ist die Errettung der ganzen weißen Rasse von der polypenartigen Umklammerung durch Klerikalismus und Militarismus ihr Werk. Und Graf Tolstoi, der die Bekämpfung des Militärstaats als eine seiner Lebensaufgaben betrachtet, erlebt die Hauptschlacht in diesem Kampfe und ahnt es nicht! Freilich darf man nicht vergessen, daß er in Rußland lebt, wo die Einkerkerung Unschuldiger ein alltägliches Vorkommnis ist, und daß die russischen Zeitungen ihrer Alliiertenpflicht dadurch zu genügen glaubten, daß sie die Affäre im Sinne der Méline und Mercier behandelten.

Keinesfalls ist die Abneigung Tolstois gegen diese Affäre auf etwaigen Antisemitismus zurückzuführen. Tolstoi liebt die merkantilen Juden nicht, die am wenigsten vom christlichen Geiste erfüllt seien, aber er verurteilt den Antisemitismus aufs entschiedenste. „Der Antisemitismus“, sagte er, „ist nicht ein Unglück für die Juden. Denn wer Unrecht erduldet, ist nie zu beklagen, sondern wer Unrecht übt. Der Antisemitismus demoralisiert. Er ist das ärgste Übel unserer Zeit, denn er vergiftet ganze Generationen. Er macht sie blind gegen Recht

und Unrecht und ertötet jedes moralische Gefühl. Er verwandelt die Seele in eine Trümmerstätte, auf der alles Gute und Edle vernichtet ist."

Sonst sind starke Ausdrücke seine Sache nicht. Er wehrt sie sogar freundlich, aber entschieden ab. Als wir über die Neuromantiker sprachen, gebrauchte ich einige harte Worte. Ich erklärte die forcierte Verherrlichung einiger geistvoller, aber degenerierter und perverser Künstler als eine zynische Attacke auf das natürliche Sittlichkeitsgefühl und sagte unter Berufung auf persönliche Erfahrungen, daß ich noch keinen jener Immoralitätsfanatiker gefunden hätte, bei dem ich nicht bei näherer Bekanntschaft auf den moralischen Defekt gestoßen wäre. Als ich aber von literarischem Zuhältertum sprach, hob der Graf abwehrend die Hand und sagte:

„Bleiben wir milde in unserem Urteil über unseren Nebenmenschen." Dann fuhr er fort: „Sprechen Sie weiter."

Ich hatte mich aber schon gefaßt und bat um Verzeihung für meine Leidenschaftlichkeit. Fortfahren könnte ich nicht mehr, denn was ich auf der Zunge hätte, seien nur weitere Bitterkeiten gewesen.

Da blickte er mich freundlich an und sagte nur: „Ich danke Ihnen."

Daß er aber Sympathien für die Diaboliker und andere Exzentriks nicht ausdrücken wollte, ist selbstverständlich. Zu allem Überflusse sprach er sich auch direkt gegen die Artistenkunst aus, die er vor allem langweilig nennt. „Gequälte Produkte der

Originalitätssucht, von der Eitelkeit empfangen und auf den Beifall von sogenannten Feinschmeckern berechnet.“ Er zuckt die Achseln darüber, daß man Baudelaire ein Denkmal gesetzt hat. Er stimmte mir aber doch zu, als ich das Interesse für exotische Anregungen in den bildenden Künsten, wie für alles Exzentrische und Bizarre auf die Abneigung gegen den ganz äußerlichen Naturalismus zurückführte, der die Persönlichkeit des Künstlers ganz aus der Kunst ausschalten wollte. Er kam wieder auf seine These zurück:

„Ohne innerste Anteilnahme und völlige Erfülltheit kann nie ein Kunstwerk zustande kommen.“

Aber er bestreitet, daß in den Experimenten jener Modernsten jene Erfülltheit zu finden sei. Er sieht nur die jähe Abwendung von der Objektivitätsmode zur Subjektivitätsmode darin. Als ich aber davon sprach, daß die Russen so glücklich seien, alle diese Moden nicht mitmachen zu müssen, weil er in seinem liebevollen Realismus erst gezeigt habe, wie man wirklichkeitstreu und doch voll Wärme und Stimmung sein könne, da hob er wieder abwehrend und errötend die Hand. Ich konnte nicht erkennen, ob nur aus Bescheidenheit oder auch weil er von den Werken aus seiner „literarischen“ Periode nichts mehr wissen will. Ich glaube aber, dieser Klang erreicht sein Ohr nicht mehr. Als ich mit heißen Worten davon sprach, was wir alle ihm verdankten, daß seine Kunst für uns eine Offenbarung gewesen, daß wir erst durch ihn wüßten, welche poetische Gewalt in der schlichtesten, tief

eindringenden Natürlichkeit liege, da schnitt er mir in seiner milden Weise das Wort ab. Nur Liebestätigkeit ist für ihn noch ein Ding von Bedeutung, alles andere nichtiger Tand. Er sagte zu mir:

„Sie stecken noch zu tief im Materialismus. Sie müssen sehen, daß Sie sich davon befreien.“

Aber er war doch so gütig, meinen guten Willen anzuerkennen, das ehrliche Suchen nach der Wahrheit, wenn ich sie auch nicht in allen Stücken dort zu finden vermag, wo er sie gefunden zu haben glaubt.

Wohl aber muß ich bekennen, daß ich in der tiefen Nacht, als er mir gegenüber saß, den schönen Kopf mit dem Hinterhaupt in die Hand gestützt, weit zurückgelehnt, mit den leuchtenden Augen, die ihn wie transparent erscheinen ließen, daß ich da große Mühe hatte, die gesellschaftliche Haltung zu bewahren. Er, der Größten aller Zeiten einer ist ganz im rein Menschlichen aufgegangen und ein Heiliger geworden, auf dem göttlicher Glanz liegt. Die Güte und Sanftmut seiner Stimme und die Milde seines Wortes sind unbeschreiblich. Er hat vom Propheten und Apostel nur die Liebe und Unerschrockenheit, nicht den Eifer und den Zorn. Schwerlich hat je ein Irdischer mehr Verständnis für menschliche Schwächen gehabt, als er; so bekämpft er immer nur Einrichtungen, nie Menschen. Und doch hat auf unser Gewissen kein zweiter solchen Einfluß geübt, als dieser bei aller Unerbittlichkeit des Scharfblicks erbarmungsvollste aller Richter.

Es war Mitternacht, als uns der Schlitten des

Grafen nach Kosslowka, der nächsten Station bei dem Gute, brachte. Beim Abschiede konnte ich meine Bewegung nicht mehr bemeistern. Denke ich an die letzte Minute, als der Graf oben auf der Treppe stand und mir noch ein letztes Wort zurief, und ich zu ihm zurückkehrte, um ihm nochmals und gewiß für immer Lebewohl zu sagen, so ist mir, als hätte ich nie in meinem Leben Erschütternderes durchgemacht. Es ist mir der Eindruck geblieben, als habe der ganze Raum vom Lichte seiner Augen gestrahlt. Und doch war es nur ein prosaischer Rat für die Rückreise nach Moskau, um dessentwillen er uns aus seinem Arbeitszimmer nach der Verabschiedung noch einmal nachgeeilt war. Komtesse Sascha aber stand wie eine Heldgöttin lieblich im Sternenschein an der Hauspforte, als die schlanke Stute mit dem vorgespannten Füllen vor dem Schlitten auszugreifen begann. Es war ein wohltuendes Gefühl, den heiligen Greis in der Obhut dieses lieblichen Geschöpfs zu wissen.

Im scharfen Trab flogen wir unter den funkelnden Sternen an schwarzen Wäldern vorüber über die stumme, tiefverschneite Heide. In mir aber tönten die Worte Kants wieder: „Zwei Dinge sind es, die mich immer mit ehrfürchtigem Schauer erfüllen, der Sternenhimmel über mir und das moralische Gewissen in mir.“ Der Mann, in dessen Hand die meinige eben gelegen hatte, verkörpert das moralische Gewissen unseres Zeitalters.





VERLAG DER LITERARISCHEN ANSTALT,
RÜTTEN & LOENING IN FRANKFURT a. M.

# Menschen und Werke.

## ESSAYS

von

**Georg Brandes.**

Mit dem Gruppenbild der 17 im Buche besprochenen Schriftsteller in Glanzlichtdruck.

Dritte von Neuem durchgesehene und vermehrte Auflage.

8°. Gebunden in Leinwand. Mk. 11.—.

1. GOETHE UND DÄNEMARK. 2. LUDWIG HOLBERG. 3. ADAM OEHLENSCHLÄGER: ALADDIN. 4. FRIEDRICH NIETZSCHE. 5. EMILE ZOLA. 6. GUY DE MAUPASSANT. 7. PUSCHKIN UND LERMONTOW. 8. FJODOR DOSTOJEWSKI. 9. LEO TOLSTOI. 10. DAS TIER IM MENSCHEN. 11. KRISTIAN ELSTER. 12. ALEXANDER L. KIELLAND. 13. J. P. JACOBSEN. 14. AUGUST STRINDBERG. 15. HERMANN SUDERMANN. 16. GERHART HAUPTMANN.



